Bio 4641
2

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

August Lewald's
gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Zweiter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Zweiter Theil.

Jünglingsjahre.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Inhalt.

Seite.

Jünglingsjahre. (Fortsetzung.) 1

Der Erbe des Teufels. 3
Die Belagerung von Danzig. 60
Natalina. 72
Warschau. 76
Bayreuth. 223
Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande. 255
Auf dem Marsche. 307
Signora Chelli aus Rom. 352
Gretchen. 363

Jünglingsjahre.

(Fortsetzung.)

Der Erbe des Teufels.

1.

In der alten Stadt Bialystok in Litthauen lebte vor Jahren ein guter, freundlicher Kanonikus in seinem schönen Hause, nahe an der Domkirche. Man erinnerte sich wohl noch der Zeit, wo er als armer Priester hingekommen war, blank und bloß, wie ein Schwert ohne Scheide; jedoch ein schöner, kräftiger und gesunder Mann, wie er damals gewesen, macht überall und immer seinen Weg. Ist es nicht auf die eine, so ist es auf die andere Art. Er wurde bald ein von allen Damen sehr gesuchter Beichtvater; denn er hatte für alle eine so tröstende Absolution, einen so lindernden Balsam, daß sein Ruf in Kurzem wuchs und bald bis ans Wunderbare grenzte. Seine Bescheidenheit, Demuth, Wohlthätigkeit, Verschwiegenheit und alle andern geistlichen Eigenschaften wurden laut gepriesen, und es fehlte nicht, daß ihn die Vornehmsten deshalb hochschätzten und ihn in ihre Häuser zogen.

Bei diesem guten Fortgange jedoch konnte es nicht ausbleiben, daß seine frommen Brüder, denen der hohe Grad seiner Heiligkeit abging, einigen Neid empfanden und nicht nur etwas scheel auf seine Vorzüge und Fortschritte blickten, sondern auch verschiedene Ränke schmiedeten, ihn aus der allgemeinen Gunst zu verdrängen. Mußte ihnen dieses nun bei den Damen schwer werden, so wurde es ihnen bei den Männern nur desto leichter.

Um diesen störenden Einfluß zu bannen, kam die frömmste und zugleich vornehmste Dame der Stadt, die Frau Gräfin S., auf den guten Gedanken, ihm eine Reliquie zu verehren, welcher man alle die wunderbaren Erfolge zuschreiben konnte, die durch den Kanonikus vollführt wurden. Geschah irgend Etwas, das in der guten Stadt Bialystok oder in der Umgegend Aufsehen erregte, so hieß es gleich: „Er besitzt ein Bein des heiligen Victor und damit vollführt er Alles!"

Und natürlich durfte dann Niemand widersprechen, denn es wäre unziemlich selbst für den Zweifler gewesen, seine Meinung gerade heraus zu sagen.

In seinem Hause lebte der wackere Kanonikus wie ein König. Statt des Weihwassers sah man ihn von edlen Flaschen umgeben, statt der Kasteiung machte er sich mit delicaten Schüsseln vertraut. Nicht ein Sterbefall ereignete sich weit und breit, ohne daß er in den Testamenten oder Codicillen bedacht worden wäre. Alles ging ihm nach Wunsch, und sicher wäre er schon längst Bischof geworden, wenn es ihm einmal eingefallen wäre, am rechten Orte zu sagen: „Die Haare gehen mir aus und ich wünschte mir eine Bischofsmütze, um mir den Kopf nicht zu erkälten."

Wahrlich, nichts weiter hätte es bedurft, und sein Wunsch wäre erfüllt worden.

2.

So waren seine Tage hingegangen und er war nun alt und schwach geworden, denn bei seiner Lebensweise sind achtundsechzig Jahre ein sogenanntes schönes Alter für einen Jeden, nur nicht für Den, der es hat. Er ging in sich, und überdachte seinen langen Lebenslauf; er sah, was er gethan und gewirkt, und war damit zufrieden; hierauf beschloß er, seine apostolischen Arbeiten zu beschließen und sich mit seinen im Schweiße seiner Thätigkeit wohl erworbenen hunderttausend Thalern in Ruhe zu setzen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, wollte er nur noch Damen vom vornehmsten Stande mit seinem frommen Eifer beistehen, und dies erregte solchen Neid bei allen andern, daß trotz der besten Bestrebungen sehr trefflicher junger Geistlicher man dennoch allgemein behauptete, daß keiner von ihnen im Stande sei, die Seele einer Frau von Stande von jedweder Last zu befreien und zu reinigen, als der alte reiche Kanonikus, der in seinem schönen Hause neben der Domkirche wohnte.

Nach den Gesetzen der Natur spann sich ein Jährchen nach dem andern ab, und unser alter Herr war nun nach und nach ein schöner Neunziger geworden, mit schneeigem Haupt und zitternden Händen, dabei aber rund wie ein Thurm, sodaß er fast nicht mehr von seinem Stuhle aufstund, auch stets mit gutem Appetite essend und noch besser trinkend, von wenigen Worten, sodaß man ihn, das Essen und Trinken abgerechnet, leicht für ein stummes Bild hätte halten können, das irgend ein geschickter Künstler dem lebendigen Kanonikus nachgeformt.

Jetzt aber begannen seltsame Gerüchte im Volke umherzugehen. Zuerst keimten sie im engen dunkeln Kreise, dann

verbreiteten sie sich weiter und weiter mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Thatsache, daß unser Kanonikus starr und stumm in seinem Sessel blieb, seine Abgeschiedenheit von aller Welt, seine blühende Gesundheit, sein junges Greisenalter mit einem Wort, und andere Gerüchte, die mit oder ohne Grund sich von ihm herumtrugen, nebst allerlei Geschichten, die man sich von seinem frühern Lebenswandel erzählte, den man jetzt ungescheut einen bösen benannte — alles Dieses machte auf die Menge, die stets neugierig und unwissend ist, einen seltsamen Eindruck, und zugleich wurde sie empfänglich für eine wunderbare Kunde. Es hieß nämlich, der alte wahrhaftige Kanonikus sei schon vor längerer Zeit gestorben, allein der Teufel in eigener Person sei in den Leichnam gefahren und spiele die Rolle des Todten fort, so lang es ihm beliebe.

Wenn diese Kunde nun schon im Volke großes Aufsehen erregte, so war dies bei jenen vornehmen Damen, die mit dem Kanonikus in engerer Berührung gestanden hatten, in einem viel höheren Grade der Fall. Sie überdachten jetzt nicht ohne Besorgniß, was sie mit ihm zu schaffen gehabt bei verschiedenen Lagen und Ereignissen, und mußten sich wirklich in ihrem Innersten gestehen, der wackere Kanonikus habe denn doch nach dem gewöhnlichen Ausdruck der Leute „den Teufel im Leibe gehabt," und es konnte nicht ausbleiben, daß solche Gedanken sie um die dereinstigen Folgen nicht wenig besorgt machten.

Freidenker, Zweifler, Ketzer endlich, die zu jeder Zeit und aller Orten und also auch damals in Bialystok zu finden waren, vermeinten jedoch, daß es sonderbar wäre, den Teufel nach und nach durch seine Thaten so ganz aufgerieben zu sehen; auch warum es denn überhaupt der Teufel in dem Gewande des Geistlichen so lange schon aushalten mochte, warum er zu Zeiten noch in die Kirche gehe, wenn die

andern Geistlichen sich auch dahin verfügen, was ihm denn einfiele, sich den Weihrauch in die Nase steigen zu lassen? wie er das Weihwasser vertragen könne? und viele ähnliche Dinge.

Auf diese ketzerischen Einwände hatten nun frommere Seelen zu bemerken: die Welt werde besser und folglich der Teufel auch; er wolle sich bekehren und habe deshalb diese Rolle erwählt, um endlich auch der Gnade theilhaft zu werden.

Die Letzten endlich, und nach ihrer Meinung die Gescheidtesten, glaubten, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und behaupteten: der Böse sei deshalb in den Körper des Kanonikus gezogen, um seinen drei Neffen und Erben einen Possen zu spielen und ihnen die reiche Erbschaft ihres Oheims bis zu ihrem eigenen Tode vorzuenthalten. Zwei von ihnen kamen in der That jeden Tag, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und hofften dabei immer, ihn endlich einmal mit geschlossenen Augen daliegen zu sehen. Wenn sie ihn aber lebend mit hellem Blicke fanden, wie er sie mit seinem Basiliskenauge fixirte, so heuchelten sie Freude und Entzücken darüber und konnten nicht aufhören zu versichern, wie sehr sie ihren guten alten Onkel liebten.

Zu allen schlimmen Gerüchten kam das Wichtigste noch hinzu, welches ein altes Weib offenbarte, deren Wahrhaftigkeit in solchen Dingen von Niemand in Zweifel gezogen wurde. Zwei von seinen Neffen sollen nämlich zur Nachtzeit ihren Oheim von einem Schmause bei dem Pönitentiarius nach Hause geführt haben. Da sie selbst aber des Guten zu viel gethan, so waren sie gestolpert und hatten den guten Alten auf einen Steinhaufen fallen lassen, der dalag, um eine Kapelle zu Ehren des heiligen Christoph aufzuführen.

Hiebei trug sich zu, daß der Greis beim Fallen Funken gegeben hatte, wie wenn ein Stück Eisen gegen Steine geschlagen wird. Dann — als auf das Geschrei der lieben Neffen Menschen mit Lichtern herbeiliefen — soll der Alte ganz gerade wie ein Kegel und lustig wie ein Eichhörnchen auf den Beinen dagestanden sein und ausgerufen haben, daß der edle Wein aus dem Keller des Pönitentiarius ihm die Kraft verliehen habe, diesen schweren Fall auszuhalten, daß übrigens seine Knochen noch hart genug seien und gleich wie vormals noch manches Andere überstehen könnten.

Die guten Neffen, die ihn diesmal für immer verloren zu haben glaubten, waren von diesen Reden nicht wenig überrascht und sahen nun wohl ein, daß die Zeit nicht sobald kommen würde, den Onkel los zu werden, da selbst die harten spitzen Steine auf dies alte dauerhafte Gerüste keinen nachtheiligen Einfluß zu üben vermochten.

Trotz aller dieser Geschichten, wahr oder nicht, fuhr der alte Kanonikus fort, in seinem Hause gut zu leben, und wollte nicht sterben. Seine drei Neffen waren stets um ihn und er trug sie gleich wie sein Seitenstechen und Asthma, und wie die andern nicht lieblichen Anhängsel eines hohen Lebensalters alle heißen mögen.

Ob er indeß der Kanonikus oder der Teufel war, kann dem geneigten Leser bis jetzt noch nicht mit Gewißheit verrathen werden.

3.

Es muß uns jetzt vor Allem daran liegen, die Neffen ein wenig schärfer ins Auge zu fassen.

Der älteste war gewiß der böseste Junge, der jemals in den Straßen von Bialystok sich herumgetrieben hatte. Von Pflastertretern kann man in diesem Falle nicht sprechen, denn die Stadt war zu jener Zeit selbst in den Hauptstraßen noch nicht gepflastert.

Man erzählte von ihm, daß er mit Haaren und Zähnen auf die Welt gekommen sei, und wenn man es für eine Vorausbestimmung ansehen will, so darf man sagen, daß er wirklich seine Gegenwart und Zukunft verfraß. Er war über alle Grenzen verschwenderisch und sündigte auf die Erbschaft seines Oheims, die ihm bei der enormen Lebenskraft desselben vielleicht nie zu Theil werden konnte. Allein diese Lebenskraft war es auch, die er von dem guten Oheim ererbt zu haben schien. Da die Krone Polen mit ihren Nachbarn im Frieden lebte, so mußte er sich, obgleich Hauptmann eines Trupps Lanzenreiter, auf friedliche Scharmützel und süße Siege beschränken, wie sie nun eben einem jungen, schönen und lebensfrohen Officier in einer üppigen Garnison zu erblühen pflegen. Eine andere Bravour konnte er freilich nicht an den Tag legen; allein aus allen Fällen, die sich ihm darboten, zog er sich mit Ehren heraus und dies erwarb ihm die hohe Gunst des Grafen Poninski, der in Bialystok commandirte und von seinen Officieren verlangte, daß sie ein freies, ritterliches, mit zahlreichen Abenteuern geschmücktes Leben führten. Vorzüge, wie sie dieser Neffe des Kanonikus besaß, erschienen den Augen des Grafen Poninski wie Tugenden, und er setzte sie den besten militairischen Eigenschaften gleich. Ob das recht war, wollen wir hier nicht untersuchen.

Dieser Neffe des Teufels, wie man ihn in der Stadt gewöhnlich zu benennen pflegte — wenn er es nicht hörte, wohlverstanden — hieß eigentlich Capitain Sembrowski.

Allein seine zahlreichen Gläubiger, lauter plumpe Bürger und Handwerker, denen er die Taschen leerte, die aber außerdem für einen Edelmann zu nichts gut waren und keine Lebensart besaßen, hatten ihm den Beinamen „Krummbuckel" gegeben; denn in der That war die eine Schulter etwas höher als die andere und bildete einen kleinen Höcker, was dem sonst schön gebildeten Manne allerdings zu einigem Nachtheil gereichte. Allein wie unrecht war es, dies anzuführen und ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen; dabei war es auch unvorsichtig von den Leuten, da sie wußten, wie stark und boshaft er war, und daß es Niemand zu rathen gewesen wäre, wenn er es gewagt haben würde, diesen Höcker erklimmen zu wollen, um eine weitere Aussicht zu genießen. Mit einem Worte, der Capitain Sembrowski war nicht der Mann dazu, sich zu irgend einer Sache herzugeben, wenn er nicht seinen bedeutenden Vortheil dabei gesehen hätte.

Der zweite Neffe hatte die Rechte studirt und war durch den mächtigen Einfluß seines guten Oheims ein viel beschäftigter Advokat geworden. Er führte die Processe der meisten Damen, die vormals dem Kanonikus gebeichtet hatten. Obgleich er Sembrowski, wie sein Bruder, der Capitain, hieß, so nannte ihn doch das Volk, wie jenen Krummbuckel, „Storchbein," seines Aussehens wegen, da seinen Beinen wirklich Magerkeit nicht abzusprechen war und die Waden gänzlich gebrachen.

Ueberhaupt hatte der Advokat einen jämmerlichen Körper; er war bleich von Gesicht, und seine Physiognomie sah einem Kreuzschnabel nicht unähnlich. Dennoch mochte er wol um eines ganzen Hellers werth besser sein, als der Capitain; auch enthielt sein Herz wol ein Quentchen wahre Zuneigung für den guten Oheim, bis daß es dem bösen

Zureden Krummbuckels gelungen war, diese Zuneigung seinem Bruder aus dem Sinn zu schwatzen. Demnach war gleichsam tropfenweise das Gefühl der Dankbarkeit verschwunden, sodaß besonders bei schlechtem fröstelnden Wetter der Advokat sich gern zum Kamine auf den Platz des Oheims zu setzen pflegte, wenn dieser eben in der Kirche war, und dann seine Füße in dessen Fußsack steckte, sich in den weichen Lehnstuhl zurücklegte und bei geschlossenen Augen die ganze Erbschaft berechnete und im Voraus alle die Genüsse kostete, die er sich daraus zu bereiten versprach. Solche Gedanken, so angenehm sie an sich auch sein möchten, führten aber dennoch zu der traurigen Wahrheit, daß sie nach Recht und Billigkeit, nach den Gesetzen, wie nach den Anforderungen des Blutes, mit einem Dritten die Erbschaft zu theilen hatten, die dann dadurch sehr bedeutend geschmälert worden wäre. Diesen dritten Theil nahm nämlich ein armer Bursche in Anspruch, der Sohn einer Schwester des Kanonikus, der auf dem Lande einige Stunden von Bialystock die Schafe hütete und seinen Oheim nicht kannte und auch von ihm nicht gekannt wurde. Man kann sich übrigens leicht denken, daß der vornehme Geistliche von dieser Verwandtschaft nicht sehr erbaut war und den dritten Neffen mithin auch nicht besonders lieb hatte.

Auf diesen Umstand hin bauten nun Capitain Krummbuckel und Advokat Storchbein ihren Plan. Unter dem Vorwand, für die alten Tage und den gebrechlichen Zustand ihres geliebten Oheims besser Sorge zu tragen, schrieben sie an den Schafhirten und beriefen ihn in die Stadt, um in dem Hause des Kanonikus als dessen Wärter und Diener einzutreten. Sie hofften, daß der gemeine Bauerknecht durch seine dummen Streiche und Plumpheiten, sowie durch seine schlechten Gewohnheiten, gewiß nichts recht

machen würde und den Zorn und Unwillen des Oheims dadurch in einem solchen Grade erregen müsse, daß er ihn aus dem Testamente entfernte. Dieser Weg schien ihnen der beste, um sich des dritten Theiles der Erbschaft zu versichern. Wir wollen sehen, ob ihnen dieses gelungen.

4.

So lebte nun der arme Schafhirte schon mehre Wochen im Hause des Kanonikus, seines Oheims. Franz, so hieß es, war mit Allem zufrieden, und fühlte sich glücklich in seinem neuen Stande. Er war klug genug, einzusehen, daß es ihm mehr Vortheil bringen würde, einen geistlichen Herrn, als eine Heerde Schafe zu hüten, und da fand er es denn gar nicht unangemessen, selbst die Rolle des Hundes zu übernehmen, und er war nicht nur Wärter und Hüter, sondern Knecht und Stab des Greises.

Mit einer rührenden Aufmerksamkeit ermangelte er nie, wenn der Alte nies'te, sein „Zur Gesundheit!" zu sagen; hustete der Alte, so blieb nie sein „Gott behüte Euch noch lange, Herr Oheim!" aus; kurz, der Kanonikus mochte sich räuspern oder irgend ein Geräusch machen, so spitzte Franz die Ohren, murmelte einen wohlgemeinten Wunsch und sprang hinzu, um seine Hülfeleistung anzubringen. Dann mußte er auch zu hundert Malen hinaus, um nach dem Wetter zu sehen; bald suchte er die Katze, und wenn er sich müde mit ihr herumgejagt und sie eingefangen hatte, ließ er sich von ihr willig zerkratzen, um sie wieder auf ihr gewohntes Polster zurückzutragen. Stundenlang blieb er dann wieder stumm, zuhorchend; dann sprechend und den

alten Kanonikus mit der Sorgfalt einer Amme reinigend, waschend und ankleidend. Hierbei bewunderte er ihn dann, als wäre er der schönste Kanonikus der Welt. Er erschöpfte sich in Lobsprüchen über ihn und that dies Alles mit so vielem Freimuth und aus so gutem Herzen, daß Jedermann seine Freude daran haben mußte, der den guten Burschen bei seinem Thun und Handeln beobachten konnte.

Der Alte war jedoch meist unzufrieden mit ihm. Wenn er ihn schon seines geringen Standes wegen gern verleugnet hätte, so war es mehr noch sein gutmüthiges Wesen, das auf ihn eine unangenehme Wirkung hervorbrachte, weil er es der Heuchelei zuschrieb, die dadurch von der Erbschaft mehr zu erlangen hoffte, als die Andern. Er behandelte daher den armen Franz hart und zurückstoßend. Alle Augenblicke schrie er: „Franz, thu dies, Franz, thu das!“ und der gute Bursche mußte sich wie ein Kreisel drehen, wenn er allen Befehlen nachkommen wollte. Dies mochte ihm jedoch noch so gut gelingen, so schimpfte der Kanonikus dennoch auf ihn und sagte zu seinen andern beiden Neffen: „Dieser verwünschte Junge ist ein Nagel zu meinem Sarg. Er ist zu dick, zu ungeschickt und zu einfältig!“

Franz, der dieses Alles anhören mußte, wurde gar nicht böse darüber. Mit großen Augen sah er den schmählenden Oheim gutmüthig an und dachte bei sich selbst: wenn ich's doch nur diesem lieben, guten, alten Herrn recht machen könnte; er ist ja der Bruder meiner leiblichen Mutter und ich habe ihn schon deshalb so lieb! Eben so ruhig hörte er die Schimpfreden an, die seine beiden Vettern, der Capitain und der Advokat, übermäßig ergossen, wenn der Oheim von den Fehlern seines Dieners sprach. Ach, dachte er bei sich selbst, sie haben wol recht, ich bin in der That zu

plump und zu dick; wenn ich nur abmagern könnte, ich würde gewiß behender und geschickter werden!

Um dies zu erreichen, legte sich der ehrliche Franz ein freiwilliges Fasten auf; allein dies wollte nicht anschlagen. Seine Schultern blieben breit, seine Glieder stark, seine Backen strotzten von Blut und Gesundheit, seine Statur blieb untersetzt, und er mochte seiner Nahrung noch so viel abbrechen, so sah er immer einem Silen ähnlicher, als einem Zephir. Das bäuerisch-gesunde Wesen, das die Natur ihm seit der Geburt aufgedrückt hatte, ließ sich nicht verwischen, und er blieb, wie er war, zu seinem großen Schmerze, dem alten Kanonikus aber zu noch größerem Verdrusse.

Es war übrigens ein seltsamer Mann, dieser alte Kanonikus. So sehr er auch seine Unzufriedenheit mit Franz an den Tag legte, so hatte er doch wieder Augenblicke, wo er ein ganz Anderer war. Man hätte glauben sollen, daß zwei ganz verschiedene Menschen in diesem alten hinfälligen Körper wohnten, von denen der eine schlief, sobald der andere wachte. Das trübselige, grämliche Gesicht des neunzigjährigen Greises belebte sich dann auf wunderbare Weise. Die schläfrigen Augen sprühten einen unheimlichen Glanz, die spitze, eingesunkene Nase hob sich wieder empor, die lästigen Falten um den Mund machten einem sarkastischen Lächeln Platz, und die Zunge, die außer einigen Schimpfworten fast nichts mehr vorbrachte, wurde gesprächig und brachte Schnurren und Schwänke vor, die im Innern des alten Kopfes plötzlich zu erwachen schienen. In solchen Momenten, die von Zeit zu Zeit wiederkehrten, war auch das Benehmen des Kanonikus gegen seinen ehrlichen Bedienten ein ganz anderes. Eine gewisse Art von Zuneigung wurde dann bemerklich, die ein größeres Vertrauen in dem Gemüthe des jungen Menschen erzeugen zu wollen schien, da

das gewöhnliche Benehmen allerdings nicht im Stande war, jene Scheu zu besiegen, die der Neffe vor dem Onkel, der Knecht vor dem Herrn, der arme schlichte Bauernsohn vor dem vornehmen geistlichen Herrn ohnedies hatte. War nun ein solcher Augenblick gekommen, wo der Alte seine Gewohnheiten ablegte, um ein Anderer zu sein, dann bemühte sich auch Franz, sich durch treuherzige Fragen und Antworten ihm zu nähern und auch so sich zu bestreben, seine Zufriedenheit zu erringen.

Es war seltsam, auf welche Gegenstände manchmal der Kanonikus zu sprechen kam, wenn er eben ein Anderer wurde.

Eines Abends, als es bereits dunkel geworden war, verlangte der Alte in seine Hauskapelle geführt zu werden, um dort eine stille Andacht zu verrichten. Er hatte fast den ganzen Tag matt und schläfrig auf seinem großen Lehnstuhle am Kamine gesessen und manchmal mit geschlossenen Augen den Zweifel erregt, ob er noch lebe oder bereits todt sei. Um so auffallender mußte es sein, daß er plötzlich bei so später Zeit sich erhob, um seine Andacht zu verrichten. Franz, zu Allem dienstwillig, lieh Arm und Schulter dem Alten zur Stütze, und Beide verließen das Gemach. In der Kapelle, nachdem der Kanonikus niedergekniet war, befahl er Franz, ihn allein zu lassen und ihn erst dann abzuholen, wenn er den Ton eines Glöckchens vernehmen würde, das er zu diesem Behufe in der Tasche seines weiten Chorrocks zu tragen pflegte.

Franz kehrte wohlgemuth in das Wohnzimmer zurück, um Verschiedenes in Ordnung zu bringen. Er warf frische Scheite in den Kamin, lupfte das weiche Polster des Sessels, rückte diesen näher zum Feuer, wischte den Staub von den Möbeln und war noch mit Allerlei beschäftigt, im Her-

zen froh darüber, daß es mit dem alten Herrn so gut bestellt sei, als dieser plötzlich ungeführt, auf eigene Kraft vertrauend, ins Zimmer trat. Franz fiel der Kehrbesen aus der Hand; sollte das kurze Gebet dem hinfälligen Greise diese Kraft verliehen haben? Er, der noch vor Kurzem so matt einherschlich und sich so schwer auf Franzens Arme lehnte, als wollte er bei jedem Schritte in die Erde sinken, trat jetzt zur Thüre herein, als hätte ihn der allein zurückgelegte Weg nicht im Geringsten ermüdet. Franz eilt ihm entgegen und fühlt, wie er ihm den Arm reicht, den sanften Druck des guten Oheims, der ihn liebevoll dabei anblickt. Aha, denkt Franz bei sich, jetzt hat er wieder einmal seine gute Stunde, der gute Alte! Das Gebet übt doch wunderbare Kraft auf den Frommen.

Nachdem der Kanonikus wieder in seinem Lehnstuhle saß, hoben die sarkastischen Schlänglein um seinen Mund zu spielen an, und die Augen des alten Mannes blitzten schalkhaft darein.

„Komm her, Franz," fing er endlich an, „setze Dich zu mir auf diesen Schemel — rücke ihn näher zu mir her — so, mein Sohn! Es ist wahr, daß ich oft ungerecht gegen Dich bin. Du bist ein frommer, guter Mensch, aber mein Alter und meine Schwächen sind Schuld daran, daß ich Dich nicht jetzt schon nach Gebühr belohne. Dein Lohn soll Dir aber dennoch nicht entgehen. Ist es nicht hienieden, so ist es jenseits. Du glaubst doch an Lohn und Strafe? Sprich, lieber Sohn, was hältst Du von dem Teufel? Du glaubst doch an den Teufel?"

Franz, der bis jetzt ganz verwundert über die große Vertraulichkeit dagesessen hatte und mit immer steigender Beklommenheit der seltsamen Rede des alten Kanonikus gefolgt war, hatte nun die Augen weit aufgerissen und rich-

tete sie mit halb offenem Munde auf seinen Oheim. Wer ihn sah, durfte nicht daran zweifeln, daß die Frage ihn in Verlegenheit setzte, aber auch zugleich, daß er nicht zu Denen gehörte, die durch ein listiges, feines Ausweichen eine solche Frage zu erledigen verstanden.

Der Kanonikus fing nun an, viel von der Macht des Teufels zu erzählen, und welche Qualen und Martern Gott für die Verdammten bereit hielte, und wie es daher gut sei, sich mit dem Teufel bei Zeiten abzufinden, gleichsam seine Bekanntschaft zu machen, um später dann besser fertig mit ihm zu werden. Der Alte sprach dabei von seinen Erfahrungen, und daß er darüber jüngern, wahrhaft demüthigen Seelen manche gute Lehre zu geben wisse. Er fragte Franz vertraulich, ob er schon darüber nachgedacht und was er davon halte.

Was früher bloße Verwunderung gewesen, steigerte sich jetzt zu immer größerem Staunen und wandelte sich zuletzt zu einer Art von Beängstigung um, die dem armen Franz fast den Athem versetzte. Dieses Steckenpferd hatte er den Kanonikus noch niemals tummeln sehen. Es gefiel ihm auch nicht, und er hätte den Alten lieber von allerlei sinnlichen Genüssen, wie sonst wol, schwatzen hören mögen, von guten Fastenschmäusen, von Mönchspossen, wie sie in verschiedenen Klöstern passirt waren, auch wol von kleinen Jugendverirrungen des alten heiligen Mannes, deren holde Erwähnung ihm wahrlich nicht übel anstand.

„Nein, Herr Oheim, Sie mögen sagen, was Sie wollen," sprach endlich Franz, sich ein Herz nehmend, „ich glaube an alle diese Teufeleien nicht."

„Und das sagst Du mir?" brachte der Kanonikus nicht ohne anscheinendes Entsetzen vor. „Bist Du ein Christ, Junge, oder bist Du keiner?"

„Ei ja, ein Christ bin ich wohl, Herr Oheim," antwortete Franz.

„Nun wohl, Bursche, hast Du nicht gelernt, daß es ein Paradies für die Guten gebe, und ist nun nicht die natürliche Folge, daß es eine Hölle für die Schlechten geben müsse?"

„Meinetwegen, Herr Kanonikus, der Teufel aber ist einmal zu nichts nütze, und weshalb sollte er denn nun da sein? Wenn Sie Jemand um sich hätten, der Ihnen in Ihrem schönen Hause Alles in Unordnung brächte, Alles verkehrt machte und Ihnen jeden Possen spielte, würden Sie ihn da nicht zur Thür hinauswerfen?"

„Unter Umständen, Franz, unter Umständen," versetzte der Kanonikus mit feinem Lächeln.

„Nun, sehen Sie wohl, Herr Oheim," sagte Franz weiter, „wäre es da nicht recht seltsam vom lieben Gott, in dieser seiner Welt, die er so wunderbar eingerichtet hat, einen solchen verwünschten Teufel hausen zu lassen, dem es immer nur darum zu thun ist, ihm Alles zu verderben? Mein Seel, wenn es einen guten Gott gibt, so kann es keinen Teufel geben, darauf können Sie sich verlassen. Ja, wahrhaftig, ich wollte einmal den Teufel sehen. Ha, ich fürchte mich nicht vor seinen Krallen."

„Mein Sohn, wenn ich diesen Glauben getheilt hätte, als ich so jung war, wie Du, so würde ich zehn Mal jeden Tag gebeichtet haben, um nur ein Plätzchen im Himmelreich zu gewinnen. O mein guter Franz! Zitterst Du denn nicht vor der Sünde, das Dasein des Teufels zu leugnen?"

„Ich kümmere mich keines Hellers werths um ihn," rief Franz und schnalzte mit Daumen und Zeigefinger.

„Ich wünsche von Herzen, mein lieber Sohn, daß Dir nichts Schlimmes dadurch widerfahren möge," sprach hierauf der Kanonikus.

„Schlimmes? O ganz und gar nicht," antwortete Franz. „Gott hat wol Macht genug, mich gegen den Teufel zu beschützen, wenn es einen geben sollte, und um so gewisser wird er sich meiner dann annehmen, da ich ihn für weiser und nicht für so dumm halte als Ihr und viele gelehrte und fromme Männer mit Euch, Herr Oheim."

Der alte Kanonikus schüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte von dem dummen Franz andere Antworten erwartet und mußte sich nun gestehen, daß er doch eigentlich so gar dumm nicht sei.

Das Gespräch, das vielleicht noch länger fortgedauert haben würde, unterbrachen nun die beiden andern Neffen, die mit großem Geräusch ins Zimmer traten. Das gute Vernehmen zwischen dem Kanonikus und seinem Diener, das sie sogleich wahrnahmen, überraschte sie unangenehm; schon die vertrauensvolle Stellung am Kamine wollte ihnen nicht gefallen. Sie glaubten nun mit Gewißheit annehmen zu können, daß der Alte Franz nicht im Geringsten haßte, und daß sein Aerger über ihn nur Verstellung gewesen war, um ihnen seine Zuneigung zu jenem zu verbergen. Der alte Kanonikus hatte aber plötzlich das frühere Gespräch abgebrochen und weil er nun einmal im Zuge zu sprechen war, allerlei Schwänke vorzubringen begonnen, über die er selbst so herzlich lachte, daß ihm der Bauch wackelte, ohne dabei vom geringsten Husten geplagt zu werden, was die Anwesenden mit großer Verwunderung erfüllte.

Die argwöhnischen Neffen, als sie den Kanonikus bei so guter Laune und so kräftig sahen, gedachten, ihm bei dieser schicklichen Gelegenheit einmal auf den Zahn zu fühlen.

„Wenn Sie jetzt Ihr Testament machen sollten," fing der Capitain an, „wem würden Sie wol Haus und Garten hinterlassen?"

„Wem anders, als Franz," erwiderte der Alte mit heiterer Miene.

„Und die Meierei vor dem Thore?"

„Ei, Franz, das versteht sich."

„Aber das große Gut bei Lyk, wer soll denn das bekommen?"

„Niemand als mein guter Franz."

„Ei zum Henker!" rief hier der Capitain mit seiner rauhen Stimme, während der bleiche Advokat sich auf die Lippen biß, „so soll uns denn dieser Franz Alles vor der Nase wegschnappen?"

„Mit Nichten," sagte hierauf lächelnd der Kanonikus, „über mein baares Geld, meine Juwelen und was ich sonst noch habe, testire ich in Form Rechtens und vermache es Demjenigen, der die andern Beiden überlisten wird. Ich stehe so nahe der Ewigkeit, daß mein Blick klarer sieht, als der anderer Menschen. Ich glaube, Euer Schicksal im Buche der Zukunft zu lesen."

Bei diesen Worten warf der Alte einen so schlauen Blick auf Franz, daß er den guten Burschen wie die Klapperschlange ihren Raub starr machte. Das Feuer dieses Blickes erleuchtete mit einem Mal den einfältigen Bauernjungen, der von diesem Augenblicke an anders hörte und auch Alles besser verstand. Es war mit ihm eine Verwandlung vorgegangen, gleich der einer Jungfrau am Morgen nach der Hochzeit.

Der Capitain und der Advokat waren über diese Aeußerung nicht wenig bekümmert, und da sie das Bedürfniß fühlten, sich schnelle Mittheilungen zu machen, zogen sie

respectvolle Reverenzen und verließen das Zimmer ihres Oheims.

Als Franz mit dem alten Herrn wieder allein war, wurde dieser immer stiller, sein Haupt senkte sich auf die Brust und er schien schlummern zu wollen. Das war natürlich; das viele Reden mußte ihn ja ermüdet haben. Die Ruhe und schwüle Luft im Gemache wirkte aber auch auf Franz einschläfernd, und da er durch das Vorhergegangene noch zutraulicher geworden war, als von Natur, so legte er wie ein getreuer Hund seinen Kopf auf das Knie des guten Oheims, schloß die Augen, und indem er bald an die reiche Erbschaft, bald an den vortrefflichen Verwandten, dem er noch ein recht langes Leben wünschte, dachte, schlief er ein.

Er mußte lange geschlafen haben; das Feuer war ausgegangen, das Zimmer kalt geworden, und der Nachtwind fuhr sausend durch den Schlot; die letzten Töne der Glocke, die Mitternacht verkündet hatte, summte vom Thurm. Ein erstickender Geruch, gleichwie von verbranntem Schwefel, hemmte dem Schläfer den Athem. Unruhig warf er sich hin und her und erwachte. Erstaunt blickte er um sich; Alles finster. Er tappte auf dem Stuhle herum; der Sitz war leer. Da glaubte er den leisen Ton eines Glöckchens schwach zu vernehmen. Jetzt erst kam ihm die Besinnung wieder. Es war die Glocke des alten Kanonikus, die aus der Hauskapelle tönte.

Schaudernd erhob er sich, nahm eine Kerze und tappte im Finstern durch den langen Gang, der zur Kapelle führte.

Die heisere Stimme seines Oheims überhäufte ihn mit Schmähungen, als er auf die ewige Lampe losschritt, sie herabließ und seine Kerze anzündete.

„Ich läute bereits seit einer halben Stunde, was meine Kräfte aushalten wollen, und Du hörst mich nicht, Schlin-

gel, und kommst nicht, Deinen alten Oheim zu holen. Warte nur, Du sollst gewiß nichts von der Erbschaft haben!"

„Aber, Herr Kanonikus, wie reime ich denn das zusammen?" wollte Franz ihn fragen.

Der Alte aber fuhr fort: „Ich muß im Beten wol eingeschlafen sein. Halt's Maul und bringe mich geschwind zu Bette, denn hier sterbe ich vor Kälte."

Und somit schwankten Beide durch den Gang nach dem Schlafzimmer zurück.

„Es ist doch ein wunderlicher Alter," murmelte Franz vor sich hin. „Wie mag er nur wieder allein in die Kapelle gekommen sein?"

5.

Nachdem der Schäfer seinen alten Oheim zu Bette gebracht und wohl zugedeckt hatte, ging er wieder in das Nebenzimmer, um Alles in Ordnung zu stellen, damit der Kanonikus am andern Morgen keine Ursache zum Schelten haben möchte. Er konnte nicht schlafen; sei es, daß er nach dem Weggehen seiner beiden Vettern lange geschlafen hatte, oder war es die seltsame Aufregung, in die ihn der Vorfall mit dem Kanonikus versetzt hatte, er kleidete sich nicht aus, öffnete ein Fenster und blickte hinunter auf den Platz vor der Domkirche, an dem das Haus des Kanonikus gelegen war.

Auf dem Platz war Alles still und ruhig; Thüren und Fenster der Häuser waren geschlossen und nur das Knarren der Wetterfahnen machte sich vernehmlich. Diese Ruhe

wirkte bald auf des Schäfers Gemüth ein. Sein Blick erhellte sich gleichsam im Dunkeln, und er sah Manches wie in weiter Ferne schimmern, was die Zukunft noch verbarg. Der alte Volksglaube erkennt den Schäfern bekanntlich die Gabe des Ahnens und Voraussehens zu, und viele Beispiele sind da, die uns nöthigen, dem alten Glauben wenigstens nicht offen entgegenzutreten.

Näherkommende Schritte störten endlich des Schäfers Betrachtungen. Seine Aufmerksamkeit wurde plötzlich von diesen ab nach einer andern Seite hingelenkt. Er blickte schärfer, als er um eine Ecke des Platzes zwei Männergestalten kommen sah, die ihm bekannt schienen. Als sie sich freier aus dem Schatten entwickelten, blieb ihm weder der Höcker des Einen, noch die Magerkeit des Andern verborgen, und er wußte nun bestimmt, wer sie waren. Betroffen zog er sich zurück, um nicht von ihnen bemerkt zu werden; doch blieb er so gestellt, sie zu belauschen. Es schien ihm kein Zweifel, von wo sie herkamen, denn seine beiden stolzen Vettern, die ihn gerade für nichts achteten, hatten oft in seiner Gegenwart von ihren geheimen Abenteuern verhandelt, und so wußte er denn auch, daß sie beide ihre Liebchen hatten; der eine die Frau eines wackern Goldschmieds, der andere ein vornehmes Dämchen, die nach Laune ihre Gunst verschenkte.

Sie gingen beide unter dem nahe liegenden Säulenportale der Kirche auf und ab, und — keinen Lauscher befürchtend — sprachen sie mit lauter Stimme.

„Was denkst Du nun aber mit Franz anzufangen?“ sagte Storchbein zu Krummbuckel.

„Was ich denke? Was ich denke?“ brummte dieser, indem er sich den Schnurrbart strich — „bei meinem Wonzen!“ — bekanntlich nennen Polen und Litthauer so ihren

Schnurrbart — „bei meinem Wonzen! Ich will ihm den Kopf vor die Füße legen, und er mag dann sehen, wie er ihn sich wieder aufsetzt.“

„Nichts da,“ fiel ihm Storchbein in die Rede; „Deine Art ist zu bekannt; man würde gleich sagen, das war der Arm des tapfern Capitain Sembrowski. Darum höre meinen Plan. Wir wollen ihn zu einem guten Mahle laden, und dann, nachdem wir ihm weidlich zugetrunken haben, uns betrunken stellen und allerlei lustige Streiche mit ihm vollführen. Dann wollen wir auch das Spiel an die Reihe bringen, das in Warschau bei Hofe jetzt Mode ist. Man steigt in einen Sack und dann gilt's, wer schneller als der Andere laufen kann. Haben wir ihn aber einmal gutwillig im Sack, so binden wir ihn zu und werfen ihn in die Narew; hier mag er sehen, wie er schwimmen kann.“

„Dieser Plan will reiflich überlegt sein,“ brummte der Capitain vor sich hin.

„Oh, er ist reif und wohl überlegt,“ versetzte der Advokat. „Ist der Vetter nur erst beim Teufel, so gehört die ganze Erbschaft uns Beiden, das ist doch klar.“

„Was mich betrifft,“ sprach hierauf der Raufbold, „so bin ich jedenfalls dabei und Dir in Allem zu Diensten. Allein nöthig ist es jedenfalls,“ fügte er hierauf mit schielendem, mißtrauischem Blicke hinzu, „daß wir fortan unzertrennlich bei einander bleiben, gleich zwei Beinen desselben Körpers; denn wenn Du fein bist wie Seide, so bin ich hart wie Stahl; List und Kraft! Eine Klinge ist doch wol noch so viel werth, als eine Falle! Das merke Dir, Herr Bruder.“

„Nun ja!“ sprach der Advokat mit verständigem Lächeln, „die Sache ist ja unter uns abgemacht, und es

kommt nur jetzt darauf an, ob er sich in der Falle fängt oder ob ihn das Schwert fällt."

„Beim heiligen Leib Gottes! Das Ganze ist nicht werth, viele Worte darum zu verlieren. Wer ist denn der Bursche? Wollen wir denn etwa ein gesalbtes oder geweihtes Haupt aus der Welt schaffen? Was ist's, ob ein solcher Rüpel von Schäferknecht mehr oder weniger in der Welt herumläuft? Also höre mich, Bruder von der Feder! Es gilt zwanzigtausend Zlaty von der Erbschaft für Denjenigen, der ihn aus dem Wege räumt. Gelingt mir's, so will ich ihm zurufen: Setz Dir den Kopf wieder auf."

„Ich aber will ihm zurufen: Schwimm zu, guter Freund!" rief der Advokat, indem er dabei lachte, daß eine Fledermaus zu der Oeffnung seines Mundes bequem hätte hineinfliegen können.

Hierauf schüttelten sich die beiden Ehrenmänner die Hand zum Abschied, und der eine ostwärts, der andere westwärts gehend, verließen sie den Platz.

Wie erstaunt war aber der arme Franz, als er so plötzlich sein Todesurtheil hörte.

„O die Bösewichter," sagte er leise vor sich hin. „Da gehen sie nun Beide vor der Kirche spazieren in der stillen Nacht, wo Alles so heilig ist, schon durch sich selbst, und sprechen gegen einander ihre blutigen Gedanken aus, als beteten sie zu Gott mit fester, erhobener Stimme."

Er war so ergriffen und verwirrt, daß er nicht wußte, ob die Worte zu ihm hinaufgestiegen, oder seine Ohren zu den beiden Sprechenden hinabgestiegen waren.

Der alte Kanonikus regte sich im Bette, hustete und sprach einige unverständliche Worte.

„Haben Sie vielleicht auch gehört, Herr Oheim?" fragte Franz, indem er sich nach dem Alten hinwandte.

„Ja, ja," sprach der Alte, „ich höre das Holz im Feuer knistern."

Franz eilte zum Kamin, warf frisches Reisig hinein, daß die Flamme lustig emporschoß, und, nachdem er das Fenster geschlossen, legte er sich zu den Füßen des Bettes, in dem der Alte schlief, auf eine wollene Decke nieder. Dies war sein gewöhnliches Lager; ein Hund in einem vornehmen Hause schläft gewöhnlich besser; aber ein polnischer Diener ist eben nichts anders gewöhnt.

Daß Franz nicht schlafen konnte, darf wol nicht erst berichtet werden; die Gedanken an die Gefahr, die ihn bedrohte, sowie die Plane, ihr zu begegnen, beschäftigten ihn zu sehr.

Am folgenden Morgen, als er seinem Oheim im Bette den Kräuterthee reichte, war er noch unentschlossen, ob er ihm das Gehörte mittheilen sollte oder nicht. Der Alte war grämlicher, wie gewöhnlich, und er zögerte daher aus Furcht, ihn zu erbittern, wenn er ihm von den beiden Vettern so Schlimmes berichten würde. So verging der Tag, und Franz erlangte nicht den Muth, sein Herz zu erleichtern. Nachmittags hatte er eine Botschaft zu besorgen, von der er erst im Zwielicht nach Hause kam. Er fand den Alten auf seinem gewöhnlichen Sitze am Kamine, ihm freundlich entgegenrufend: er möge Feuer machen.

Franz, der schon aus dem kräftigen Tone vernahm, daß der Kanonikus wieder einmal seine gute Stunde habe, eilte, dem Befehle nachzukommen, und, nachdem das Feuer loderte und die Kerzen brannten, sah er denn auch gar bald, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Oheim war gesprächig wie selten; allein Franz konnte dennoch kein Herz fassen, sein Geheimniß zu offenbaren, so sehr fürchtete er, die gute Laune des Alten dadurch zu verscheuchen. So oft er auch

anfangen wollte, eben so oft erstickte ihm das Wort auf der Zunge.

„Ei," dachte er bei sich selbst, „ich vollführ's, so gut ich kann, wozu braucht er's denn zu wissen? Ich helfe mir schon aus meinen Nöthen selbst, und hätte mich der Himmel durch ihre Schelmenhände untergehen lassen wollen, so würde er mich sie nicht haben belauschen lassen."

Obgleich er kein lautes Wort gesprochen, so war es doch, als ob der Kanonikus Alles verstanden, so zufrieden lächelte er darein und so zustimmend schüttelte er mit dem alten Kopfe.

Franz hatte dies kaum bemerkt, als er sich ihm vertraulich näherte und mit Beziehung auf ihre früheren Gespräche ihm herzhaft die Worte sagte: „Wenn ich auch nicht an den Teufel glaube, Herr Kanonikus, so glaube ich doch an St. Franziskus, meinen heiligen Schutzpatron, und dem folge ich, wohin er mich ruft..."

„Thue das, mein Sohn, aber sei auf Deiner Hut," entgegnete der Kanonikus; „nicht blos die Spitzbuben von Handwerk sind zu fürchten — nein! es gibt gefährlichere. Ich glaube einen Säbel klirren und Wasser fließen zu hören. Gib Acht, mein Sohn, daß Du nicht naß wirst und nicht den Kopf verlierst."

Diese Worte machten den Schäfer stutzig. Wußte der Alte nicht schon Alles, ohne daß er es ihm gesagt hatte? Die Hochachtung vor dem heiligen Mann machte der Bewunderung Platz. Er wäre gern vor ihm niedergesunken, aber er begnügte sich damit vorläufig, ihn recht genau anzusehen, mit einem Blicke, in dem sich nach seiner Meinung alle seine Liebe und Verehrung concentriren sollte.

Da saß der Alte, ein fast hundertjähriger Greis, so gar nicht zusammengefallen da, mit heiterer Miene und leb-

haftem Auge. Wie aber Franz seine Blicke jetzt auf die Füße seines Oheims lenkte, so fand er sie sonderbar gekrümmt und bemerkte, daß sie nicht ordentlich Platz in den Pantoffeln zu haben schienen. Er dachte bei sich selbst, daß dem alten Oheim die Nägel bedeutend gewachsen sein müßten, und nahm sich vor, sie ihm andern Tages zu beschneiden. Dieser aber, der fast alle Gedanken seines Dieners zu errathen schien, reichte ihm freundlich die Hand zum Kusse hin und wiederholte die Worte: „So gehe doch, mein Sohn, aber mit Vorsicht, das rath' ich Dir."

Da fiel es dem Schäfer wieder ein, welche Gefahr ihm drohe, und daß er sie von sich abwenden müsse, und bei sich überlegend, daß er nach abgethaner Sache ja noch Zeit genug haben würde, den alten Kanonikus zu bewundern und ihm die Nägel an den Füßen zu putzen, so machte er sich flugs auf den Weg, und so heitern Muthes, als ging er zum Tanze oder einer andern Vergnüglichkeit nach.

Was ihm zu Statten kam, war, daß seine beiden Vettern bei ihren Gesprächen unter sich niemals von ihm die kleinste Notiz genommen hatten und mithin ihre geheimsten Gedanken, sowie ihre nächtlichen Gänge und Abenteuer ihm bekannt waren. So erinnerte er sich, daß manchen Abend, um den Kanonikus, der sich gerade in seiner guten Laune befand, zu unterhalten, der Advokat erzählt hatte, wie er der Frau des Goldschmieds den Hof machte und ihrem Manne im Feuer vergoldete feinciselirte Hörner aufsetzte, wie jener sie mit aller Kunst nicht zu machen im Stande war. Nach seiner Erzählung war das hübsche Weibchen wie ein Schneckchen rund und fett und gar nicht scheu in kritischen Fällen. Sie ließ sich noch eine Umarmung gefallen, wenn ihr Mann schon die Treppe hinanstieg, und war nie verlegen, wenn es galt, ihm eine Nase zu drehen. Dabei war

ihr Aussehen so züchtig und sittsam, als wenn sie kein Wasser trübte, und sie that auch ihrem Gatten in Allem Genüge, der sie unendlich liebte. Fein war sie, wie der Duft von Reseda, und seit den fünf Jahren, die sie verheirathet war, wußte sie ihr Treiben so schön den Augen der Welt zu verbergen, daß sie überall für die Ehrbarste galt und neben dem Vertrauen des Goldschmieds, ihres Mannes, auch die Schlüssel des Hauses wie der Geldkasse, kurz Alles hatte.

Wenn dann der alte Oheim in seiner guten Stunde war, so pflegte er wol zu lächeln und mit einer sichtbaren Lüsternheit zu fragen: „Wie oft, mein Söhnchen, besucht Ihr Euer Schätzchen?"

„Alle Abend," war die Antwort.

„Wie macht Ihr's denn aber, wenn Euch der Goldschmied überrascht?" fragte der Alte dann wieder, als wenn er sich wohlgefällig seiner eigenen Jugend dabei erinnerte.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte der Neffe. „In der Nebenkammer steht ein großer Schrank, in dem ich mich verberge. Kommt dann der gute Goldschmied nach Hause von seinem Gevatter, dem Pfefferkuchenbäcker, dessen Frau er besucht, in gleicher Absicht, wie ich die seinige, so stellt sich meine Geliebte krank und läßt ihn allein zu Bette gehen; sie aber geht zum Schranke, um Etwas darin zu suchen, was ihr Uebel heben könne; denn sie hat dort ihre kleine Hausapotheke, wie sie sagt. Andern Tages, wenn mein Goldschmied in der Werkstatt ist, mache ich mich aus dem Staube, und da das Haus zwei Ausgänge hat, einen nach der Brücke, den andern nach der Straße, so wähle ich natürlich den, wo der Mann nicht ist. Sieht er mich zufällig, so spreche ich mit ihm von seinen Processen, die ich alle so trefflich führe, daß sie so bald nicht endigen sollen. Er liebt

mich sehr, wie eigentlich jeder Hahnrei Denjenigen lieben soll, der ihm seinen Garten bebauen hilft. Er ist gern um mich und ohne mich zu fragen unternimmt er nichts."

Solche saubere Geständnisse hatte nun der gute Schäfer oft mit angehört, die ihm bei seinem natürlichen Sinn und seiner wackern Gemüthsart eine rechte Abneigung gegen seine Vettern einflößten.

„Wie ist es möglich," dachte er, „daß Menschen so das göttliche Gebot überschreiten können. Ist es nicht deutlich ausgesprochen: Du sollst nicht begehren nach deines Nächsten Weib? Und gibt es denn nicht genug Weiblein in der Welt, daß Jeder sich eins wählen kann nach seinem Gefallen, ohne mit so Unerlaubtem sein Gewissen zu beladen?"

Jetzt kamen ihm alle diese Dinge wieder in das Gedächtniß; die Gefahr, in der er sich befand, schien ihn wunderbar erleuchtet zu haben, und von dem natürlichen Gefühl der Selbsterhaltung geleitet, das sogar in dem unvernünftigsten Thiere lebt, ging er gerades Weges fort, um eine schnelle Entscheidung herbeizuführen und diese dann mit List oder Gewalt zu seinem Vortheil zu lenken.

6.

Er hatte bald die Gasse erreicht, wo der Pfefferküchler wohnte. Der Goldschmied — das wußte er — saß hier bei seiner lieben Gevatterin lustig und guter Dinge im Erdgeschosse neben dem Laden. Das kleine Stübchen war mit Absicht gewählt, um jeden Verdacht der Sträflichkeit dieses Beisammenseins von dem Manne zu entfernen.

Der Schäfer horchte an der Thür, guckte durch den Laden, und nachdem er Licht gesehen und Stimmen vernommen hatte, klopfte er ziemlich heftig an. Die Störung erschreckte das Pärchen nicht wenig. Endlich aber faßte sich die Frau, öffnete ein kleines Gitterfenster und fragte, was das Begehr sei?

Als sie die unbekannte Stimme hörte und, so viel es die Dunkelheit zuließ, den ihr gänzlich fremden Menschen erblickte, machte sie die Hausthür auf, um ihn einzulassen. Franz, der einen schönen Mantel aus dem Kleidervorrath seines Oheims umgeworfen hatte, sah stattlich genug aus, um für einen Boten des höchsten Gerichts gelten zu können, für den er sich ausgab. Unter diesem Vorwande hieß er den Goldschmied vom Tische aufstehen, wo er sich's eben recht wohl sein ließ, und führte ihn in einen Winkel, um heimlich mit ihm zu sprechen.

„Würdet Ihr nicht, mein lieber Meister," fing er an, um sogleich das Ding beim rechten Ende zu fassen, „würdet Ihr nicht einen schlechten Kerl von Nachbar, der sich unterfängt, Euch ein Geäst auf die Stirne pflanzen zu wollen, gehörig zu bedienen wissen?"

„Wer seid Ihr," fragte der Goldschmied ganz verdutzt, „der Ihr Euch unterfangt, meinem rechtlichen Weibe so etwas nachzusagen?"

„Sagt mir vorerst," drängte nun noch einmal unser Schäfer den Goldschmied, „was Ihr thun würdet, wenn man Euch den Burschen an Händen und Füßen gebunden überlieferte?"

Der Goldschmied ward durch dies zuversichtliche Drängen denn doch ziemlich in die Enge getrieben.

„Ich würde — ich würde —" stotterte er.

„Gebt Ihr mir Euer Wort, daß Ihr ihn ins Wasser werfen ließet?" fragte Franz schnell.

„Zum mindesten," rief der Goldschmied, und wurde dabei roth vor Zorn. „Ja, ich würde ihn ins Wasser werfen lassen. Aber Der, der sich unterstand, mich mit einem ungegründeten Verdacht zu äffen, oder meiner gar zu spotten, dürfte gewiß überzeugt sein, kein gesundes Glied davon zu tragen."

„Schon gut, schon gut, mein lieber Herr," sprach Franz besänftigend. „Ich bin Euer Freund schon lange, ohne daß Ihr mich kennt; drum hört mich an. So oft Ihr hieher kommt, um Euch die Pfefferkuchen Eures Gevatters gut schmecken zu lassen, eben so oft schleicht der Advokat Storchbein zu Eurem Weibe. Wollt Ihr mir zur Stunde folgen, so wette ich mit Euch, daß Ihr in Eurer Schmiede wackeres Feuer finden sollt. Das thut aber nichts; hört mich weiter! Bei Eurem Erscheinen wird Euer Stellvertreter sich wie gewöhnlich in den großen Schrank flüchten, wo Eure Frau neben vielen andern Dingen auch ihre Hausapotheke zu verwahren pflegt. Nun müßt Ihr aber sprechen, daß Ihr im Weinhause, das Ihr besucht, einen Fremden angetroffen habt, der Euch den Schrank abgekauft, und der auf der Brücke hinter Eurem Hause mit einem Karren hält, um ihn aufzuladen."

Der Goldschmied warf einen flüchtigen Blick auf den Boten, und ohne ein Wort zu sagen — denn was hätte er wol hierauf noch erwidern können? — nahm er Hut und Stock, sagte seiner Freundin Lebewohl — die ganz erstaunt über den schnellen Aufbruch war, da sie die Sache ziemlich leise verhandelt hatten, und rannte so wild nach seinem Loche, gleichwie eine Ratte, die Arsenik im Leibe hat.

Bald steht er vor seinem Hause; er klopft, man öffnet, er tritt in die Thür und stürzt die Treppe hinauf. Auf dem Tische, der noch gedeckt ist, bemerkt er, daß zwei Personen gegessen haben. Zugleich vernimmt er, wie man den Schrank im Nebenzimmer zuschließt; zugleich tritt seine Frau in das Zimmer.

„Du hast ja für Zwei gedeckt, mein Kind,“ fragte der Goldschmied mit unterdrücktem Grimme.

„Nun ja, lieber Mann, weil ich Dich erwartete; sind wir nicht Zwei?“

„Nein,“ entgegnete er barsch, „wir sind Drei.“

„So kommt vielleicht noch so spät Dein Gevatter nach,“ sagte sie mit einem Tone der vollkommensten Unschuld, indem sie das Licht ergriff, um die Treppe hinabzuleuchten.

„Nun ja, ich spreche von dem Gevatter, aber nicht von dem, der da kommen soll, sondern von dem, der schon da ist — dem im Schranke drinnen.“

„In welchem Schranke?“ fragte sie, durchaus keine Verlegenheit zeigend. „Bist Du bei vollem Verstand? Wo siehst Du hier einen Schrank? Und legt man denn die Gevatter in die Schränke? Bin ich eine Frau, die ihre Schränke voll Gevattern hat? Und seit wann lassen sich's die Gevatter gefallen, in Schränken zu liegen? Kommst Du betrunken nach Hause, daß Du Deine Gevatter und Deine Schränke verwirrend durcheinander bringst? Ich weiß von keinem andern Gevatter, als unserm guten Freunde, dem Pfefferküchler, und von keinem andern Schranke, als dem alten da drinnen, wo ich meine Kamillen und meine Tropfen von den heiligen Schwestern aus Rössel aufbewahre.“

„So, so,“ sagte etwas beruhigter der Goldschmied, und er hoffte schon, daß der Fremde ihn zum Besten gehalten hatte. „So wisse denn, meine liebe Frau, daß eine böse Zunge mir zugeflüstert hat, Du hättest einen verbotenen Liebeshandel mit dem Advokaten Sembrowski, dem Storchbein, und — damit ich Dir's nur gerade heraussage — daß er hier neben an in dem Schranke versteckt sei.“

„Ich sollte das thun?“ rief die gute Frau, „ich mich mit einem solchen Menschen einlassen, und hab' ich denn nicht Dich, und will ich denn nicht nur Dich allein haben?“

„So recht, Weibchen,“ schmunzelte der Goldschmied, „ich wußte es ja längst, daß ich eine gute Frau in Dir besitze, und wir werden in Zukunft kein Wort mehr um des elenden Schrankes willen verlieren, der am Ende doch nur allein seiner Größe und Heimlichkeit wegen die Veranlassung zu dem Gerede der Leute wurde. Der mir den Floh ins Ohr setzte, ist ein Kistler, und der soll mir den Schrank abkaufen; ich will ihn nicht mehr in meinem Hause behalten. Für das Geld schaffe ich Dir dann zwei neue, kleine und manierliche, in denen kein Kind Platz haben soll. So wollen wir dem Gerede der Bösen, denen Deine Tugend ein Dorn im Auge sein mag, ein Ende machen.“

„Du hast recht,“ sprach sie, immer noch keine Verlegenheit zeigend, „mir liegt nichts an dem alten Kasten. Zum Glück ist er leer; unser Linnen ist in der Wäsche und die Kräuter und Arzeneien habe ich bei dieser Gelegenheit auch ausgekramt. Morgen mit dem Frühesten kannst Du den Schrank fortschaffen lassen. Willst Du aber nicht essen?“ setzte sie einschmeichelnd schnell hinzu.

„Nicht doch,“ sagte er. „Es ist sonderbar, aber — es wird mir besser schmecken, wenn der Schrank aus dem Hause ist.“

„Das sehe ich nun wohl," versetzte sie, „dieser Unglücksschrank wird leichter aus dem Hause zu bringen sein, als Dir aus dem Kopfe."

„Holla ho!" schrie jetzt der Goldschmied seinen Gesellen und Lehrlingen zu, ohne auf die letzten Worte zu achten. „Kommt her und tragt mir den Schrank hinab."

In einem Augenblicke waren die Leute bei der Hand, und da der Meister selbst den gemessensten Befehl gab, so wurde auch dieser Liebesschrank gar bald von seiner Stelle gehoben und durch das Zimmer getragen. Als er aber durch die etwas enge Thüre sollte, da wurde es nöthig, ihn zu stürzen, wobei der arme Advokat, der nicht daran gewöhnt war, auf dem Kopf zu stehen, großes Leidwesen empfinden mußte und einen leisen Seufzer über den andern ausstieß.

Die Frau konnte jetzt nur mit Mühe ihre innere Bewegung verbergen. Sie bat, daß man, um das Möbel zu schonen, doch etwas glimpflicher damit umgehen möchte, indem durch das Stürzen leichtlich etwas abgestoßen werden könnte. Der Goldschmied aber beruhigte sie darüber, da der Handel ja schon abgeschlossen sei, und der Kasten wurde in der einmal für gut befundenen Lage längs der Treppe hinabgelassen.

„Hoho! wo ist der Kärrner?" schrie der Goldschmied, nachdem sie unten waren.

Franz, der sich indessen bei einem Nachbarn nach einem Handkarren umgesehen hatte, pfiff zur Antwort und half den Gesellen beim Aufladen.

„Ach, Himmel, sei gnädig!" wimmerte leise der Advokat im Schranke.

„Meister, der Schrank hat gesprochen!" rief ängstlich einer von den Lehrlingen.

„Warum nicht gar, Esel?“ schnauzte ihn der Goldschmied an.

„Er hat wahrhaftig gesprochen, Meister,“ schrie der Lehrling wieder, indem er das Ohr ans Schlüsselloch legte.

Ein kräftiger Rippenstoß schleuderte den Jungen fort.

„Welche Sprache redet denn der Schrank?“ fragte höhnisch der Karrenmann, aber der arme Junge hatte genug und wollte nicht weiter seine Sprachstudien bei dem Schranke fortsetzen.

Die Gehülfen und Lehrlinge durften nun wieder ins Haus gehen, während der Goldschmied dem Schäfer half, den Karren auf die Brücke zu ziehen. Obgleich wol noch manches Wort daraus hervortönte, so thaten sie doch, als ob sie nichts von der seltsamen Beredtsamkeit des Schrankes vernahmen, und nachdem sie noch einige Steine dran gebunden hatten, um ihrer Sache desto gewisser zu sein, hoben sie den Schrank auf das Geländer der Brücke und stürzten ihn hinab in den Fluß.

„Schwimm nur zu, guter Freund,“ schrie ihm der Schäfer mit lauter Stimme nach, ehe der Kasten noch versunken war, und in dem Augenblick, als er einen schönen Entenschuß bildete.

Nachdem die That geschehen war, schüttelte der Goldschmied dem Schäfer die Hand und wollte seinen Namen wissen. Dieser aber hüllte sich tiefer in seinen Mantel und eilte durch die Nacht davon. Große Beklemmung war über ihn gekommen. Wenn auch Nothwehr ihn dazu gezwungen, so hatte er doch einen Mord vollbringen helfen. Wenn auch der durch ihn Getödtete ein Bösewicht gewesen, der ihm selbst nach dem Leben getrachtet hatte, so war er doch nicht minder eines Mordes schuldig geworden. Seine Ruhe, der Friede in seiner Brust würde nie wieder kehren, das

fühlte er wohl. An die Folgen, die es für ihn haben könnte, dachte er nicht einmal.

Als er über die Brücke eilte, schien das Wasser des Flusses ganz unheimlich zu rauschen, und ein schmerzvolles Stöhnen daraus hervorzuschallen; es war ihm, als schwämme der Schrank gleich einer Arche auf den Wellen, als erhebe sich daraus die knochendürre Gestalt des Advokaten Sembrowski und erhebe flehend die magern Arme zu ihm und wimmere leise: Rette mich, rette!

Taumelnd hatte er das Ende der Brücke und ein finsteres Gäßchen erreicht; er sank erschöpft auf einen Stein, um sich zu sammeln.

Aber bald trieb es ihn wieder empor. Noch diese Nacht mußte das blutige Werk ganz vollführt sein, sonst war er verloren. Wurde morgen der Advokat vermißt und seine Rache nur halb vollführt, so drohte ihm die augenscheinlichste Gefahr durch den Capitain.

Eine wunderbare Erleuchtung kam über ihn, und ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, hatte sich ein Plan in ihm gestaltet, auch den andern Vetter noch in dieser Nacht zu vernichten. Welche Eingebung ihm dabei half, welche Macht ihn dabei unterstützte, er wußte es nicht; aber er dachte recht eifrig in diesem Augenblicke an seinen alten guten Oheim, den er so freundlich am Kamine verlassen hatte, und meinte: er schien es ja gut zu heißen, und da kann es nichts Böses sein. Trachteten sie mir doch auch nach dem Leben, und was thue ich denn anders, als mich vertheidigen?

Beruhigter durch diese Gedanken schritt er in der Nacht weiter fort.

Bald hatte er eine Straße erreicht, wo er ein Haus wußte, an dessen Thür er eiligst klopfte.

„Macht auf im Namen des Gerichts!“ rief er.

Auf diese Worte hörte man im Hause ein langsames Scharren, wie von alten Pantoffeln, die über den Steinboden sich herzogen, und zitternd öffnete ein alter Mann mit grauem Barte ein kleines Fenster. Dies war Rabbi Jüdel, einer der reichsten Hebräer der Stadt, den eine solche nächtliche Mahnung in keinen geringen Schrecken versetzte.

„Was ist's? Was soll's? Was will man von mir?“ rief er in einem Athem mit bebender Stimme dem unten Stehenden zu.

„Oeffnet nur getrost, Reb' Jüdel, und fürchtet Euch nicht,“ sagte der Schäfer, „Ihr seht, ich bin allein, bringt Euren Meschores mit herab, so seid Ihr zu Zwei, Ihr habt nichts von mir zu fürchten. Nur säumt nicht, denn ich habe Euch eine Sache von größter Wichtigkeit zu vertrauen.“

„Um Gottes willen! Warum kommt Ihr bei Nacht!“ schrie Jüdel. „Hat es nicht Zeit bis zum Morgen?“

„Es hat nicht Zeit bis zum Morgen,“ entgegnete der Schäfer, „denn nicht nur Euer Leben ist bedroht, sondern auch Euer Reichthum. Diese Nacht noch sollen Euch alle Eure Schätze und Kostbarkeiten entwendet werden.“

„Reichthum, Schätze, Kostbarkeiten! Was sprecht Ihr doch so dumm? Gott verzeih mir's!“ waren Jüdel's Worte. „Ich komme nicht, ich kann nicht, da steckt was dahinter.“

„Ja wohl steckt was dahinter, Jüdel! So hört an,“ nahm der Schäfer jetzt schnell das Wort. „Ich bin von dem Voigt geschickt, Euch zu melden, daß man es diese Nacht auf einen großen Raub in Eurem Hause abgesehen hat; der Voigt läßt zwar ringsum Häscher patroulliren; allein er will Euch doch auffordern, gute Wache zu halten und Eure Hausleute um Euch zu versammeln. Verseht sie mit

Waffen aus Eurer alten Rüstkammer; man weiß ja, daß unsere Edelleute Euch die prächtigsten Damascener und sonstiges Gewehr zu verschachern pflegen; auch weiß man, daß Ihr zwei starke Knechte, Christen, in Eurem Dienste habt, die wol ihrem Mann stehen, und daß Ihr so das kostbare Blut Eurer Glaubensgenossen nicht in Gefahr zu bringen braucht. Benützt diese Warnung, um Euch vor Schaden zu wahren, und lasset's Euch gesagt sein. Ich aber muß auf meinen Posten."

Der alte Jude rief noch gar Vielerlei hinab; allein Franz hörte nichts mehr davon und eilte weiter, während jener mit klopfendem Herzen die kleine Treppe hinabstolperte, um seine Leute zu wecken.

7.

Die Dame, welche aus bizarrer Laune — denn ein anderer Grund läßt sich fast nicht denken — unsern Raufbold, den Capitain Krummbuckel, bei nächtlicher Weile zu empfangen pflegte, bewohnte ein großes Hotel am Ende der Marktstraße, hinter dem sich ein weitläufiger Garten, von einer nicht eben hohen Mauer umgeben, weithin erstreckte.

Wie durch Eingebung wandte Franz seine Schritte nach diesem Garten hin, und in der That wurden die Zusammenkünfte der Beiden in einem der zahlreichen Pavillons gehalten, welche in den Boskets zerstreut lagen.

Franz lief eine Weile längs der Mauer hin, um zu sehen, wo sich ihm eine schickliche Stelle, sie zu überklettern, darbieten würde. Die Sache schien bedenklich. Er kannte die Oertlichkeit gar nicht. Es konnten Wächter, Hunde da

sein; er konnte auf Fallen mancherlei Art stoßen; seine Lage war so, daß er, statt einer großen Gefahr zu entgehen, einer andern so recht in die Arme laufen konnte. Allein sein innerer Zustand gestattete ihm einmal keine Ruhe. Durch das Hinwegräumen des Advokaten schien ihm die drohende Gefahr nur verdoppelt zu sein: so lange der Capitain athmete, stand ihm das Verderben in noch gräßlicherer Gestalt gegenüber und noch näher als zuvor. Eine innere Stimme raunte ihm zu: Eile, eile, triff ihn gut! dann hast du die Erbschaft, sonst mordet er dich!

Während der Schäfer, getrieben von dieser innern Angst, noch immer den Zustand der Mauern untersuchte und sich nicht zu rathen wußte, wie er denjenigen Ort ausfindig machen sollte, wo das verliebte Pärchen seine Zärtlichkeiten tauschte, kam ihm der gütige Zufall zu Hülfe, wie es gewöhnlich der Fall ist. An der einen Ecke des Gartens, die am untern Ende, die entfernteste von dem Hotel, auf ein enges Gäßchen stößt, das von armen Leuten bewohnt wird, traf er eine Menge Menschen in seltsamer Bewegung. Die meisten von ihnen hatten das Aussehen, als wenn sie eben aus den Betten aufgestanden wären. Mit Nachtmützen und Tüchern auf dem Kopf, theils an den Fenstern, theils unter den Hausthüren, und Alles beleuchtet, als gälte es den Einzug einer fürstlichen Person oder sonst irgend eine große Sehenswürdigkeit.

„Was gibt's?" fragte der Schäfer einen alten Bürgersmann, der, mit einem großen Stocke bewaffnet, unter seiner Hausthür stand.

„Ha, was wird's geben?" anwortete dieser. „Wir glaubten schon, daß der Feind uns überfiele, solch ein Mordspectakel war's. Da ist's nun aber nichts weiter, als

daß der verteufelte Krummbuckel mit seinem Schatz wieder einmal zankt."

„So so! Aber wo sind sie denn Beide?" fragte schnell der Schäfer.

„Seid Ihr denn taub? Dort in jenem schönen Lusthaus, das an die Gartenmauer lehnt, wo das chinesische Dach auf den vergoldeten Kröten so prächtig durch die Nacht glitzt. Hört Ihr denn nicht den Tumult? Da muß der Teufel los sein."

Kaum hatte der Bürger diese Worte gesprochen, so erscholl in der That von Neuem der Ruf: Zu Hülfe! Mörder! Eilt herbei! Worte, die bis dahin vom Schäfer nicht vernommen worden waren, weil vielleicht eben der Waffenstillstand zu Ende ging, und die Feindseligkeiten wieder begonnen hatten. Man vernahm auch zugleich einen Lärm, als wenn Möbel zertrümmert würden, und dazwischen die rauhe Stimme des Capitains: Ich will Dich lehren, mir so zu kommen! Ungetreue! Du mir Das bieten? Da hast Du die Antwort! Dann klagte und wimmerte wieder eine Weiberstimme immer schwächer und schwächer: Ich sterbe! Kommt herbei! Rettet mich!

Das Volk und der Schäfer an der Spitze hatten sich jetzt ganz nahe zu der Thür des Pavillons hinzugedrängt, die nach dem Gäßchen führte.

„Es ist nicht der Mühe werth, so großen Antheil zu nehmen," sagte der alte Bürger. „Die Sache ist stets dieselbe, und wie man die Hand umdreht, werden sie wieder versöhnt sein, um morgen von Neuem anzufangen. Das ist schon öfter vorgekommen, daß er geschrien: Ich schlage Dich todt, und sie: Ich sterbe! ohne daß es wahr geworden wäre. Am andern Tage lebten sie noch, um dieselbe Komödie zu spielen."

Während der Mann dies sagte, vernahm man jedoch einen durchdringenden Schrei, dem unmittelbar ein schwerer Fall folgte; dann wurden die Lichter ausgelöscht, und es herrschte große Stille in dem Hause, wie auch um dasselbe; denn auch die draußen Stehenden waren plötzlich von einem mächtigen Schrecken ergriffen. Man fühlte, daß hier ein großes Verbrechen geschehen sein müsse. Die augenblickliche Erstarrung löste sich jedoch schnell wieder mit desto größerer Lebhaftigkeit auf; ohne ein Wort zu sprechen, hatte man doch, wie verabredet, Balken und Steine ergriffen, um die Thür zu sprengen, und Franz war einer der Ersten, der, einer Frau das Licht aus der Hand reißend, in den Saal trat, wo früher der Lärm gehört worden war.

Hier war Niemand zu sehen, aber Alles zeigte eine furchtbare Zerstörung. Die Trümmer eines üppigen Mahles lagen nebst Flaschen und anderem Geschirr am Boden, die Tapeten waren zerstochen, die Vorhänge zum Theil abgerissen, und hie und da sah man Spuren von Blut.

Franz, der nur von einem einzigen Willen beseelt war, stürzte durch dieses Gemach und öffnete die Thür einer anstoßenden Alkove, wo er die Lösung des Räthsels vermuthete. Das Schauspiel, das ihn hier erwartete, hielt ihn jedoch auf der Schwelle gefesselt.

Eine Dame lag am Boden, bleich und entstellt mit zerrauftem Haare, die den Busen umhüllenden Kleidungsstücke voll Blut und neben ihr der scheußliche Capitain, Entsetzen in seinen Mienen, gute Worte gebend und die früher so laute Stimme plötzlich tief herabgestimmt.

Er bemerkte nicht sogleich die Eintretenden, so sehr war er mit seiner eigenen Lage beschäftigt und dem Gegenstand, der ihm am nächsten lag.

„He! kleine Schelmin!" sagte er, „spiele doch nicht die Todte, warte, ich will Dich zurechtsetzen! Wie schön bist Du doch, so bleich — —"

Und dabei hob er sie auf, um sie auf das Bett zu legen. Sie plumpte indessen steif und schwer hinein, wie ein todter Körper. Dies fiel dem Capitain schwer auf's Herz, und er sah wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb, als seinen Buckel hier so schnell als möglich aus dem Spiele zu ziehen. Da gab ihm der Teufel noch eine List ein, um das Leben in dem Leichnam wieder anzufachen.

„Armes Weib," sprach er, „wie war es möglich, daß ich Dich, die ich so sehr liebte, so schmählich zurichten konnte. Ja, ich habe sie getödtet. Mein Engel, das Licht meines Lebens ist todt und erloschen. Lebte sie noch, so würde dieses Fleisch nicht so verwelkt sein, diese Brust nicht so hängen. Ha, wie der Tod diesen schönen Körper doch plötzlich so entstellt, so häßlich gemacht hat!"

Diese Worte wirkten. Die Dame, die sich dadurch wie elektrisirt fühlte, öffnete die Augen und neigte unmerklich seitwärts den Kopf, um in einen Spiegel zu schauen, ob sie denn wirklich schon so häßlich geworden war, und da sie sah, daß ihr Fleisch noch keineswegs welk, sondern üppig und fest, so erwachte sie wieder zum kräftigsten Leben, das sich durch eine derbe Ohrfeige kundgab, die sie dem noch immer neben ihr stehenden Capitain mit voller Kraft reichte. „Das hast Du dafür, den Todten Uebles nachzusagen," sprach sie dabei lächelnd.

Die Leute, die sich bis dahin als ergriffene Zuschauer in ruhiger Entfernung gehalten hatten, traten nun zum Theil näher, zum Theil entfernten sie sich. „Jetzt stehen sie auf dem Punkte, wo sie oft schon gestanden haben,"

sagte der alte Bürger. „Die Versöhnung ist da, und die Komödie ist aus. Wir haben für diesmal nichts weiter zu thun. Wollen wir gefällig sein, so schicken wir ein Paar von den Bedienten her, um die Wirthschaft aufzuränmen," damit verließ er mit Vielen das Zimmer.

Der Schäfer aber näherte sich seinem Vetter und sagte leise zu ihm: „Eine Todesangst hatte unsern Oheim ergriffen, und er trug mir auf, Euch aufzusuchen, es koste, was es wolle. Durch Zufall gelang es mir, Euern Aufenthalt zu erforschen. Jetzt entdeckt mir, Mann des Unglücks, weshalb Ihr hier so Schreckliches begonnen habt, und was Ihr nun zu thun gedenkt?"

Der Capitain, überrascht, den Schäfer an diesem Orte zu sehen, schien dies jedoch für ein gutes Zeichen zu erkennen. Rasch zog er ihn in einen Winkel, so weit weg von den Leuten, als er konnte, und sagte leise zu ihm:

„Guter Franz, der Oheim lebt uns Allen zu lang, und stirbt er nicht bald, so bin ich verloren. Dies Weib hat durch tolle Verschwendungen mich und sich selbst zu Grunde gerichtet, und jetzt, nachdem ich ihr Alles geopfert, sagt sie sich los von mir, um sich in die Arme eines Reichen zu werfen."

„Ist's weiter nichts," erwiderte eilig der Schäfer, „so kann ich Rath und Hülfe schaffen." Hierauf neigte er sich zum Ohre des Capitains, der kleiner war als er, und setzte heimlich hinzu: „Wenn Ihr wüßtet, daß dreißigtausend schön geprägte Goldstücke im Schatten eines alten Baumes vergraben lägen, ohne von einem Drachen bewacht zu werden, würdet Ihr da wol anstehen, Euch zu bücken, um sie auszugraben?"

„Was schwatzest Du da für Zeug?" rief der Capitain, sich und den Ort vergessend, wo er sich befand, und nicht

gewahrend, daß die Leute neugierig sich um ihn gesammelt hatten.

„Ich sage Euch Alles im Augenblick; doch vor allen Dingen sorgt, daß die Leute entfernt werden auf schickliche Weise.“

Der Capitain in der Freude seines Herzens befahl einigen Dienern, die indessen herzugekommen waren, die Tische im Saale wieder aufzustellen, sie mit Wein und Speisen reichlich zu besetzen und damit die guten Leute zu bewirthen, die durch sein Verschulden um ihre Nachtruhe gekommen waren. Kaum war dieser Befehl ergangen, so wurde richtig Hand an's Werk gelegt, und schneller als der Priester braucht, um sein dominus vobiscum zu sagen, war Alles vom Schrecken zur Fröhlichkeit übergegangen, und die Leute klirrten mit den Gläsern und schnitten herzhaft in Braten und Schinken, wo kurz zuvor noch Zank und blutiger Streit regiert hatten. Dies war das Charakteristische dieser geheimen Liebeshändel einer erst kurz entschwundenen Zeit; man liebte zärtlich und hatte doch die Waffe gleich zur Hand; dem Liebesgeflüster war der blutige Mord nahe gesellt, aber dem wilden Tumulte folgte der heitere in der stillen Verschwiegenheit von vier Mauern einer abgelegenen Behausung. Doch das sind Dinge, von denen die jetzige Welt nichts mehr weiß.

Nachdem die Dame — noch immer auf dem Bette liegend — mit Franz und dem Capitain in der Alkove allein geblieben war, sagte der Letztere: „Jetzt sprich, Freund! was wolltest Du mit Deinen dreißigtausend Goldstücken? Hattest Du Lust, meiner zu spotten, so schlage ich Dich todt, wie einen Hund, ist es aber wahr damit und kannst Du mich hinführen zu dem vergrabenen Schatze, so will ich Alles thun, was Du begehrst, und Du darfst

über mich schalten und gebieten. An Muth gebricht es mir nicht —"

„Ihr braucht keinen Muth dazu," fiel ihm der Schäfer ins Wort; „hört mich an. Auch ich habe zu Zeiten meine verliebten Stunden, so gut wie Ihr; hoch hinauf kann ich freilich nicht meine Blicke senden; ich muß mich mit geringer Speise begnügen. Da sah ich nun im Hause des reichen Juden, der unweit von unserem Oheim wohnt, ein hübsches Christenmädchen, die in seinen Diensten ist. Durch sie erfuhr ich, daß der Alte diesen Morgen eines Handels wegen über Land reiste, zuvor aber, um sich zu sichern, seiner Gewohnheit nach, das Kostbarste, was er im Hause hatte, unter dem alten Apfelbaume hinter seinem Hause vergrub. Er that dies wie gewöhnlich in früher Morgenstunde nach seinem Gebete und glaubte dann von Niemand als den Engeln bei seiner Arbeit gesehen zu werden. Zufälligerweise hatte nun aber mein Liebchen wegen heftiger Zahnschmerzen nicht schlafen können und sich in ihrem Dachkämmerchen ins Fenster gelegt, sich an der frischen Morgenluft zu erholen. So hatte sie den alten Burschen bemerkt, als er einen Scheffel voll Goldstücke in die Erde versenkte. Diesen Abend, nachdem der Oheim zu Bette gebracht war, sah ich sie, und sie erzählte mir Alles. Wollt Ihr nun mir meinen Antheil an dem Funde sichern, so will ich Euch gern meine Schultern leihen, um in den Garten des Juden zu klettern und unter dem Baume nachzugraben, der nächst der Mauer steht. Sprecht jetzt und sagt mir, was Ihr von dem Vorschlag haltet?"

„Ich kann Dir nur sagen, daß Du ein ehrlicher und ganz vortrefflicher Mensch und mein liebster Vetter bist," versetzte der Capitain, indem er ihn an's Herz drückte.

„Wenn Du jemals einen Dienst von mir willst, so gebiete ohne Umstände. Wenn Du Dich von irgend Einem befreien willst, der Dir im Wege ist, so weih' ich Dir meinen Arm und mein Schwert. Ich stoße ihn nieder, und wenn er mein Freund wäre. Nicht mehr Dein Vetter, nein, sondern Dein Bruder bin ich!"

Hierauf wendete er sich zu der Dame, die noch immer halb ohnmächtig mit geschlossenen Augen da lag, und sagte zu ihr: „Erheitere Dich, mein Kind, Alles wird gut, morgen überhäufe ich Dich mit Schätzen; Du sollst mehr zurückerhalten, als ich Dir jemals durchgebracht habe. Ich lasse die Keller öffnen, um meinen lieben Vetter und seine Freunde da drinnen nach Würden zu bewirthen, ich möchte das ganze Haus zu den Fenstern hinauswerfen lassen, überzeugt, daß wir morgen dennoch Alles wiederfinden werden. Auf, mein Herz, meine Geliebte! cochana moja! sei getrost, Du siehst mich Deiner würdig wieder!"

In dieser Stimmung trat der Capitain, mit seinem Vetter an der Hand, in den Saal, wo die Leute noch da saßen und sich's wohl sein ließen. Er schenkte selbst dem Schäfer ein, der ganz in seiner bäurischen Weise in vollen Zügen das edle schäumende Getränk die Kehle hinabrinnen ließ. Obgleich der Wein auf seinen starken Kopf nicht die geringste Wirkung machte, so stellte er sich doch bald betrunken, um den Rest der Nacht nicht unnütz verstreichen zu lassen. Es gelang ihm, durch sein verstelltes, dummes Schwatzen den Capitain dahin zu bringen, schneller aufzubrechen.

„Morgen frage ich, wie theuer Bialystok, Ihr Leute!" schrie er, auf den Tisch schlagend. Wem ich mit hunderttausend Gulden helfen kann, der sage mir's, er soll sie ha-

ben." Und was dergleichen Redensarten mehr waren, die er vorbrachte.

Der Capitain aber, der ihn für völlig betrunken hielt und besorgte, er könne vielleicht Alles verrathen, zog ihn mit sich fort, in der festen Absicht, wenn es erst an's Theilen gehen sollte, den Magen des guten Franz mit seinem Degen zu untersuchen, ob nicht etwa ein Schwamm darin sei, so wunderbar kam es ihm vor, daß er eine solche Masse Flüssigkeit aufzunehmen im Stande gewesen.

8.

Unterdeß hatte der alte Jüdel viele Mühe gehabt, seine Leute auf die Beine zu bringen. Zuerst weckte er seine Familie auf, Männer, Weiber und Kinder. Sein Sohn, ein Mann, groß und kräftig gewachsen, mit schwarzem, gekräuseltem Bart und bleichem Gesicht, war keiner von Denen, die einer Waffenthat aus dem Wege gehen oder vor einer Gefahr zurückbeben. Auf seinen Reisen nach Wilna, Grodno, Warschau oder noch weiter nach Lwow oder Krakau galt es, viele meilenlange Wälder zu durchziehen, in denen Gefahren aller Art den Reisenden erwarteten. Mit diesem nicht geringen Grade eines rühmlichen Muthes verband er die nöthige Gegenwart des Geistes, ohne die jener zu nichts frommt. Der scharfe Ueberblick, die Fertigkeit im Combiniren, die gewöhnlich den Begabteren seines Volkes inwohnt, hatten bei ihm, dem im Handel und Wandel Geübten, eine bedeutende Ausbildung erhalten.

Nächst ihm lebte der Eidam Jüdel's im Hause, von seinem langen Aufenthalte in England „der Engländer" genannt; ein Mann, im Geschäfte sehr erfahren und einer der listigsten, wenn es darauf ankam, einen Schlag auszuführen. Jüdel's Tochter und seine Schnur standen ihren Männern mit Rath und That an der Seite, und ihre sehr zahlreiche Nachkommenschaft — da bekanntlich die Juden in Polen ihre Kinder schon im dreizehnten Jahre verheirathen — zeigte deutlich, daß sie nicht aus der Art schlagen würde.

Dieser Familiencongreß hatte sich nun sammt und sonders versammelt und horchte der bedenklichen Nachricht, die Jüdel vorbrachte, mit großer Aufmerksamkeit zu. Man erkundigte sich nach allen Umständen, welche die nächtliche Warnung begleitet hatten; man erwog hin und her, ob nicht irgend eine Täuschung zu Grunde liegen könne, und welche Täuschung der Warner beabsichtigt habe. Hierauf wohl überlegend, daß man wirklich einen bedeutenden Werth an Diamanten und andern Kostbarkeiten im Hause habe, wurde beschlossen, die zwei Kettenhunde im Hofe loszumachen und die zwei christlichen Packknechte, deren man im Waarenlager benöthigt war, zu wecken, die alte Rüstkammer zu öffnen, Alles mit den nöthigen Waffen zu versehen und bis zum Morgen eine wachsame Runde zu halten.

Wir sehen nun den alten, bleichen, zusammengebückten Rabbi Jüdel, eine kleine Laterne in der Hand, die morsche Stiege zum Boden hinansteigen, wo in einer entlegenen Kammer Waffen verschiedener Jahrhunderte und mannigfaltiger Nationen aufgehäuft lagen, eine Sammlung, die so mancher unserer heutigen Raritätensammler mit neidischem Blicke betrachtet haben würde. Es war ein langer

Zug, der sich ungeduldig wegen der Langsamkeit des Alten zur Kammer bewegte; denn selbst die kleinsten der Familie waren mit dabei, um die Herrlichkeiten, die sie so selten zu sehen bekamen, einmal wieder zu betrachten. Während sie sich auf die Lust freuten, waren Sohn und Eidam voll muthigen Grimms, die Bösewichter, die nach ihrer Habe trachteten, blutig zu züchtigen, aber Jüdel nebst den Weibern jammerte und ächzte nicht wenig wegen der bevorstehenden Gefahr. So verschieden waren die Gefühle dieser Menschen, als sie in die Waffenkammer traten.

Man wählte unter den Waffen die sichersten und mörderischsten aus, Alles jedoch so leise und still als möglich, um der Nachbarschaft keinen Stoff zum Gerede zu geben, die von dem nächtlichen Hantiren der Juden irgend ein Mährchen ersinnen konnte, das zu allen Zeiten und in jedem Lande den Fanatismus gegen das arme Volk zu bewaffnen im Stande gewesen ist.

Für die beiden christlichen Knechte suchte man mit Stacheln besetzte Keulen hervor von schwerer Wucht, eine furchtbar zerschmetternde Waffe, die aus den alten Schlachten mit dem deutschen Orden bis auf ihre Zeit erhalten worden war. Die Bauern gruben dergleichen noch manchmal beim Umpflügen ihrer Aecker aus. Jüdel's Sohn nahm für sich einen herrlichen Damascener, der irgend einem Tartar-Khan angehört haben mochte, als er mit seinen Horden in dies Land gekommen war, eine prächtige funkelnde Waffe; ein Stahl so hart, um einen Stein zu zerhauen, der, von einem kräftigen Arme geführt, eine nie zu heilende, das Leben tief verletzende Wunde beibrachte. Der Engländer wählte sich einen langen florentinischen Dolch, den vielleicht Jüdel aus dem Nachlasse irgend eines Woywoden, der in Italien gereist war, erstanden haben mochte. Mit diesem

tückischtreffenden Instrumente wollte er hinzuspringen, nachdem die Andern vorgearbeitet haben würden, um den Erfolg der ganzen Unternehmung mit einem kühnen Stoße zu sichern.

Man wollte soeben mit diesen Gegenständen in aller Eile die Kammer verlassen, als plötzlich ein ängstlichquiekendes Geschrei die Aufmerksamkeit Aller nach einem Winkel der Kammer lenkte, wo ein Haufen altes Eisenwerk vergessen dalag. Die unangenehme Störung war durch zwei Kinder des Hauses herbeigeführt, von denen das eine dem andern einen Helm aufgesetzt hatte, dessen Visir zugeklappt war und nun allen Bestrebungen zum Trotze nicht mehr aufgehen wollte. Der kleine Itzig glaubte ersticken zu müssen. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, so mußte er in dem kriegerischen Schmucke hinabgetragen werden, als erstes Opfer dieses nächtlichen Feldzugs.

Man weckte die Knechte, übergab ihnen die Streitkolben, und während sich nun die Männer in den mit vielen schattigen Bäumen bepflanzten Hof vertheilten, waren die Zurückbleibenden beschäftigt, theils warmen Wein zu bereiten und zu beten, oder am leis geöffneten Fensterladen mit pochendem Herzen zu lauschen.

Die Beiden, Franz und der Capitain, schritten indeß rüstig nach dem Hause des Juden. Jener muthig im Vorgefühl seines Sieges. Dieser unbesorgt und in der Freude der gehofften Beute. Sie sprachen nicht, um beim starken Schritte nicht ihre Lungen noch übermäßiger anzustrengen. Als sie jetzt sich Jüdel's Wohnung näherten, drückten sie sich fest an die Mauer und huschten wie Eidechsen daran hin.

Sie waren jetzt an der Stelle, wo ein mächtiger Baum

seine Zweige ausstreckte, und ein leises Zeichen des Schäfers gab dem hart hinter ihm gehenden Capitain zu verstehen, daß hier der Ort sei, wo er den vergrabenen Hort finden könne. Zugleich stemmte er sich mit Kraft gegen die Mauer, damit sein Begleiter auf seinen breiten Schultern sich über dieselbe schwingen könne. Mit Behendigkeit sprang der Capitain hinauf, und einen Zweig des Baumes erfassend, war er mit einem Satze drüben. Aber einer von den Knechten, der hier Wache hielt, versetzte ihm sogleich einen so furchtbaren Schlag mit seiner Waffe, daß er zurücktaumelte. Ein Schwächerer als der Capitain wäre davon besinnungslos zu Boden gestürzt; er jedoch war noch seiner Sinne so mächtig, daß er den Rückweg über die Mauer antreten wollte. Da sprang Jüdel's Sohn hinzu und mit dem Damascener weit ausholend, hieb er ihm das Genick durch.

Der Schäfer, der den Ausgang abwarten wollte, hörte das Sausen der Klinge in der Luft und schrie, von teuflischer Lust beseelt, daß ihm die Rache so wohl gelungen war, dem Sterbenden die Worte zu, die er ihm zugedacht hatte: „Jetzt setze Dir Deinen Kopf auf, Freund!“

Mit dem Engländer, der nun auch herbeieilte, um zur völligen Sicherung des Hauses seinen Dolch im Herzen des Diebes umzudrehen, kamen auch Lichter herbei, und die Familie des Juden sah jetzt mit großem Schrecken, daß es der Capitain Sembrowski gewesen war, mit dem sie oft in Handelsverbindung gestanden, der unter ihren Streichen soeben den Geist ausgehaucht hatte.

Während auf solche Weise Bedrängniß und Jammer auf der einen Seite sich der Juden bemächtigte, und sie auf der andern sorglich daran dachten, dem sie drohenden

Schlag mit listiger Geschicklichkeit auszuweichen, hatte sich Franz, der Schäfer, eiligst auf den Rückweg begeben. Der Doppelmord, der jetzt auf ihm lastete, weit entfernt, ihn zu erschüttern, hatte vielmehr eine vollkommene Beruhigung in ihm erregt. Er gedachte nur mit heiterem Sinne an die Erbschaft seines Oheims, die er in dieser einzigen Nacht sich ganz zu eigen gemacht hatte.

Schon war er weit weg von der Mauer, an deren Fuße der todte Capitain in seinem Blute lag, und schritt nun eiligst über die Brücke, unter deren Bögen der Advokat in seinem Schranke auf tiefem Grunde ruhte, als er plötzlich im Nebel des grauenden Morgens einen Schatten an seiner Seite sah, der die Gestalt des alten Kanonikus angenommen hatte und nur riesige Verhältnisse dabei zeigte. Je rascher er sich bewegte, desto höher wuchs der Schatten, dessen Haupt bis zu den Dächern der höchsten Gebäude ragte, dessen Hände bis zum Boden hingen. Franz senkte seine Blicke zur Erde; allein eine unwiderstehliche Macht zog ihm dann wieder den Kopf empor, daß er hinaufblicken mußte zu dem grinzenden Munde des Phantoms, zu den feuersprühenden Augen, zu der im Morgenwind flatternden Mähne, und er vernahm, von Hohngelächter begleitet, die Worte: „Brav gethan, mein Söhnchen! nun hast Du Alles! ich muß Dich loben!"

Gefoltert von dieser Erscheinung, erreichte er das stille Haus am Dome, öffnete leise die Thür und stieg die Treppe hinan. Hier hatte ihn die Erscheinung verlassen. Er trat beruhigter an das Bett seines Oheims. Da lag der Alte mit den weißen Härchen um den bleichen Kopf und gefalteten Händen, ein ehrwürdiges Bild der Ruhe und des Seelenfriedens, vor ihm. Er schaute so lange auf ihn hin, bis alle bösen Eindrücke wieder von ihm geschwun-

den waren, dann legte auch er sich, wie gewöhnlich, zu den Füßen des Bettes nieder und schlief bald einen ruhigen, stärkenden Schlaf, aus dem ihn der hustende Kanonikus erweckte, der vielleicht angekleidet sein wollte, um sich zur Morgenandacht in die Hauskapelle zu verfügen.

9.

Franz erwachte gewöhnlich sehr früh, nach aller Schäfer Art, die mit der Sonne aufzustehen oder ihr wol gar voranzueilen pflegen. Die schauerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht lagen wie ein Traum hinter ihm, und sein Herz fühlte sich wunderbar erleichtert. Welche Macht diese Ruhe über ihn gebracht, kümmerte ihn nicht sehr.

Er sprang auf und sah nach dem Alten, der mit klaren Augen dalag, ohne ihn zu befragen, wo er die Nacht zugebracht habe. Auch dies fiel Franz nicht auf, da er wohl wußte, daß den Alten zu Zeiten das Gedächtniß verließ und er oft nicht im Stande war, einen und denselben Gedanken nur ein wenig festzuhalten.

Der Kanonikus war übrigens nicht in seinem guten Humor, das merkte er gleich, und darum vermied er es auch, der nächtlichen Vorfälle zu erwähnen.

Nachdem der Tag weiter vorgeschritten war und sich das Leben auf den Straßen zu mehren begann, trieb es den Schäfer hinab, um zu erfahren, was man im Volke von dem Verschwinden der Brüder Sembrowski spreche, und die Sorge für seinen Oheim der alten Wirthschafterin desselben überlassend, eilte er fort, um hierhin und dorthin

zu lauschen. Allein Alles war stille in der Stadt; der Fluß hielt seine Beute auf tiefem Grunde gefangen und die Juden hatten den Leichnam des Capitains so weit von ihrer Wohnung gebracht und verscharrt, daß er gleichfalls noch nicht aufgefunden sein konnte. Niemand sprach von den Verschwundenen; und diese Stille, die über den Ereignissen brütete, verstärkte mächtig die Ruhe, die in des Schäfers Gemüth herrschte.

Seltsamerweise hatten ihn seine Nachforschungen so sehr in Anspruch genommen, daß er den Lauf der Stunden übersah und so von einem Laden in den andern, von einem Wirthshaus in das andere gehend, das Heranbrechen des Abends nicht bemerkte und nun plötzlich mit Besorgniß daran dachte, seinen alten Oheim so ganz allein gelassen zu haben, und jetzt beim Nachhausekommen tüchtig von ihm geschmählt zu werden. Eiligst trat er den Heimweg an.

Beim Eintritte in das Haus fand er die alte Wirthschafterin, die ihm sogleich meldete, daß sein Oheim — als er zur Vesper läuten hörte — sich aufgemacht habe, um in den Dom zu gehen. Heute sei Sanct Mauricius, der Schutzpatron des alten Herrn und der Domkirche zugleich, und da wollte er zugleich auch der Einladung des Herrn Domprobstes folgen, bei dem das ganze Kapitel eingeladen sei.

„Wie?“ rief Franz erstaunt aus, „ist mein Herr Oheim nicht recht bei Troste, sich solcher Erkältung auszusetzen? Will der alte Mann kalte Füße bekommen, um noch ärger zu husten, als es schon der Fall ist? Will er sterben, früher, als es ihm vom Himmel beschieden ist? Da will ich nur hineingehen und ihm ein großes Feuer im

Kamin anzünden und das Bett wärmen, damit er wieder zu Kräften kommen kann!

Mit diesen Worten sprang er ein paar Stufen hinan, die zu dem Saale führten, wo sich der Kanonikus gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er riß heftig die Thür auf, weil er Niemand zu stören wähnte — aber wie heftig erschrak er, als er seinen Oheim im großen Lehnstuhl neben dem Kamine sitzen sah.

„Dacht' ich's doch gleich," sprach er zu sich selbst, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, „daß die Alte mich zum Besten hat. Ich wußt' es ja wohl, daß mein Oheim gescheidter ist, als des Abends Gesellschaften zu besuchen."

Der Kanonikus sah ihn starr an und sprach kein Wort.

Der Schäfer, der, wie alle Leute seines Standes viel Mutterwitz und eine gute Beobachtungsgabe besaß, wußte wohl, daß solche Greise manchmal in einem erleuchteten Zustand sich befinden und gleichsam schon in einer andern Welt schweben, mit den Urstoffen der Natur in engere Verbindung treten, und von der Außenwelt ganz abgezogen, in ihrem Innern Gespräche führen, von denen andere Menschenkinder nichts begreifen. Dies bedenkend, zog Franz sich ehrfuchtsvoll in einen Winkel des Zimmers zurück, um das Ende dieses nachdenklichen Zustandes bei seinem Oheim abzuwarten, der immerfort seine Stellung behielt, ihn durchdringend betrachtete und in seinem Stillschweigen verharrte.

Jetzt wurde es dem Schäfer mit einem Mal ängstlich und beklommen. Das hereinbrechende Dunkel wurde immer tiefer, und auf dem schwarzem Grunde zogen in lebendigen Farben, gleich Phantasmagorien, die Ereignisse der Nacht vorüber. „Da sitzt mein frommer Oheim," dachte Franz, „und weiß nicht, welche Blutschuld auf seinem Neffen ruht,

der ihm allein nur noch übrigblieb, der ihm seine zwei Liebsten morden ließ!"

Ein stilles Gebet folgte auf diesen Gedanken, und mit der Beruhigung, die es seinem Gemüthe verschaffte, hob es sich immer höher und höher und nahm so sehr sein ganzes Wesen ein, daß er ganz zur inbrünstigsten Andacht wurde. Da zog ein leises Wehen durch das Gemach, und er mußte seine Blicke unwillkürlich nach dem Kamine wenden, wo der alte Kanonicus saß. Nun fiel ihm plötzlich die Gestalt desselben auf. Die langen Nägel an den Füßen, die ihm früher schon so sonderbar geschienen hatten, waren so sehr angewachsen, daß sie die Pantoffeln zu durchbohren drohten, und nun wurden die Beine wie glühend, daß ihr rother Widerschein durch die Beinkleider drang und Alles um ihn her wie in Feuer zu stehen schien.

„Was ist das?" schrie Franz entsetzt. Kann der Tod so verwandeln, und ist mein guter Oheim denn gestorben?"

Da erhob sich die Gestalt langsam aus dem Sessel, und immer größer werdend, wollte sie auf ihn zuschreiten, aber in der fürchterlichsten Angst seines Herzens rief Franz Gott und alle Heiligen an, und die Thüre öffnete sich, und der alte Kanonicus trat noch einmal ins Zimmer, diesmal aber mit dem Gebetbuch in der Hand und einer roth gefrorenen Nase.

„Da ist ja mein lieber Oheim!" schrie Franz freudig. „Aber was ist das, Herr Kanonicus, daß Ihr zu gleicher Zeit hier am Feuer sitzen, um die Leute zu erschrecken, und zu gleicher Zeit beim Herrn Domprobst sein könnt? Gibt es denn zwei Kanonicus wie Ihr in der Welt?"

„Mein guter Franz," sprach der Eintretende, „es gibt eine Zeit im Leben, wo man sich wol an zwei Orten zu gleicher Zeit zu sein wünscht; solches Glück ist aber dem

Menschen nicht beschieden. Bist Du denn aber toll oder blind, mein lieber Sohn? Wo siehst Du mich denn doppelt? Bin ich nicht allein hier?"

Schnell wendete nun Franz den Kopf nach dem andern Kamine und fand den Sessel leer, und als er sich sehr befremdet — wie man leicht denken kann — der Stelle näherte, da fand er am Boden ein Häufchen Asche, aus der ein starker Schwefelgeruch ihm entgegendunstete.

Bebend erhob er sich vom Boden, denn er wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte und wer ihm die verfänglichen Rathschläge gegeben, sich seiner beiden Miterben zu entledigen. Das Einzige, was ihn trösten konnte, war noch, daß er nur aus Nothwehr gehandelt hatte, da seine schlechten Vettern ihm nach dem Leben trachteten.

Er beichtete Alles kurz und natürlich seinem alten Oheim, der es für eine weise Fügung Gottes ansah und hinzufügte, daß das Böse und Gute gleichmäßig in der Welt vertheilt sei und daß sich dem Guten eben so viel Böses, als dem Bösen Gutes beigemischt finde. Hier hatte der Teufel selbst dazu dienen müssen, Verbrechen zu bestrafen, als er sich aber der Tugend bemächtigen wollte, sei ihm die größere Macht entscheidend gegenübergetreten.

Noch in derselben Nacht segnete der Kanonicus das Zeitliche und gab seinen Geist auf. Franz, von den letzten Ereignissen heftig ergriffen, drückte ihm weinend die Augen zu. Von dem reichen Erbe, das ihm zufiel, wandte er einen bedeutenden Theil dem Franziskanerkloster zu, in dessen Orden er sich aufnehmen ließ und in dessen Schooße er alle seine weltlichen Wünsche und Hoffnungen für immer begrub.

Der andere Theil der Erbschaft fiel auf eine Seitenlinie des Sembrowski'schen Hauses, die bald darauf eine schöne Brücke über das Flüßchen Bialy bauen ließ, in deren Mitte

sich der Erzengel Michael erhob, wie er Satan bekämpft. Dies Letztere zum Andenken der Begebenheit, die dem Lebenswandel ihres Verwandten die fromme Richtung und ihnen die reiche Erbschaft verschafft hatte, und als ein fortwährendes Wahrzeichen für kommende Geschlechter.

Als einst Herr S. in Danzig an einer schweren Augenkrankheit litt, erzählte er diese Geschichte einigen Freunden, die ihn besuchten, und theilte später denselben eine Familienchronik mit, worin sie als wahrhaft verzeichnet stand und ganz so, wie sie hier wiedergegeben wurde.

Die Belagerung von Danzig.

General Rapp lag in Danzig und der Herzog Alexander von Würtemberg davor; die Stadt ward von Beiden gleich bedrängt. Die schöne, alterthümliche Stadt, mit den breiten Straßen und den gothischen Gebäuden; reich und belebt durch Handel und Wandel, reich an Kunstwerken und Reichthümern. De Non holte von hier eines der herrlichsten Bilder altdeutscher Schule für das Museum seines Kaisers nach Paris, das jüngste Gericht von Michael Wohlgemuth, auf dem der Erzengel Michael in einer blanken Goldrüstung dargestellt ist, worin sich alle Gegenstände ringsumher abspiegeln. Jetzt hängt dieses prächtige Blatt wieder an seinem Platze in der Pfarrkirche. Und neben der Pfarrkirche, welch wunderbarer Bau! Der Nachtvogel Hoffmann hat davon ein seltsames Lied gesungen; es heißt der Artushof, wie das Gebäude selbst. Das läßt sich nicht beschreiben, man muß es sehen, um es zu begreifen; ein griechischer Tempel, die Glyptothek in München, die

Peterskirche in Rom, die lassen sich beschreiben; das Straßburger Münster, den Kölner Dom, den Danziger Artushof, diese schönen, freundlich erhabenen, steinernen Gedanken, die muß man selbst kennen lernen, der beste Dollmetsch würde dabei nicht auslangen.

Und unweit der guten, alten Stadt, hart am Meere, zwischen umbuschten Höhen und herrlichen Gehölzen, liegt Oliva, ein zweites Valombrosa, ein Stück Italien wie verloren am Gestade der Ostsee, und selbst der rauhe nördliche Himmel sieht es gnädig an, er schont es mit seinen scharfen Winden und braut gütig aus den Nebeln des Meeres und den Dünsten der Wälder eine so lieblich elastische Luftregion darum her, daß die Bäume hier länger grün sind, die Blumen süßer duften, und Schnee und Eis länger fern bleiben. Man glaubt sich hier überreden zu können, daß es mit der alten ewig grünenden Göttereiche zu Romowe Wahrheit gewesen ist.

Rapp wüthete in Danzig wie ein Wahnsinniger. Die armen Einwohner hatten Elend, Todesangst, Seuchen und Hunger und diesen Rapp noch dazu, der die Hauptgeißel war, welche der Himmel über die Stadt verhängt hatte. Spätere Geschichtschreiber können solch ein Bild nicht richtig entwerfen; sind sie zu gewissenhaft, so werden sie trocken und unzulänglich schildern, sind sie von ihrem Gegenstande ergriffen, so können sie leicht ihrer Phantasie zu vielen Raum gönnen und übertreiben. Nur wer das Elend sah oder wer aus dem Munde der Einwohner selbst gehört, was sich gestern noch zugetragen, ist im Stande ein Bild aus wahren Zügen und richtigen Verhältnissen zusammenzusetzen. Auch hier hauste die schrecklichste Hungersnoth; obschon keine Frau ihr eigenes Kind zum Mahle bereitete, wie Voltaire es in seiner Henriade beschreibt:

„Et d'un bras que poussait la faim impitoyable,
„Prépare avidement ce repas effroyable."

Aber die Menschen starben vor Hunger auf der Straße, und selbst die Reichsten konnten mit all ihrem Gelde nicht helfen, denn die Lebensmittel fehlten.

Dann und wann machten die Franzosen Ausfälle und trieben wohl einiges Vieh in die Festung. So auch einst von der frischen Neerung her. Es waren stattliche Ochsen, die für russische und preußische Commiswagen bestimmt gewesen waren. Die Metzger suchten sich eine Kuh oder so etwas für schweres Geld zu erhaschen. Gelang es mehren von ihnen, die zusammenstanden, so erhielten sie eine sauve-garde, um ihr Geschäft in Ruhe besorgen zu können, ohne von dem hungrigen Pöbel darin gestört zu werden.

Die Kuh ward geschlachtet und zerlegt. Unten vor dem Hause drängte sich eine Menge anständig gekleideter Leute, mit Geld in der Tasche, um Fleisch zu kaufen. Verschmachtetes Gesindel drängte sich hinzu, um etwas ungenießbar Weggeworfenes sich balgend zu erringen. Und was ward damals wol für ungenießbar erklärt?

Der Metzger erschien oben am Fenster, während seine Thür mit Wache besetzt war, und bot die einzelnen Stücke aus, wie auf einer Versteigerung. Alles ging zu hohen Preisen fort. Ein bemittelter Kaufmann erzählte mir, daß er eine Zunge mit sechszig Danziger Gulden bezahlte, die er dann mit drei andern Familienvätern theilte. Jeder lief mit dem theuer Erkauften so schnell als möglich nach Hause, es wurde Suppe davon gekocht, und die ausgehungerte Familie bildete sich dann ein, sich durch Fleisch gestärkt zu haben.

Aber ein empfindlicher Mangel war eingerissen. Man

hatte schon seit einiger Zeit kein Salz mehr, und die Nerven- und Faulfieber schienen nun nur noch stärker zu wüthen. Zum Glücke kam Jemand auf den Einfall, ein leeres hölzernes Salzmagazin, das noch aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges herrührte, abreißen zu lassen, das Holz zu verbrennen und mit der Asche, die einige Salztheile enthielt, die Speisen zu würzen.

Ein Familienvater, der sich vor Hunger und Krankheit gut schützen wollte, brauchte wöchentlich dreihundert Thaler für sein Haus; und von mehren Armen, die er mit fünf Thalern wöchentlich unterstützte, sind Einige im eigentlichen Sinne Hungers gestorben.

Ein reicher Gastwirth hatte während dieser Schreckenszeit Alles aufgeboten, um den alten Ruf seines Hauses zu erhalten. In seinem Local in der Langgasse versammelten sich daher die Officiere der Garnison, um sich — wenn gleich theuer — ihrer Gewohnheit nach bewirthen zu lassen. Ein junger Mensch, der bedeutend viel Schulden machte, bekam mit dem Bürger Gastwirth Wortwechsel, der eine ärgerliche Wendung nahm. Der junge Officier soll immer frecher geworden sein und wollte am Ende in Thätlichkeiten ausbrechen, worauf denn der Bürger von seinem Hausrechte Gebrauch machte.

Die Klage kam vor Rapp und dieser dictirte folgende Strafe:

Am nächsten Sonntage während die Wache am langen Markte aufzog und in Parade aufgestellt war, mußte der Gastwirth mit einem Kalbsviertel auf der Brust und einem Schweinsviertel auf dem Rücken an der Front langsam hinuntergehen. Auf den Kopf wurde ihm ein Kasserol gesetzt, aus dessen Stiele ein Ochsenschweif über den Rücken hinabhing. Vor ihm marschirten zwei Mann, welche

die Bajonnette nach ihm kehrten, um ihn zu verhindern seine Schritte zu beschleunigen.

Nach überstandener Strafe wurde der arme Bürger, von Schaam und Wuth erdrückt, nach Hause gebracht, und eine Stunde darauf hatte ihn ein Schlaganfall getödtet.

Um Geld zu erpressen wurden die reichsten Einwohner plötzlich aus ihren Häusern gerissen und als Geißel eingesperrt, wo sie in steter Angst vor dem angedrohten Erschießen bleiben mußten, bis die verlangte Summe aufgebracht worden war.

Rapp haßte die Danziger Kaufmannschaft, die nicht Alles thun wollte, oder konnte, was er von ihr verlangte, über die Maßen. Um sie recht auffallend zu kränken, legte er in ihr Versammlungs- und Börsenhaus, den bereits erwähnten Artushof, ein Piket und ließ dann an der äußern Façade des herrlichen Gebäudes einen bedeckten Gang von Holz anbauen, der zu einem Häuschen mitten auf dem Langen-Markte führte, worin die Mannschaft sich ihrer Naturbedürfnisse entledigte. Die Kaufleute mußten nun, auf dem Markte selbst, unter freiem Himmel, mitten im Winter zusammenkommen, und Rapp ritt zur Versammlungsstunde um die Börsenzeit, von seinen Adjutanten begleitet, vorüber, um sich an dem Anblicke der Gekränkten zu weiden.

Noch waren die Danziger reich und durften hoffen ruhigere Zeiten zu erleben, wo sie sich ihres alten Glückes wieder freuen würden. Sie hatten ihre kostbarsten Habseligkeiten nach der sogenannten Speicherinsel gebracht, die außer der Kanonenschußweite lag und daher das ihr anvertraute Gut sicher beherbergte.

Aber die Congreve'schen Raketen, die von der See-

seite zu spielen anfingen, gaben der Sache bald eine andere Wendung.

Eine furchtbare Helle verbreitete sich plötzlich am Horizont; „die Speicherinsel brennt!“ tönte es durch die Gassen. In einem Augenblick waren reiche Häuser vernichtet. Eine einzige Holzhandlung verbrannte, die auf eine halbe Million angeschlagen wurde.

Das Elend steigerte sich noch zu seiner gräßlichsten Höhe; dann wurde capitulirt.

Es war ein rauher Wintermorgen. Auf dem breiten Glacis waren die Belagerungstruppen aufgestellt. Zunächst des Thores Russen; seitwärts in einiger Entfernung, und so daß sie an dem militairischen Schauspiel nur wenig Theil nehmen konnte, die preußische Landwehr.

Die Franzosen zogen mit klingendem Spiele aus der Stadt und streckten die Waffen. Rapp ritt in einem grünen Sammetpelze vorüber, das Gesicht in das Taschentuch gedrückt, als ob er weinte.

Dann hielten die Belagerer ihren Einzug.

Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich noch während der Belagerung, den ich erzählen will. Unweit von Danzig lag ein Wirthshaus, noch innerhalb der Festung, wohin man ohne alle Gefahr spazieren gehen durfte. Anschütz, der berühmte Schauspieler, der in diesem Augenblicke eine Zierde des Wiener Hoftheaters ist, war damals in Danzig engagirt. Er machte von der Erlaubniß häufig Gebrauch und pflegte in dem bezeichneten Wirthshause Nachmittags seinen Kaffee zu nehmen.

Einst, wie er sich eben in Gesellschaft eines Freundes dort befindet, kommt es ihm in den Sinn, die vorgeschriebene Grenze zu überschreiten und jenseit des Wirthshau-

ses einen kleinen Spaziergang nach den russischen Vorposten hin zu unternehmen.

Die Gefahr war groß, das wußte Jeder; was aber kümmern Kriegsgesetze einen jungen Künstler, der noch überdies mit einer guten Portion deutschen Phlegmas begabt ist? Anschütz und sein Freund waren kaum einige hundert Schritte gegangen, als sie auf dem weißen Schneefelde, in weiter Entfernung dunkle Reiter einhersprengen sahen.

„Das sind Kosaken!" rief der Freund, nicht ohne einige Bestürzung.

„Ei sieh, Kosaken!" rief Anschütz naiv lustig und ging ihnen keck entgegen, um sie sich recht zu betrachten.

Aber die Kosaken waren rascher bei ihm, als er es vermuthet hatte, und donnerten ihm ihr Stoi! entgegen. Er sprach zwar viel durcheinander, sie aber hörten nicht darauf, sondern nahmen ihn und seinen Freund zwischen die Pferde und ließen sie mittraben.

Der Freund machte ein trauriges, bedenkliches Gesicht, aber Anschütz meinte: „Je nun, wir müssen doch am Ende wo hingebracht werden, und da wird sich's wol aufklären, wer wir sind, und daß wir nicht spioniren wollten."

Und sie kamen irgendwohin; das ist wahr! aber zu einem Stockrussen, der sie anfuhr, und da er sie nicht verhören konnte, sie zu einem höhern Befehlshaber sandte. Dieser verstand etwas mehr Deutsch und Sitte, bedauerte aber, nicht über ihr Schicksal entscheiden zu können, und sandte sie zu einem Höhern. So gelangten sie endlich müde und mit geschundenen Füßen zu dem General, viele Meilen weit von Danzig, der ihnen sogleich jede Hoffnung benahm, dorthin zurückzukehren. Nach Königsberg stand ihnen die Straße offen, nach Danzig nicht mehr.

Und so entschloß sich denn Anschütz kurz und gut, die Königsberger Theaterfreunde durch ein Gastspiel zu erfreuen, während seine Familie in Danzig in Angst um ihn verging. Erst spät kam die Nachricht von seiner Gefangennehmung durch die Russen in die belagerte Stadt.

Nach dem Einzuge der Aliirten bot Danzig einen traurigen Anblick dar. Die meisten Häuser waren durch das Bombardement unbewohnbar geworden; und das Hotel de Berlin, der erste Gasthof in jener Zeit, war so baufällig, daß Alles zitternd zusammenklirrte, wenn Jemand mit starkem Schritt darin umherging. In den ersten Tagen waren frische Lebensmittel noch nicht vorhanden, denn die Zufuhren kamen nicht so schnell. Bald aber waren alle Plätze damit überhäuft. An der Table d'hôte des Hotel de Berlin aß man noch gesalzenes Fleisch von seltsamem Aussehen, das viele Gäste, trotz der Betheuerungen des Wirthes, für Pferdefleisch hielten.

Es war ein häßliches Thauwetter eingetreten, und die Fieber mähten alles Leben hinweg. Die Todtenglocken hallten und ein imposantes Schießen verkündete, daß der erst seit kurzem ernannte Commandant der eroberten Festung, an der Seuche erlegen, zu Grabe bestattet wurde.

Abends konnte man verhungerten Gestalten begegnen, die nicht bettelten und auch nicht viel Worte machten, sondern stillschweigend hart an die Vorübergehenden traten und die Hand öffneten. Dabei schossen sie Blicke, daß das Innerste davor erbebte. Oder sie sagten nichts als die Worte: „Ich muß verhungern!" und hefteten sich dabei an unsere Schritte.

Mit den Lebensmitteln kam auch wieder frisches Leben unter das Volk und diese bedrohlichen verzweifelnden Gestalten wichen den gewöhnlichen Bettlern, wie man sie auf al-

len sonnigen Spaziergängen zu erblicken pflegt, ohne sich darum seine Freude verbittern zu lassen.

Der Hang nach langentbehrten Vergnügungen erwachte, das Theater füllte sich, und die Köpfe hoben sich wieder empor, wenngleich der Nacken noch von getragenem Joche schmerzte.

An dem Tage, als die Uebergabe an Preußen erfolgte, war die Stadt beleuchtet und im Theater eine Festvorstellung angeordnet.

Ein ehemaliger Schauspieler, der ungekannter Verdienste wegen zum Hofrath ernannt worden war und nun A... hieß, betrat die Bühne, um allerlei Bezügliches zu sprechen. Seine Finger zierten ungeheure russische Brillantringe, die er für seinen Eifer erhalten hatte.

Ich erinnerte mich dieses Mannes noch aus meiner frühesten Jugend; er hat damals schlecht Tenor gesungen. Später hatte er ein Abenteuer, das ihm zu dem neuen Lebenswege verhalf. Er war hübsch und wußte sich die Gunst einer jungen Prinzessin zuzuwenden, die mit ihren Aeltern in der stillen Zurückgezogenheit eines Schlosses lebte, nachdem der Vater die Herrschaft eines schönen Landes niedergelegt hatte.

Mit Hülfe des verschmitzten Leibfriseurs wurde die Intrigue eingeleitet und endlich so weit getrieben, daß die glühende unerfahrene Fürstin in eine Entführung willigte. An einem rauhen Winterabende, da Alles frühzeitig still im Schlosse wurde — der alte Fürst unwohl — schlich das liebende Mädchen zur Pforte hinab, wo A. ihrer mit dem Wagen harrte. Der Friseur half ihr hinein und sprang auf den Bock. Der Wagen rollte fort von Stadt zu Stadt; die Flüchtigen kamen glücklich bis Frankfurt, wo sie aber arretirt wurden.

A. mußte zwar seine holde Beute fahren lassen, wurde jedoch dafür reichlich entschädigt und die Prinzessin kehrte reuig in den Schooß ihrer Familie zurück. Später heirathete sie einen auswärtigen Fürsten, und der alte Leibfriseur, den ich auf meinen Reisen kennen lernte, schreibt noch häufig an sie und erfreut sich ihrer gnädigen Unterstützung.

Der Herzog Alexander, ein Oheim des russischen Kaisers, verbreitete einen Aufwand, der ganz zweckmäßig war, um der armen Stadt aufzuhelfen, aber dessenungeachtet einen schneidenden Contrast zu ihrem Elend machte.

Die armen, ausgehungerten Leute, die erst seit einigen Tagen wieder satt zu essen hatten, sprangen nicht gern, und nur sehr gedrängt bei Seite, wenn ein russisches Viergespann, mit gellendem Pfiff und „Paddih! Paddih!" daherbrauste.

Junge hübsche Dirnen, prächtig gekleidet und mit Kleinodien aller Art behängt, belebten die öffentlichen Plätze und Promenaden. Es waren die Schönen der vertriebenen französischen Machthaber, die jetzt ihre Angel nach den Russen auswarfen, denn bei der preußischen Landwehr war wenig zu holen. Es ist unglaublich, in welchem Ueberflusse diese Hetären lebten. Die Franzosen, die in fremdem Lande Reichthümer erwarben, sorgten redlich dafür, sie wieder los zu werden. Die großen Würdenträger ausgenommen, deren Raub in die Millionen ging, ist nicht anzunehmen, daß Viele von dem Erbeuteten etwas in die Heimat brachten. Sie gaben Feste, spielten und verjubelten Alles.

Eines jener verlassenen Mädchen eröffnete nun ein Etablissement an ihrem Geburtstage, wo der reichste Luxus herrschte. Alles ging ehrbar und anständig zu, und Niemand würde, beim Anblicke dieser Gesellschaft, die Elemente vermuthet haben, woraus sie bestand. Silber, Vermeil,

Krystall und Porzellan strahlten überall. Die Preise waren aber auch angemessen. Ein Glas Punsch wurde mit funfzig Danziger Gulden bezahlt. Das war die Taxe.

Und so machte sich der Friede denn auch gar bald überall bemerkbar. Wuchernd schoß das Wachsthum hervor und bedeckte das Elend, das sich tief eingenistet hatte und dessen Wunden noch nicht vernarbt sein konnten.

Wie ein verpestender Krebsschaden wühlte es fort und fort. Daher kam es, daß der Wohlstand jener Stadt nie mehr sich zur früheren Höhe erheben konnte. „Die Solidität sei gewichen," hieß es, und Glanz von Außen vermochte sie nicht zu ersetzen.

Bälle, Concerte und Theater, lustige Gelage bei losen Dirnen, festliche Schmäuse begannen den Reihen um unser neues Dasein zu schlingen. Alle Mühseligkeiten waren bald vergessen. Die armen Officiere, die sonst froh waren, wenn sie sich die erfrorenen Glieder am schmuzigen Herde einer armen Cassubin wärmen konnten und einen Löffel ihrer elenden Suppe schlürfen durften, klirrten jetzt mit Säbel und Sporen durch die Logengänge des Theaters und schlürften Punsch und Gefrorenes. Der Danziger selbst hatte Hungersnoth und Pferdefleisch, Salzmangel, Contribution, Geißeln und alles Elend der Rapp'schen Regierung vergessen, und sah mit Lust und Liebe den alten schwarzen Adler, der den Oelzweig in den Fängen hatte, und die grauen, flachen Wittinnen, die mit Landeserzeugnissen und halbwilden, geigenden Schimken, bis zum Untersinken beladen, die breite, gelbe Weichsel herabschwammen und Handel, Leben und Reichthum der wieder aufathmenden Stadt verhießen.

Es war ein angenehmes Gefühl, diesen Werth der Dinge zu betrachten. Ich erstieg die furchtbaren Werke des Hagel- oder Bischofsberges, welche die Franzosen angelegt hatten,

und strich dann hinaus in die flache Gegend der Weichselmündungen. Jene führten mir die erst eben überstandenen Schrecknisse des Krieges wieder vor Augen; hier erblickte ich die Segnungen des Friedens in dem sich neuregenden Handel.

Auf dem Lande, einige Stunden von der Stadt in dem schönen Schlosse zu B.*, gaben die dort einquartierten Landwehrofficiere einen Ball. Von fern und nah strömte Alles herbei; die schönsten Damen waren zugegen; die ganze Nacht wurde getanzt und getrunken und erst am andern Morgen fuhr man nach Danzig zurück. Wer jenes Fest mitmachte, konnte ohnmöglich daran zweifeln, daß die Gesellschaft wieder in ihre lang entbehrten Rechte vollständig eingesetzt worden sei. Und sie war es in der That; und diese Rechte genießt sie nun schon dreißig Jahre in einem großen Theile von Europa; es ist wahrlich nicht zum Verwundern, daß sie im Ganzen derselben etwas überdrüßig wurde und wieder allenfalls um einige Kriegsnoth zum Himmel fleht.

Natalina.

(Warschau 1814.)

Der glückliche Morgen, den ich in deinen verödeten Hallen verlebte, prächtiges Willanow! Ich versetzte mich in jene Zeit, da eine königliche Hofhaltung dich belebte; ich saß stundenlang in den luftigen Bogengängen, wo die Thaten der polnischen Helden von geschickten Malern verewigt werden sollten und nun von den nördlichen Wintern, von Sturm und Schneegestöber, nach so kurzer Dauer schon fast zerstört waren; ich strich durch deine weiten Säle, einst üppige Prachtgemächer, wo mich nun aus jedem Winkel Zerstörung anblickte. Mein Herz war trüb gestimmt — ich warf mich ermüdet auf ein altes Ruhebett. Staub und Käfer, wie aus Wagner's altem Schlafrock aufgestöbert, umsausten mich; sie sangen nicht so vernehmliche Worte, wie der Dichter sie ihnen verlieh, aber ich verstand sie dennoch. Ich schloß die Augen und träumte ein Stück Geschichte, da kam Natalia . . . . .

„Was machst Du hier, in dem alten verzauberten Schlosse?" sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme, mit dem weichen sarmatischen Accente. Und sie zog mich fort durch den Garten, nach dem Abhange, wo wir auf weichen Wiesenpfaden, unter hohen Ulmen und Buchen, längs dem murmelnden Bache dahingingen.

Ein anmuthiges Gebäude liegt vor uns; eine italienische Villa, nur mäßig groß, aber geschmackvoll und in schönen Verhältnissen. Es ist Natalina, der holden Gattin des reichen Grafen Potocki zu Ehren so genannt. Auch sie hieß Natalia.

„Du wirst mir kein solches Schloß jemals bauen," sprach Natalia.

„Um so zärtlich zu sein, muß man Millionen besitzen."

Der Graf und die Gräfin hatten Europa durchzogen. Jeder Ort, der in der jungen Gattin schönem Gemüthe eine schöne Empfindung hervorgerufen, wurde hier nachgezaubert. Die polnische Sandsteppe lieh sich willig zu Allem und das Paradies erstand. Wir glaubten uns an die Ufer der Brenta versetzt, und selbst die Schweiz hatten wir vor Augen. Dort jenes reinliche, krausgeschnitzte und buntangestrichene Haus von Holz, wo das Wasser über Steinblöcke braust und die fetten Kühe im mannshohen Grase waten.

Treten wir in das Schloß!

Wir stehen in einem sechseckigen Zimmer; an jeder Wand ist ein liebliches Gemälde aufgehängt; sechs Idyllen in reichgoldenen Rahmen, unter hellem Glase. Welcher Meister hat sie gemalt? Die Täuschung ist zauberisch! Diese durchsichtigen Schatten, dieses Sonnenlicht, und die wunderbaren Tinten, die dazwischen ruhen und den Bildern den namenlosen Reiz verleihen. Mitten im Gemache steht der Divan; wie man sich dreht und wendet, immer fällt der

Blick auf einen schönen Gegenstand. Aber was ist das? Die Bilder bewegen sich — die Schatten fliegen vorüber — die Sonne erhellt diesen Punkt, nun jenen — das ist eine neue Art von Tableaux vivants! — Natalia lächelte und erklärte mir die Zauberei.

Das Zimmer lag in einem freistehenden Thurm, nach welchem sechs verschiedene Alleen, nach den Richtungen der Fenster, liefen. Diese Fenster waren rund, bestanden nur aus einer einzigen Scheibe und waren von einem breiten Goldrahmen, wie ein Bild, umgeben. Aus einem jeden blickte man nach einer andern Allee, an deren Ende sich nun stets irgend eine malerische Aussicht zeigte. Bald ein Schweizerhaus, ein Weiher mit Schwänen, von Hügeln eingefaßt, eine Schafheerde am Abhange weidend u. s. w. Man kann sich kaum vorstellen, wie artig diese Erfindung war.

Wenn ich nun in jüngster Zeit so viel von den schweren Schicksalen las, die über Polens edelste Geschlechter verhängt wurden, so dachte ich oft an Natalina, das Denkmal der zärtlichsten Gattenliebe. Ob es denn nun auch verwaist steht und verwildert, wie damals Willanow? — Auf dem Rheine nannte man mir den Namen Potocki unter den Geächteten. Es muß doppelt schrecklich sein, wenn man, mit feiner Bildung und Geschmack ausgestattet, in seiner Jugend Alles besaß, was Menschen Glück nennen, und im Alter vielleicht mit groben Verbrechern an derselben Kette ziehen muß!

Oginsky ist Buchbinder in Brüssel; edle, polnische Frauen verkaufen in Paris Handarbeiten für ihre unglücklichen Landsleute; aber Sibirien ist härter! Sibirien! — wenn man einst Natalina besessen und die Frau geliebt, die ihm den Namen gab.

Ich bin nie schwermüthiger erregt worden, als in den polnischen Schlössern um Warschau. Das imposante Krulikarnie, das fürstliche Mokatow, und Lazenka, der lieblichste Aufenthalt der Feen!

Und woran lag diese Stimmung?

Alle standen sie trauernd und verödet, eine malerische Verwilderung umspann Steine und Gewächse und belebte täuschend die todte Regelmäßigkeit der französischen Anlagen; und ein Hauch wehte mich an in diesen Königssitzen, der Hauch der Macht und Kräftigkeit, die eine gewaltsame Hand zu plötzlich erstickte. Hier war ein Mord geschehen, das mußte man empfinden; seine Schauer umweheten uns noch.

Das Frühstück, das wir in Willanow nahmen, war unser letztes, Natalia! — Meine Grüße fliegen zu dir nach Litthauen, zu dem kleinen Grenzstädtchen, wo du wohnest — oder ausruhest!

Warschau.

„Gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott,
Gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig;
Gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland! ......"

Börne's gesammelte Schriften. 4ter Theil.

1.

Meine Eltern waren Polen und hatten sich in Preußen angekauft; ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo ich das Land sehen sollte, aus dem ich stammte und wohin mich eine glühende Sehnsucht zog. Zwar wußte ich, daß dort nicht „Goldorangen aus dunkelm Laub" mich anlächeln und „trauernde Marmorbilder" fragend auf mich blicken würden — ich hatte erfahren, wie das Land meiner Sehnsucht beschaffen war, ich kannte seine Geschichte und wußte aus der mündlichen Beschreibung meines Vaters, daß der große Sobieski auf der Brücke von Lazenka drohend herabblicke und nicht blos den Säbel zu zücken scheine auf die Türken unter seinem bäumenden Rosse, ich wußte, daß der schöne, kräftige Menschenschlag eines andern Looses werth, einer andern Ausbildung fähig sein könnte. Ich wußte dies

Alles und zog mit einem Herzen voll Liebe und Bedauern über die Narew.

Der Pole ist von seinem Nachbar, dem Litthauer (nicht Lette, der an Lieflands Küste wohnt), sehr unterschieden. Dieser kurz, gedrungen, mit vortretendem Gesicht, nicht selten mit krausem, schwarzem Haare, das widerstrebend aus der Pelzmütze sich hervorsträubt, mit kleinen, lebendigen Feueraugen; Jener hingegen meistentheils schlank, mit langen, weichen, dunkelblonden Haaren, blauen Augen und regelmäßigen Gesichtszügen. Die kleinsten Füße und die schönsten Zähne findet man bei den Polen, und diese Zierden weiß oft der schmuzigste Leibeigene geltend zu machen.

Es war tief in der Nacht, als ich Nieporent, die letzte Station vor Warschau, verließ. Der offene Schlitten, der scharfe Wind, das Schneegestöber, die Wölfe im Walde, nichts konnte meinen glühenden Phantasien Einhalt thun. Ich schloß die Augen und träumte mich in Warschau, ich öffnete sie und sah es vor mir liegen mit seinen Thürmen und Kuppeln, von einer unermeßlichen Lichtermenge erleuchtet. „Feiert man ein Freudenfest?" rief ich aus und blickte schärfer hin — da verschwand die Täuschung, und mir blieb nur ein schwarzes Riesengewölk, das über der noch nicht sichtbaren Hauptstadt lagerte, und in hoher Ferne die Millionen Sterne, die tröstlich auf Alles herniederblickten. Ich schloß wieder meine Augen und überließ mich den Vorspiegelungen meiner erregten Phantasie.

Mein Schlitten hielt plötzlich und ich hob den Kopf in die Höhe. „Was gibt's?" fragte ich den Postillon. „Wir sind an der Weichsel," war die Antwort. Ich riß die Augen weit auf und starrte hinüber. Vor mir eine breite, weißbeschneite Fläche. Am Ufer zwei hohe Mastbäume mit Flaggen. Eine Schildwache dabei. Drüben eine dunkle

Häusermasse, kein Licht in den Fenstern, keine Laterne war sichtbar; Alles todt und still, und selbst die Sterne hatte nun das heraufgezogene Riesengewölke verdeckt. Die Schildwache trippelte sich warm, ohne weiter auf uns zu merken, und der Postillon sagte mir, ich müsse in das seitwärts liegende Häuschen, um dem Commandanten meinen Paß zu zeigen.

Im schweren Reisepelze stolperte ich über Hügel und Pfütze nach dem unansehnlichen Gebäude, aus dessen Papierscheiben ein trüber Lichtschein fiel. Die Thür war angelehnt, im matterhellten Raume gewahrte ich Niemand, doch vernahm ich ein starkes Schnarchen. Der scharfe Luftzug, der durch die offengelassene Thür wehete, und der Lärm, den ich absichtlich machte, erweckte einen der Schläfer. Verdrießlich wendete sich ein junger Mann in Uniform nach mir brummend um, ohne die Augen zu öffnen. „Ein Reisender mit seinem Passe,“ sagte ich, ihm diesen hinreichend. „Furt! Furt!“ lallte er, indem er mit der Hand winkte, daß ich mich entfernen sollte. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu wecken, um nach dem Herrn Commandanten zu fragen. „Ich selbst bin Commandant!“ schrie er, und „Furt! Furt!“ ward eben so befehlend wie das erste Mal ausgesprochen. Zögernd blieb ich stehen, ich wußte mir nicht zu helfen, ich glaubte, meinen Paß hier vorzuzeigen, sei die unerläßliche Bedingung, um nach Warschau zu kommen. Nach einer Weile versuchte ich wieder durch Geräusch die Aufmerksamkeit des Schlafenden auf mich zu ziehen. Da erhob er sich, in sitzender Stellung auf seiner Pritsche, und donnerte so kräftig sein: „Furt! Marsch furt!“ daß es in den finstersten Winkeln des Raumes sich zu regen begann, dumpfes Murmeln, Flüche, Husten, Schnarchen und ein so pestilenzialischer Duft von

Zwiebeln und Branntwein umgaben und umfingen mich, daß ich hastig das Freie zu gewinnen suchte, um unverrichteter Sache meinen Rückweg zum harrenden Schlitten anzutreten.

Mein Postillon hieb, ohne eine Frage weiter an mich zu richten, in die Pferde, die Schildwache am Ufer hielt im Auf- und Abtrippeln inne, wie wir vorüberjagten, und ich — zurückgelegt im Schlitten und hinaufstarrend nach einem goldenen Kreuze auf hoher Kuppel, dessen Ostseite bereits schön zu funkeln begann — ließ mich über die glatte Eisdecke zum jenseitigen Ufer ziehen.

Jenseits ging es steil bergan; himmelhohe Häuser bildeten eine enge Gasse, tiefe Finsterniß umgab mich, eine weite Todtenstille, wie auf einem Kirchhofe, nur von dem eintönigen Antreiben des Postillons unterbrochen; ich war in Warschau.

2.

Und sechs Stunden war ich bereits in Polens Hauptstadt und von Hôtel zu Hôtel war ich mit meiner fahrenden Habe abgewiesen worden. Alles war besetzt. Eine Feierlichkeit, die in Kurzem Statt finden sollte, hatte die Polen bis tief in Volhynien und der Ukraine elektrisirt, sie strömten nach ihrer Hauptstadt, um noch den späten Enkeln sagen zu können, wir waren dabei, wie ein mächtiger Herrscher eines weiten Reiches sich die alte verwaiste Königskrone der Piasten auf's Haupt setzte und unserm edeln Volke ein gütiger König zu sein versprach. Mit Hunderten hielt ich auf offener Straße, die, wie ich, auf ein Unter-

kommen harrten. Eine eigenthümliche Art von Lohnbedienten oder Commissionären, die jüdischen Factors, liefen hin und her und waren bemüht, Wohnungen aufzutreiben. Endlich erbarmte sich einer dieser hülfreichen, dienstbaren Geister meiner und ich fuhr durch ein prachtvolles Portal nach dem Seitenflügel eines etwas demolirt aussehenden, öden Palastes, der früher der Familie Potocki angehört hatte.

Der Burggraf oder Haushofmeister war zur Hand und führte mich in meine Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand, worin sich außer einem Stuhl und einem runden Tische vorläufig noch keine Möbel vorfanden. Eine schneidende Kälte lagerte in den Zimmern, und mein Factor lief hinaus, um einzuheizen. Ich trat an's Fenster. Nach und nach ward es lebendig in dem Hofe, und Hunderte von Fremden bevölkerten den alten Stammsitz der ehemals so mächtigen Grafen Potocki.

Mein Zimmer fing nach und nach an warm zu werden und ich begann mich darin behaglich zu fühlen. Die Aussicht am Fenster gewährte mir eine angenehme Unterhaltung Das war ein Treiben und Drängen. Jeder that, als wenn er zu Hause wäre. Hier wurde Holz gespalten, dort Wasser geholt; hier wurden Kleider gebürstet, dort ein Schlitten abgeladen; hier gezankt, dort geküßt; hier trafen sich ein Paar alte Bekannte, dort knüpfte sich eine neue Bekanntschaft; kurz, die aus allen Gegenden des Reichs zusammengewehte Karavane schien sich in ihrem Karavanserai, so gut sie konnte, einzurichten.

Ich war hungrig und müde. Mein Factor sorgte für Beides. Bald dampfte eine saftige Polingwizza vor mir, die in Begleitung einiger Gläser trefflichen Ungars mich weidlich restaurirte, und eine alte Mazurin, in zwar nicht

reinlicher, doch malerischer Tracht, machte mir eine breite Streu auf dem getäfelten Boden des gräflich Potocki'schen Palastes, worin weder Betten noch Bettstellen zur Aufnahme von Gästen vorhanden waren.

Sie war gesprächig und freute sich, daß ich polnisch sprach. Sie stand vor mir, die Thranlampe in der Hand, mit den klugen Augen mich anblickend, und wußte viel zu erzählen von der alten Pracht des Hauses. Von des Grafen Großmutter, Natalia Potocka, und ihrem Gatten Sigismund, die sie Beide noch gekannt hatte. Von den dreihundert Bären, die der Graf hielt und die einst alle seinen Einzug in Warschau verherrlichten, und von dem alten, klugen Bären Choda, der Holz zur Küche trug und, von Schweiß triefend, ein ganzes Elenthier am Riesenspieße drehte, dann aber auch große Stöße Porzellan sich auf die Pratzen laden ließ und sie keuchend in den Speisesaal trug. Von all diesen Herrlichkeiten erzählte sie noch, als ich längst die Augen geschlossen hatte und halb träumend nur noch den Namen Natalie vernahm, den sie oft wiederholte, denn so hatte ja die alte Gräfin geheißen.

3.

„Wo kamen Sie über die Weichsel und wie geht's dort?" fragte mich am andern Morgen ein Freund, der mich besuchte. „Ich fuhr bei Praga in der vorigen Nacht herüber," war meine unbefangene Antwort. Ich konnte mir das Erstaunen meines Freundes nicht erklären; er schien anfänglich an meiner Aussage zu zweifeln, endlich ließ er eine Droschke herbeirufen und wir fuhren zur

Weichsel. Wie erschrak ich, als ich das Wagstück sah, das ich, ohne es zu wissen, bestanden hatte. Der mächtige Strom war noch nicht vom Eise gefangen. Eine dünne Eisdecke hatte gleich einer Brücke sich von Praga herübergezogen und von beiden Seiten schlugen die Wellen stürmisch daran, um diese zerbrechliche Verbindung zu vernichten. Hier war nun mein leichter Schlitten herübergegleitet, auf beiden Seiten vom offenen Tode umgeben, darum war der sogenannte Commandant an's jenseitige Ufer gesetzt und die Schildwache hingestellt, um den tollkühnen Versuch der Ueberfahrt zu verhindern, und so ward der Zweck dieser Anordnung erfüllt. Ich freute mich, das Abenteuer so glücklich bestanden zu haben, und nahm es als eine günstige Vorbedeutung. Die Droschke wendete um und wir kamen bei dem alten Bernhardinerkloster vorbei in die prächtige Krakauer Vorstadt. Paläste von beiden Seiten, Kirchen dazwischen, die man wol nur in Italien so wiederfindet. Glänzende Läden und Gewölbe, worin der handelslustige Grieche, der betriebsame Armenier die kostbarsten Erzeugnisse des orientalischen Luxus zur Schau legt. Von der erhabenen Sigismundus-Säule vor dem alten Königspalaste am Weichselufer, bis zu den schönen Säulen, die am Ende der Nova Miasta die Allee nach Lazenka eröffnen, welch ein Leben, welch ein Glanz!

„Wir wollen nach Lazenka!" sagte mein Freund, und ich willigte freudig ein. An den vier königlichen Casernen vorüber, wo die Elite der polnischen Braven haust, geht es eine schöne Straße entlang, von geraden Alleen nach allen Richtungen durchschnitten. Ueber eine elegante Brücke fort, wo Sobieski's Standbild errichtet ist, und vor uns erscheint Lazenka, der ehemalige Lieblingsaufenthalt des letzten Königs, nicht in der schwerfälligen Pracht eines mächtigen

Monarchen, sondern lieblich und freundlich wie ein Feenaufenthalt. Diese luftigen Hallen, diese schlanken Säulen, diese Statuen, sie scheinen nicht von Marmor, sie hat Oberon, der gütige Elfenfürst, durch den Ton seines Horns aus Luft entstehen lassen, und ein Hauch von ihm, so zerfließt Alles wieder in das frühere Element. Dieses Gedankens konnt' ich mich nicht erwehren! Und noch lag der Winter über dem Garten, noch schliefen die Keime alle, die ihn einst beleben; noch schwiegen die Nachtigallen dieser Haine — und wenn der Frühling Alles darin zum Leben wieder erwecken wird, wenn die lieblichste Natur sich hier mit der lieblichsten Kunst zu einem süßen Zauber vermählt, so wird das Herz des Polen doch hier nie zur Freude erwachen können, denn öde und verwaist stehen die Hallen — kein König von Polen durchschreitet sie.

4.

Meine Briefe waren abgegeben bis auf einen. Der alte Starost, an den er gerichtet, war von seiner Herrschaft noch nicht angelangt.

Eines Morgens sitze ich an meinem Schreibtische, als an meine Thür gepocht wird. Eine junge, schöne Dame tritt ein, in schwarzen Sammt gekleidet, ein schwarzer Schleier umhüllt die ganze Gestalt. Mit niedergeschlagenen Augen nähert sie sich und hält mir zitternd eine goldene Schüssel hin, mit einer Stimme, worin aller Wohllaut der Welt vereint war, mich um ein Almosen für eine milde Stiftung ansprechend. Wer jemals das Polnische aus schönem Munde hörte, wer da weiß, welchen rührenden

Accent die Polen in die Bitte zu legen wissen, und was im Allgemeinen die Bitte eines schönen Weibes auf ein gefühlvolles Männerherz vermag, der wird sich die Bewegung leicht vorstellen können, worin ich war. Die Sitte, auf diese Art die Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, war mir überdies ganz fremd, und ich so überrascht und verwirrt, daß ich alle Goldstücke meiner Börse in die Schüssel der Schönen fallen ließ. Sie neigte sich tief und reichte mir ein kleines silbernes Crucifix zum Kusse, und als ich sie zur Thür geleitete, bemerkte ich einen Cavalier in Uniform, der, den Mantel der Dame auf dem Arme, im Corridor sie erwartete. Dies deutete mehr als alles Uebrige an, daß die schöne Bettlerin aus einem sehr vornehmen Hause war, und später erfuhr ich, daß die ersten Frauen sich diesem Geschäfte mit Freuden unterziehen. So vorübergehend diese Erscheinung war, so machte sie doch einen starken Eindruck auf mich. Ich konnte das Bild der jungen Dame nicht aus den Gedanken bringen. Eben wendete ich mich zurück vom Fenster, wo ich sie in den Wagen steigen gesehen hatte, als mir ein weißes feines Taschentuch in die Augen fiel, das mitten im Zimmer auf dem Boden lag. Sie hatte es fallen lassen. Es war in der Ecke: „Natalie," gezeichnet. Kein Buchstabe, der auf die Familie gedeutet hätte; ich mußte es daher aufgeben, den Fund zurückzustellen, und hatte meine Freude daran, das süß duftende Tuch an meine Lippen zu drücken.

5.

Abends war im Schauspielhause großer maskirter Ball. Die Menge der in Warschau anwesenden Fremden ließ hoffen, daß er zahlreich besucht werden würde; dies bewog mich, hinzugehen. Das bunte Maskenspiel war mir nicht neu, aber die Art und Weise, wie es die schönen Sarmatinnen treiben, war es.

Die Säle waren gedrängt voll und immerwährende Musik forderte zum Tanze auf. Hier war es der zierliche französische Contretanz, dort der heiße, üppige Tanz der Mazuren, der nur mit dem Fandango des Valencianers zu vergleichen ist.

Die Orchester wechselten mit einander ab, und nie durften die tanzlustigen Gäste an dieser Quelle des Vergnügens durstend umherschleichen.

Ich stand zusehend da in dem weiten Kreise, der sich um eine schöne Mazurka gebildet hatte, und ergötzte mich daran, wie jetzt der Tänzer seine Dame, gleichsam übermüthig, von sich schleuderte und sie nun, im Gefühle völliger Freiheit, all ihre Liebenswürdigkeit geltend macht, Herzen zu erobern, und doch nur immer darauf sinnt, ein Herz, das sie besessen, sich wieder zu gewinnen. Wie der Cavalier endlich diese Zierlichkeit bewundern muß, wie er, die Hände in die Seite gestemmt, sie anstaunt, seine Freude äußert, sich ihr nähert, den bunten Schmetterling zu haschen sucht, der ihm immer wieder entflattert und nur dabei mehr und mehr seine Farbenpracht entfaltet, bis endlich der Ueberwundene auf die Knie stürzt und die Sylphide ihm die Hand reicht, wie er nun aufspringt, sie umfaßt — und im wildesten Rausche der Begeisterung mit ihr — mit seinem Eigen-

thum — sich wie in Zauberkreisen herumschwingt, bis Beide ermattet, der Ritter sich den Bart streichelnd, die Schöne sich an ihn lehnend, dastehen und zusehen, wie andern Paaren dies tolle Liebesspiel ansteht.

Ein lautes Bravo erschallte, da ein neues Tänzerpaar in die Bahn hüpfte. Dies schien anzudeuten, daß es in dem Lieblingstanze der Nation die Meisterschaft erreicht hatte — und wirklich war im ganzen Lande Mazurek noch nie so getanzt worden.

Der Cavalier trug die knappe, den Wuchs hebende Tracht der polnischen Lanzenreiter — die Dame war in der kleidsamen Landestracht, die blutrothsammtne Conföderatka schief auf die dunkelblonden Locken gedrückt.

Da ich die Gewohnheit habe, zuerst bei Tänzern die Füße zu mustern und erst später den Ausdruck des Gesichts zu beobachten, so hatte der Tanz schon lange begonnen und der Beifall der Zuschauer sich in lauten Zeichen Luft gemacht, als ich bemerkte, die reizende Tänzerin sei dieselbe Dame, die in meinem Zimmer das Taschentuch verloren hatte.

Diese Entdeckung war mir angenehm. Ich blickte rings umher, einen Bekannten zu suchen, der mir die Dame nennen könnte; aber zum Unglück erspähte ich Niemanden als den alten Collegienrath von L., der unter tausend Betheuerungen versicherte, die Dame nie gesehen zu haben.

Ich verließ während des Tanzes kein Auge von der Schönen, sie schien mich jedoch nicht zu bemerken. Ich folgte ihr von Ferne, da der Tanz geendet war, und sah, daß sie in eines der Seitenzimmer ging, wahrscheinlich um eine Vermummung vorzunehmen. Diese eigentlichen Vermummungen sind von dem in Deutschland üblichen Maskiren wesentlich verschieden. Die Damen hüllen sich nämlich

in Shawls vom Kopf bis zu den Füßen und lassen nur so viel Raum, um eine kleine Maske, die noch überdies rings herum mit einer breiten Spitzengarnirung besetzt ist, vor das Gesicht binden zu können. Alles Uebrige ist Shawl, und es ist in solcher Vermummung leicht, Wuchs, Größe, Gang u. s. w. auf's Höchste unkenntlich zu machen. So mischen sich die Damen der vornehmsten Stände in das bunteste Treiben des Maskenballs, und ohne Rückhalt sprechen sie mit allen Personen und üben die muthwilligsten Neckereien aus. Oft werden auch ernsthafte Intriguen auf diese Weise angesponnen, und so manches sehnsüchtige Schmachten fand hier unverhofft den süßesten Lohn. In einiger Entfernung beobachtet ein Cavaliere servente die Unternehmungen seiner schönen Schutzbefohlenen, um zur rechten Zeit, wenn vielleicht Zudringlichkeiten die Vermummte in Verlegenheit bringen könnten, dazwischen zu treten und der Dame beizustehen.

Ich hatte mich nicht geirrt. Natalie, die Eigenthümerin des verlornen Taschentuches, erschien bald als türkischer Shawl vermummt, bis auf die Größe der Gestalt und das Schwebende ihres Ganges unkenntlich gemacht.

Ich näherte mich ihr und sprach einige freundliche Worte deutsch. „Nie rozumy,“ hauchte sie lieblich unter der Maske hervor. Ich sprach französisch und freute mich, sie wieder zu sehen. Sie antwortete in derselben Sprache und äußerte ihr Befremden, da sie mich nicht kannte. Ich sprach davon, daß ich sie am heutigen Morgen in Trauerkleidung gesehen hatte, ein Werk milder Barmherzigkeit ausüben, blos mit dem Elende der Menschen beschäftigt und bemüht, es zu lindern, und daß es mich innig freue, sie hier im Tempel der Freude, als ihre schönste Priesterin, wiederzufinden. Sie lachte und sagte, sie müsse, so unangenehm es

ihr auch sei, die fromme Pflicht ausüben, wenn die Reihe sie träfe; sie könne sich aber nicht erinnern, bei mir gewesen zu sein, weil sie zu viele Besuche zu machen habe und fast nie aufsähe, an wen sie ihre Bitte richte.

Ich sagte leise: „Natalie!" und eine plötzliche Bewegung durchzuckte sie. „So hab' ich bei Ihnen mein Taschentuch verloren," sagte sie nicht ohne Befangenheit. Ich deutete sie mir günstig. „Erinnern Sie sich meiner nun?" fragte ich kühn. „Ich erinnere mich, mein Tuch seit meinem Besuche im Potocki'schen Palais vermißt zu haben. Es ist übrigens ein unbedeutender Verlust — doch freue ich mich —"

Hier wurden wir unterbrochen.

Einige Cavaliere näherten sich, und mich höflich grüßend, wendeten sie sich zur Dame, ihr meldend, daß ein angenehmer Gast soeben in den Saal getreten sei, der ihrer Vermummung ein Ende mache. Und fast zu gleicher Zeit trat ein alter Starost auf uns zu. Die altpolnische Nationaltracht, die in Warschau längst nicht mehr getragen wurde und worein er gekleidet war, zeigte den Landbewohner an, der sein Stammschloß im Innern verlassen hatte, um die Hauptstadt zu besuchen. Kaum hatte ihn Natalie erblickt, so flog die Maske von ihrem Gesichte, sie hing an des Alten Halse und drückte tausend Küsse auf den breiten, weißen Schnurrbart. „O, mein Vater!" rief sie fast weinend aus. Der Alte wendete sich, nachdem die Tochter ihn satt geherzt hatte, zu den ihn Umstehenden und sprach mit Würde: „Graf Korecki dankt Ihnen herzlich für diesen freundlichen Empfang." „Graf Korecki," wiederholte ich freudig und griff mit Ungestüm in die Busentasche. „Graf Korecki — der älteste Freund meines Vaters! — Hier — hier —" und der letzte meiner Briefe, den ich bis

jetzt immer auf dem Herzen getragen hatte, war zu eigenen Händen abgegeben worden.

Während der Alte mit freundlichem Lächeln die Zeilen durchflog, ruhte mein Blick unverwandt auf Natalien, in deren Augen ein Räthsel von Entzücken und Freude zu lesen war, mit dessen Auflösung ich mich während des übrigen Theiles der Nacht ganz ernsthaft beschäftigte.

6.

Am andern Morgen besuchte ich den Grafen. Er saß auf einem Divan, das lange wohlriechende Weichselrohr am Munde und aus einer roth und goldgestreiften Stambulka die lieblichsten türkischen Tabakswolken blasend, die jede schöne Verächterin unseres deutschen Kanasters wol zu bekehren im Stande gewesen wären. Ueber dem kostbaren Mundstücke hing der türkische Sack von echtem Shawlzeuge, eine kleine Mütze von ähnlichem Stoffe saß schief auf dem glattgeschornen Kopfe. Hals und Nacken waren bloß und ein langes Unterkleid von dunkelbraunem Atlas hing bis auf die gelben Saffianstiefel, über welche kleine türkische Pantoffeln gezogen waren. So angethan, hätte man den alten Woiwoden fast für einen Türken halten können. Die vornehmen Edelleute in ihren Schlössern waren gewohnt, die von den üppigen Orientalen verfertigten und feilgehaltenen Luxusgegenstände selbst den beliebten französischen noch beiweitem vorzuziehen.

Gab der Starost ein Bild der Ruhe und Behaglichkeit ab, so zeigte seine Umgebung davon gerade das Gegentheil. In dem einen Winkel war ein jüdischer Factor bemüht, an

einem rothdamastenen Taburete hingekauert, einen Haufen holländischer Ducaten zu wägen, die ein russischer Kronbeamter, im abgetragenen Oberrocke, dem Starosten für eine bedeutende Naturalienlieferung hinzählte. Unfern davon stand Franczuzeck, der taubstumme Kammerdiener und Hofnarr des Starosten, unter vielen tollen Lazzi, und wie ein Wilder unarticulirte Laute ausstoßend, die kleinen goldenen Sporen an die Paradestiefel schraubend. Neben ihm lag, auf einem seidenen Polster, ein junger, vier Wochen alter Bär, den man soeben von der Mutter genommen hatte, damit sie ihn nicht bei ihren Liebkosungen mit den Krallen verwunde, weil eine solche Verwundung dem zarten Geschöpfchen tödtlich sein könnte und die Bärenzucht ein Hauptregal des Starosten ist. Ein bildschöner, doch von Schmuz gebräunter Stalljunge steckte dem jungen Bären, der, noch ziemlich ungeleckt, von der eigentlichen Bärenform wenig Spuren zeigte, in Milch geweichtes Weißbrot in das Maul. Wenn nun diese Seite des Zimmers ein friedliches Bild des ersten Morgens in der Hauptstadt eines polnischen Magnaten zeigte, so war auf der andern Seite ein mehr unruhiger bewegter Schauplatz wahrzunehmen. Der Graf hatte eine neue, ungeheure Naturalienlieferung für die Krone übernommen und deshalb waren viele Juden anwesend, um bei dieser, großen Gewinn versprechenden Unternehmung auch ihren Theil zu haben.

Während daß die Beamten von dem Geschäftsführer des Grafen mit Schnaps für den abgeschlossenen Handel regalirt wurden und die Juden sich murmelnd unter sichberiethen, zerrten ein Paar baumstarke Volhynier einen kleinen, blassen, schreienden Israeliten unter lauten Flüchen am rothen Barte und hatten ihm soeben eine starke Handvoll ausgerissen, als ich eintrat und die Donnerstimme des Sta-

rosten dem Streite ein Ende machte. Sogleich ließen die Kerle den Kleinen los und schoben ihn unsanft zur Thür hinaus.

„Mein guter Freund, sein Sie mir gegrüßt! So geht es uns, wenn wir nach Warschau kommen. Es geschieht zur Freude unserer Kinder, nicht zu unserer eigenen!“ Diese Worte rief mir der Freund meines Vaters zu und zog die ausgestreckten Beine ein wenig zurück, um mir Platz auf dem Divan zu machen.

Ich setzte mich, er zog mich an sich und drückte mir mehre herzliche Küsse auf den Mund.

„Kommen wir nach Warschau,“ fuhr er fort, „so werden Gelder eincassirt, neue Lieferungen geschlossen, Pachtcontracte erneut, alte Verbindungen zerrissen, von Krieg und Frieden wird discurirt, um Staatsangelegenheiten wird sich bekümmert, das Theater in Augenschein genommen, Bälle und Gesellschaften besucht, kurz, dann ist die Zeit des Lebens. Sind jedoch die wenigen Wochen unsers Hierseins verflossen, so sitzen wir daheim in unserer alten Ritterburg, rauchen Tabak, trinken Thee, lesen alte Zeitungen und sind höchlich erfreut, wenn ein tüchtiges Unwetter uns recht viele des Weges ziehende Reisende zutreibt, die uns unsere vortreffliche Barcz-Suppe verzehren helfen und uns frische Neuigkeiten bringen. Im Winter sind unsere solennen Nachtjagden auf Wölfe zu Schlitten eine Hauptergötzlichkeit, die Stelle der Maskeraden vertretend, und die Zucht und Wartung des possirlichen Bären erheitert uns auch so manchen trübseligen Augenblick.“

Während der Starost mit heiterm Lächeln diese Schilderung entwarf, herrschte eine Todtenstille im Zimmer, obgleich alle darin Befindliche ihre Handthierungen fortsetzten. Der Geschäftsführer näherte sich und bemerkte, daß er mit

den Handelsleuten nicht einig werden könne, und daß ihm nichts übrig bleibe, als den soeben hinausgestoßenen, arg mishandelten Juden hereinzurufen. Dies geschah. Nach wenigen Worten war Alles richtig, der Handschlag wurde geleistet, der Jude zählte eine Handvoll Ducaten als Bürgschaft auf, küßte seine Fingerspitzen, nachdem er damit das unterste Ende von dem Kleide des Starosten berührt hatte, und entfernte sich, von seinen neidischen Glaubensgenossen gefolgt, die ihm wahrscheinlich auf der Straße eine eben so freundliche Zurechtweisung, als er eben erfahren, zugedacht hatten.

„Es ist ein eigenes Ding um die Juden in unserm Lande," bemerkte der Graf; „sie sind ein Uebel, aber für uns ein unentbehrliches. Sie sind betriebsam, während unsere Bauern faul sind; sie sind gefällig und befördern den Verkehr im Innern, der ohne sie stocken würde. Sie haben leidliche Wirthshäuser, wo man zur Noth zufrieden sein kann; sie sind die Pächter des Branntweins und haben mithin den mächtigsten Hebel in Händen, um auf den gemeinen Polen zu wirken; dieser Jude, den Sie soeben mishandeln sahen, ist einer der schlauesten Betrüger; er hat sich bald von den Franzosen, bald von den Russen zum Spione brauchen lassen; er hat mit Napoleon im Kreml gesprochen, zweimal waren schon die Läufe von zwölf Gewehren auf seine Brust gerichtet, und jedes Mal hat der Verrath der ihm anvertrauten Geheimnisse ihm das Leben gerettet. Jetzt besitzt er Geld und treibt Lieferungs- und andere Geschäfte. Er hat mich, sowie die meisten Edelleute der Provinz auf das Schändlichste betrogen, und die Züchtigung, die er vorhin empfing, war nur zu wohl verdient. Allein man kann den Verkehr mit ihm nicht aufgeben. Seine Anerbietungen übersteigen die der Andern um's

Dreifache, und was das Vorzüglichste ist, er streckt bedeutende Summen vor, und baares Geld können wir immer brauchen. So ist es ihm wieder gelungen, die Lieferung an sich zu reißen — er wird reich dabei und mich und die Krone wird er betrügen; doch wer kann das ändern. Aber, lieber Freund, ich schwatze da mit Ihnen von Dingen, die Sie nicht unterhalten können; lassen Sie uns zu meiner Tochter gehen, das soll Ihnen hoffentlich mehr Vergnügen machen.“ Er stand auf, nahm mich bei der Hand und führte mich durch einen großen Saal in das Gemach der jungen Gräfin, aus welchem uns Spiel und Gesang entgegenschallte.

Natalie saß am Flügel und begleitete sich zu einem schmelzenden Liede in polnischer Sprache. Einige junge Herren umgaben sie und horchten aufmerksam zu, während ein zwölfjähriger Sohn des Grafen vor einer alten Dame, die am Fenster stickte, kniete und mit Emphase ihr eine französische Liebeserklärung machte. Unser Eintritt störte die Unterhaltung. Man kam uns entgegen, und mein Bitten fruchtete nichts, Natalie wollte nicht mehr singen. Ich mußte von Deutschland — wie sie das nahe Ostpreußen nannten — erzählen, und obgleich sie neugierig nach Allem fragten, so konnten sie doch nicht unterlassen, wo es schicklich war, kleine Spöttereien anzubringen. Ich gab mich ihnen, als von Polen abstammend, zu erkennen, sagte unverholen, daß ich von ganzem Herzen ihr Landsmann wäre, und dies Geständniß brachte bald eine freundliche Annäherung zu Stande. Wir hatten bereits eine Stunde geplaudert und Nataliens Zauber belebte die Unterhaltung, als ein junger, feingebauter, sehr bleicher Mann im elegantesten Costüm hereinsprang und, sich den Bart drehend, die Pas des Mazurek auf dem glatten Boden versuchte.

„Mein Bruder Adrian,“ sagte Natalie.

Der junge Mann verbeugte sich höflich, warf sich in einen Stuhl und strich sich die Locken auf die Seite.

„Du siehst übel aus,“ bemerkte der Vater.

„Das ist die Modefarbe der jungen Leute von Ton,“ erwiderte einer der Anwesenden.

„Ich habe die Nacht nicht geschlafen,“ setzte Graf Adrian hinzu. „Zwei Bälle und großes Spiel — das geht über unsere Kräfte — und Du, Natalie? Du warst im Theater? Hast Du Dich amüsirt — hast Du Dein Schnupftuch wiedergefunden?“

Natalie erröthete. Ich ward auf wunderbare Weise elektrisirt. „Der Finder meines Schnupftuches sitzt vor Dir,“ erwiderte sie, sich schnell fassend, „ein Freund unsers Hauses, der unserm Vater angenehme Briefe aus der Fremde mitgebracht hat.“

„Und einer der Unsern, schon der Abstammung nach —“ fügte der Vater hinzu.

Der junge Graf sprang heftig auf, und meine Hand nicht ohne Herzlichkeit ergreifend, gab er mir den bei den Sarmaten aller Stände üblichen Kuß. „Diese Empfehlung meines würdigen Vaters,“ rief er fröhlich, „macht uns zu Freunden; wir wollen unzertrennlich sein, wenn Sie Damen, Pharao und Champagner lieben und nicht deutsch sprechen wollen. Ich werde Ihnen alle Schönheiten Warschaus, die lebendigen und leblosen, zeigen, und Sie sollen sehen, daß Adrian Korecki zu leben versteht und daß er seinen dreijährigen Aufenthalt in Paris nützlich angewandt hat. Für den heutigen Tag sind Sie mein! Wenn Sie nämlich Lust haben, im Kraszinski'schen Garten die Morgenpromenade zu machen, bei der hübschen Madame Chovot von artigen Mädchen elegante Nippes einzukaufen und sich

von ihrem Manne à la française bewirthen zu lassen; dann in Wieska Kawa Kaffee zu trinken, auf dem Heimwege bei Lessel im sächsischen Palais Sorbet zu schlürfen, dann das Theater zu besuchen und bei dem türkischen Juden im Powonskyschen Palais einen tollen Ball mitzumachen. Wollen Sie das, so sind Sie mein! Ziehen Sie es vor, über Polens Wohl und Wehe zu sprechen, so begleiten Sie den ehrwürdigen Magnaten, Grafen Korecki, den Vater, nach Stara Polska Kawa, wo die heldenmüthigen Ueberreste der Napoleon'schen Armee ihre Wuth an Cigarren verbeißen und jeder Gast drei Stühle braucht, um seine invaliden Heroenglieder darauf auszustrecken, und wird es Ihnen dort langweilig, so können Sie bei meiner Schwester Abends eine neue Mazurka am Flügel oder Dmuzewsky's neueste Uebersetzung eines französischen Lustspiels vorlesen hören und am Ende wol gar an einer Pharaobank von drei Ducaten pontiren."

Dies Alles hatte er in einem Athemzuge gesagt, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, und da jetzt auf der Straße gellend gepfiffen wurde, sprang er zum Fenster. Seine Mütze ergreifend und mich beim Arme nehmend, rief er jetzt: „Mein Cabriolet ist bereits unten, kommen Sie!" — Ich beurlaubte mich verlegen bei Natalien, die mir lächelnd sagte: „Macht Ihnen vielleicht der Wildfang mit seinem ganzen Vergnügungsapparat Langeweile, so verlassen Sie ihn und kommen hierher; es ist nicht ganz so schlimm, wie er meine Soirée schildert. Sie sind auch nach Mitternacht noch in unserm Kreise gern gesehen!"

7.

Nachdem ich mit meinem neuen Freunde einen Tag der lustigsten Zerstreuungen in und um Warschau verlebt hatte, befand ich mich am späten Abend allein in der Krakauer Vorstadt, da ich nicht Lust hatte, mich, wie er — in einem Anfalle cynischen Uebermuthes in die dunkeln Gäßchen zu verlieren, die hinter dem Bernhardinerkloster sich bis zur Weichsel erstrecken.

Ich stand am Eingange der Senatorenstraße und sah die Fenster Nataliens erleuchtet. Ich erinnerte mich ihrer Einladung und ging hin.

Es war bereits nach Mitternacht, und man hatte soeben die Abendtafel aufgehoben, als ich eintrat.

„Il vaut mieux tard que jamais!" rief mir Natalie lächelnd zu. „Sie kommen zur rechten Zeit, um für uns Damen, meine Tante, unsere Gouvernante und mich, eine kleine Pharaobank aufzulegen. Doch, wie Ihnen mein Bruder sagte, nicht stärker als drei Ducaten, wir pontiren nur mit Silber."

Ich schickte mich sogleich an, dem Befehle Folge zu leisten, und während ich langsam die Börse zog und einige Spiele Karten sorgfältig mischte, ließ ich die Augen im Zimmer umherschweifen und bemerkte eine nicht kleine Gesellschaft.

Der alte Graf hatte sich mit einigen Herren zum Whist gesetzt, Andere umstanden die Tische, und auch um meine ärmliche Bank hatten sich viele Zuschauer eingefunden, um dem Spiele der Damen zuzusehen und zu beobachten, ob ich im Glückskampfe mit denselben die Oberhand gewinnen würde.

Ich hatte einige Abzüge gemacht und bereits mehre polnische Guldenstücke lachend eingestrichen, als ein junger Mann, mit vielen Orden geschmückt, hinzutrat und mich um die Erlaubniß bat, eine Karte setzen zu dürfen.

Er zog die Coeur-Dame und sagte: „Va banque!" Mein Auge befragte stillschweigend die pontirenden Damen, denn der Satz des Fremden setzte ihrem Spiele sogleich Schranken; sie gaben kopfnickend ihre Einwilligung, ich zog ab und auf den ersten Zug verlor die gesetzte Karte.

Lachend spielten die Damen ihr kleines Spiel gegen die doublirte Bank; der Fremde sah unverwandt zu. Ich hatte Glück, jede der Damen hatte einen Ducaten verloren und meine Bank war zweimal doublirt. „Va banque!" rief nun der Fremde wieder. Dieselbe stillschweigende Frage, die Einwilligung der Damen fehlte nicht und die Coeur-Dame fiel nach zehn Abzügen wieder so, daß der Fremde nicht ohne sichtlichen Ingrimm neun Ducaten auf die Decke des Tisches hinwarf. „Noch einmal Va banque auf dieselbe Karte!" rief er hastig; einige Abzüge, und sie verlor. Die Damen zogen ihr Geld vom Tische, um anzudeuten, daß sie den Kampfplatz nunmehr völlig dem Fremden überließen. Ich sah ihn fragend an, um zu erfahren, ob er das Spiel fortzusetzen wünschte. Ohne Zögern zog er eine Rolle aus der Busentasche, bog die Dame zu meinen Gunsten und bat um den Abzug. Er erfolgte eben so unglücklich für ihn wie die frühern, und in kurzer Zeit sah ich mich im Besitz der Goldrolle, die zweihundert Ducaten enthielt.

Das krankhaft bleiche Gesicht des jungen Mannes hatte sich zu röthen begonnen, und ein kurzer, trockner Husten, der seine heisere Sprache oftmals unterbrach, flößte mir Mitleid ein. „Sie sollten nicht spielen, mein Herr, die

Dame bringt Ihnen Unglück!" sagte ich hingeworfen. „Meinen Sie das jetzt?" erwiderte er pikirt; nun wohl, ich werde Ihren Rath befolgen und gegen Sie nicht mehr spielen."

Meine Aufwallung bei diesen nicht ohne boshafte Absicht ausgestoßenen Worten beschwichtigte ein sanft verweisender Blick von Natalien. Einige Umstehende wünschten mir Glück, als ich mit gleichgültiger Miene meine Baarschaft einstrich, die Damen setzten sich zum Clavier, wo Natalie einige neue Lieder von Kurpinski probirte, und ich zog mich mismuthig in eine Fensterecke zurück.

Herr von Boskewicz, ein Mann in mittlern Jahren, von auffallender Gesichtsbildung, gesellte sich alsbald zu mir. Ich hatte ihn schon öfter gesehen und wußte, daß er eine zuvorkommende Höflichkeit besaß. Ich fragte nach meinem unglücklichen Ponteur; er wußte, daß er Hauptmann in kaiserlich russischen Diensten sei, mehr konnte er nicht sagen. Seine Unterhaltung wußte er auf andere Gegenstände zu lenken. Er erzählte mir mehre Vorfälle aus seinem bunten Leben und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Mit großer Theilnahme hörte er, daß ich von polnischen Eltern abstamme; mit noch größerer erinnerte er sich, bei Nennung meines Namens, daß mein Vater zu den Patrioten der Conföderation gehört und nach der Theilung das Land verlassen habe. Er sagte mir, daß er zu seinen besten Freunden gehört hatte. Diese Mittheilung erfreute mich. Ich hatte einen Freund mehr in dem großen Warschau, auf den ich zählen konnte. Er erkundigte sich nach so Manchem noch und fragte nach den Adressen meiner Briefe. Er war eben im eifrigsten Gespräche und versprach, mich bei allen seinen mächtigen Gönnern einzuführen, als der alte Graf Korecki, der uns schon lange von seinem Spieltische aus

beobachtet hatte, sich uns näherte und sonderbarer Weise durch seine bloße Annäherung der Suade meines neuen Freundes Einhalt that, der mit einem Male mich kalt und höflich um mein Urtheil über das neue Lied von Kurpinski befragte, welches Gräfin Natalie soeben sang, und dem er, gleich mir, nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Der alte Graf sagte: „Es ist nicht recht, mein junger Freund, daß Sie Ihre Gegenwart den Damen entziehen; in Ihren Jahren muß man es nie versäumen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet, der Schönheit zu huldigen. Kommen Sie!" Mit diesen Worten nahm er mich beim Arm und führte mich zu den Damen.

Natalie sang eine Nationalmelodie, Kurpinski selbst accompagnirte; Alles lauschte. Der Starost flüsterte mir leise zu: „Um des Himmels willen, mit wem sprechen Sie? Hüten Sie sich vor der Freundlichkeit dieses Mannes." — Ueberrascht antwortete ich eben so leise: „Er ist ein Freund meines Vaters." — „Ein Freund? und Ihr Vater hat Ihnen nie von ihm gesprochen? — Sprechen Sie von nichts mit ihm als von den gleichgültigsten Dingen — sein Sie überzeugt, daß aus jeder Mittheilung, die Sie ihm machen, noch in dieser Nacht ein Rapport verarbeitet wird, der morgen mit dem Früheſten in den Händen des Großfürsten ist."

„Aber — wie ist es möglich? Dieser Mann — den ich in Ihrem Hause, in dem engern Zirkel der Vertraulichkeit finde" — rief ich verwundert aus. „Reden Sie leise," sagte der Starost, „wir werden rings belauscht. Nun ja, in meinem eigenen Hause, ich selbst ziehe diese Menschen her, die Pest der Gesellschaft, die geheimen Agenten der hohen Polizei. Ich muß es thun, um keinem Verdachte ausgesetzt zu sein. Sie sind genugsam bekannt und jeder

Einheimische wird sich zu hüten wissen, doch Fremde, besonders so liebe Fremde, muß man warnen. Es wäre mir in vieler Hinsicht leid, wenn Sie in die Falle gingen. Doch jetzt lassen Sie uns abbrechen, sein Sie freundlich mit Herrn von Boskewicz und lassen Sie ihm nicht merken, was ich Ihnen über ihn mitgetheilt habe. Die Gesellschaft bricht auf und es ist Zeit; denn wahrhaftig, zwei Uhr ist nicht zu früh für einen sechzigjährigen Landbewohner, um zu Bette zu gehen."

Er küßte mich und bat mich, morgen zeitig wieder zu kommen, ein Bedienter erhielt einen Wink und leuchtete dem Starosten vor, nachdem dieser den übrigen Anwesenden eine stumme, sehr tiefe Verbeugung gemacht hatte. „Sie stehen in besonderer Gnade," flüsterte lächelnd Boskewicz mir zu, indem er mir die Hand drückte und sich dann leicht von den Damen beurlaubte. Die Meisten hatten den Saal verlassen, auch ich näherte mich Natalien, aber ein bedeutungsvoller Blick sagte mir, daß ich bleiben sollte. Mein Herz pochte, ich dachte mir ein verliebtes tête à tête, ich dachte an die Sitte, an meine jugendliche Unerfahrenheit, und ich konnte mich im Gefühl des höchsten Glückes eines bedeutenden Grades von Verlegenheit nicht erwehren.

Nun hatte sich Alles entfernt, die Gouvernante nahm ein Licht und wollte ein Gleiches thun, ein Wink von Natalien hielt sie zurück; sie setzte sich zum Kamine, uns den Rücken zukehrend. Ich setzte mich neben die junge Gräfin voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Mein junger Freund," fing sie an, „ich bin Ihnen Offenheit schuldig. Die Art und Weise, wie Sie heute spielten, zeigte Ihre Unerfahrenheit. Sie waren von Damen aufgefordert worden, zum Spaße einige Ducaten aufzulegen, und Sie verwandelten das Boudoir einer Dame in

eine förmliche Spielbank; Sie ließen es zu, daß an Ihrer Bank hoch pontirt und die Unterhaltung gestört wurde, und Sie spielten mit einer solchen Erhitzung, daß Sie einen jungen, höchst liebenswürdigen Mann an den Rand der Verzweiflung brachten."

Diese Worte machten mich glühend, ich hörte das Blut in meinen Ohren sausen und war keines Wortes mächtig.

„Nur Ihrer Unerfahrenheit ist es zuzuschreiben," fuhr Natalie nach einer Pause fort, „denn ich verstand den fragenden Blick wohl, den Sie auf uns richteten; aber uns kam es nicht zu, hier etwas zu gestatten oder zu verweigern, da nur der Banquier hierüber zu verfügen hat. Ich interessire mich für Sie — aber auch der junge Officier, der das Gold an Sie verlor, nimmt meine Theilnahme in Anspruch. Erfahren Sie denn, daß der junge Held im Gefechte auf dem Mont-Martre schwer verwundet wurde; daß seine kranke Brust in diesem rauhen Klima nicht genesen kann, und der Kaiser — um einen talentvollen und vielversprechenden Officier sich zu erhalten — ihm einen gnädigen Urlaub nach den böhmischen Heilquellen bewilligt hat. Da er ziemlich unbemittelt ist, so fügte der Monarch dieser Gnade noch ein ansehnliches Geschenk bei, und heute besucht er mich im Uebermaß der Freude, mir dieses mitzutheilen; das Geld, das er soeben vom Generalintendanten der Armee geholt hatte, trägt er noch bei sich, und ein unglücklicher Zufall fügt es, daß er es verspielt und daß Sie es gewinnen müssen."

Ich ward noch verwirrter, da ich diese Mittheilung vernahm. Was war zu thun? Natalie mußte mir Aufschluß geben.

„Sie müssen ihm das Geld zurückstellen," rieth Natalie, „zurückstellen auf eine zarte Weise. Geben Sie es

mir, ich will es ihm lehnsweise vorstrecken, denn sonst nimmt er es nicht an. Wäre gerade meine Schatulle besser garnirt — so würde ich selbst — allein — Ihnen ist es um den Gewinn nicht zu thun, das weiß ich — darum geben Sie mir das Gold. Ich sage ihm später gern, wie großmüthig Sie sich benommen, und werbe Ihnen dadurch einen Freund. Jetzt haßt er Sie tödtlich; die Leidenschaft ließ ihn in Ihnen einen jener falschen Spieler erkennen, die nur zu oft sich in die besten Gesellschaften stehlen. Er kennt Sie nicht, Ihr Glück war zu auffallend und sein Irrthum ist daher verzeihlich. Sie könnten leicht mit ihm in der Hitze zusammengerathen und das hätte für Sie in jedem Falle schlimme Folgen, da er ein Liebling des Kaisers ist. Darum geben Sie, aus meiner Hand darf er das Rückerstattete nicht ausschlagen.“

Ich schob stillschweigend die Rolle ihr hin, die ich schon lange auf den Tisch gelegt hatte.

Natalie nahm sie und sagte mir lächelnd: „Sie gefallen mir recht sehr, und für Ihren Gehorsam sollen Sie meine Farbe tragen.“

Hierbei löste sie eine blaue Schleife vom Busen und überreichte sie mir. Dies gab mir die Sprache wieder und ich sagte ihr eine Artigkeit. Sie rief der Gouvernante zu, die eingeschlafen schien.

„Mein Herr, nun ist es Zeit, sich zu entfernen; die nothwendige Mittheilung, die ich Ihnen zu machen hatte, ist zu Ende.“

Ich stand auf, die Gouvernante hatte ein Licht ergriffen.

Natalie flüsterte: „Adieu, lieber Freund!“ und brachte dabei ihren Kopf dem meinigen näher, als wenn sie einen Kuß erwartete. Ich kannte die Landessitte nicht, und

wagte kaum, mich ihren Lippen zu nähern; sie aber, diese Absicht merkend, rief lächelnd: „Auf die Stirne, Freund! auf die Stirne!“

Ich hauchte einen leisen Kuß auf die Stirne und empfahl mich so eilig als möglich, um, fern von dieser Fee, mein aufgeregtes Blut wieder zur Ruhe zu bringen.

Ein Bedienter öffnete das Thor. Auf der Straße war Alles still, aber ein munterer Laternbube sprang auf den Ruf: „Laterka!“ um die Ecke und hüpfte zwar wie ein Irrwisch vor mir her, brachte mich jedoch wohlbehalten und ohne Abwege zum Potockischen Palaste und in mein Bette.

8.

Daß ich von Natalien träumte, wird man natürlich finden. Ich sah mich in den ersten Tagen meines Hierseins in ein Abenteuer verwebt, das mir sehr interessant zu werden versprach. Mir war das Sprichwort längst bekannt: „Nur die Polinnen können minnen!“ Jedoch hoffte ich nicht, mich sobald von dessen Wahrheit überzeugen zu können. Nach den Begriffen eines deutschen Studenten war die Gräfin Korecki bis über beide Ohren in mich verliebt, und ich hätte nichts angelegentlicher zu thun gehabt, als meine „Amour mit ihr zu poussiren;“ sie von Morgens bis Abends förmlich zu belagern, ihr schöne Bücher zum Lesen zu bringen, sie aus einer Theegesellschaft nach Hause zu führen, sie unter einem angenommenen Namen in einem vielgelesenen Blatte zu besingen und endlich wol gar um einen Kuß zu bitten. In Polen jedoch will das Ding anders behandelt sein. Nataliens Aufmerksamkeit für mich

entsprang aus dem lebendigen Gefühl der Gastfreundschaft. Ich war ihrem Hause empfohlen, ich schien fremd mit den Sitten, befangen in der neuen Umgebung, und sie nahm mich in ihren Schutz als den Gast des Hauses. Es fällt einer Polin nicht ein, bei einer solchen Regung gleich ein tieferes Gefühl zu heucheln, und man würde es Demjenigen übel nehmen, der bei solchen Anlässen gleich von Liebe sprechen wollte. Doch der Leidenschaft ängstlich jeden Zugang zu versperren, davon sind die Polinnen eben so weit entfernt. Sie scheuen nicht die Gelegenheit, die sie mit den süßen Mysterien bekannt machen könnte, und daher ist jene begehrende, sich selbst verzehrende Sehnsucht, jene falsche, prunkende Sentimentalität — das erhabene Eigenthum der deutschen Jugend — bei dem Sarmaten nicht gekannt.

Ich befand mich wohl in Nataliens Nähe; ihr gerader Vater — dem Bilde, das der meinige mir von der patriarchalischen Einfalt und der patriotischen Römergröße der Zeitgenossen Koszciusko's entworfen hatte, am meisten gleichkommend — ihr liebenswürdiger Bruder — der mit der leichten Beweglichkeit und dem Geiste der Franzosen tiefe Gemüthlichkeit verband — ihre lebendige, stets wechselnde und zum Theil gesuchte Umgebung, die mich mit dem Flore der besten Gesellschaft bekannt machte — und vor Allem *sie selbst*, ließen mich meine übrigen, kaum angeknüpften Verbindungen schnell lösen, um nur *ihrem* Zirkel angehören zu können.

„Kommen Sie, guter Herr!" rief mir andern Tages der alte Graf entgegen, „kommen Sie nun einmal mit mir in eine Versammlung, die Ihnen mindestens Ehrfurcht einflößen und, wie ich Sie schon kenne, auch wol Unterhaltung gewähren wird."

Er führte mich nach Stara polska Kawa, dem eigentlichen National-Kaffeehause, wo jeder warme Patriot vorzugsweise seinen Mocca schlürfte.

Ergraute Schnurrbärte mit tiefgefurchten Gesichtern und mit Narben und Orden geschmückt, saßen hier und da zerstreut, oder gingen hin und her, nicht selten sah man Jünglinge unter ihnen, mit schmerzvoll zerrissenen Mienen, auf Krücken gestützt, mit Stelzfüßen, leeren herabhängenden Rockärmeln, statt aller Decoration das breite braun und blaue Band im Knopfloche.

Es waren dies die Ueberreste der Napoleonischen Heldenarmee und die begeisterten Kampfgefährten des Fürsten Joseph, die hier dem Ausbruche ihres Unmuthes freien Lauf ließen und über den Fall des Vaterlandes, das sie mehr als Gut und Leben liebten, bittere Klagen anstimmten. Manches kühne Wort wurde hier gesprochen, so mancher Plan entworfen zur spätern Ausführung, manche Erinnerung hervorgerufen, um die Herzen daran zu stählen.

Bei meinem Eintritte in die Versammlung waren mistrauische Blicke auf mich gerichtet, und nur mein Führer, dessen Gesinnungen von Allen hinlänglich gekannt waren, beschwichtigte die Unruhe, die mein Erscheinen sichtlich erregt hatte. Der Starost forderte für uns Beide Kaffee, ließ sich eine dampfende Stambulka reichen, und wir setzten uns zu einem Krieger in mittlern Jahren, der außer dem Kreuze der Ehrenlegion und einem schönen Heldengesichte, auch noch einen invaliden Fuß besaß, den er mit Sorgfalt auf einen vor sich stehenden Sessel gelegt hatte.

„Sie müssen sich darüber nicht verwundern, lieber Freund," fing der Starost an, „daß Sie die gesellige Unbefangenheit, die uns Polen eigen sein soll, in diesem ern-

sten Kreise vermissen. Das ziemlich laute Gespräch von etwa funfzig hier versammelten Ehrenmännern verstummte bei unserm Eintritte, und daran ist die zufällige Erscheinung eines Fremden Schuld. Allein, wenn Sie Das erwägen wollen, was ich Ihnen gestern bei Gelegenheit Ihrer Unterhaltung mit dem Herrn von Boskewicz sagte, wenn Sie die Lage unseres Vaterlandes und unsere heiße Liebe zu demselben — wenn Sie alles Dies berücksichtigen wollen, so werden Sie eingestehen müssen, daß unsere Behutsamkeit, im öffentlichen Leben nie unsere politische Meinung laut werden zu lassen und nur bei verschlossenen Thüren uns über das gemeinschaftliche Wohl zu berathen, nur durch die Klugheit dictirt wird. Dieses Kaffeehaus steht nun freilich in dem Rufe, daß sich hier die altpolnisch Gesinnten versammeln, allein man läßt ihnen gnädig den unschuldigen Zeitvertreib, hier ihre ohnmächtige Galle mit dem guten Kaffee zu vermischen, den uns die ehrwürdige Frau von M...wicz, die Witwe eines ehemaligen Adjutanten des großen Thaddäus Koszjusko, verabreicht, da sie so gütig war, die Wirthin machen zu wollen, um uns diesen Zufluchtsort einzuräumen." Mit feinem Anstande präsentirte uns hier die sechzigjährige Kaffeewirthin den duftenden Trank.

„Eine Patriotin, wie Eine," sagte sie mit kühnem Blicke, „wäre mein Kaffee ein Zaubertrank, um Euch Allen so viel Glut einzugeben, als mein altpolnisches Herz empfindet! Möchte doch Euer Arm bald den Säbel schwingen, ich wollte mit meinen schwachen Händen die Erde zu den Wällen graben helfen, die unsere Freiheit beschirmen sollten; und müßten unter ihnen die Heldenleichen aller meiner Söhne ruhen!"

Meine Ueberraschung mochte sich auf meinem Gesicht malen. Korecki, der mich seinem Freunde und mehren

Andern vorgestellt hatte, die mir Alle den Kuß des Willkommens mit Herzlichkeit auf die Lippen drückten, bemerkte sie.

„Nicht wahr? Es gibt noch ein Polen — so lang es noch Polen gibt!" rief er mir zu. „Ja, wir haben ein Vaterland, das wir lieben, wir werden eine Nation sein und bleiben!"

„Die Feierlichkeiten unserer erneueten Königswürde nehmen bereits ihren Anfang. Morgen wird im Nationaltheater eine festliche Vorstellung stattfinden," sagte unser Invalide.

„Wir sind Alle zu dem großen Diner eingeladen, das von den Autoritäten im sächsischen Palast gegeben wird," setzte ein junger Officier von der polnischen Garde hinzu.

„Wenn nur nicht der Zufall immer beschäftigt wäre, der guten Sache zu schaden," bemerkte ein ältlicher Officier. „Habt Ihr nicht von dem Vorfalle gehört, der sich in der vorigen Nacht in Praga zugetragen haben soll? Man will in dem Keller eines Juden eine große Anhäufung von Waffen und Brennmaterial gefunden haben, und es soll entdeckt worden sein, daß die Unzufriedenen im Sinne hatten, die Stadt an allen vier Ecken anzuzünden und dann eine Art sicilianischer Vesper an allen Deutschen und Russen zu begehen."

Die Polen wendeten sich mit Abscheu weg.

„Weiß Einer unter uns von einer solchen Verschwörung?" rief mit erhobener Stimme ein kräftiger Mann voll Unwillen aus. Ein allgemeiner Ruf der Erbitterung war die Antwort. „Nun, so ist der Waffenvorrath entweder eine Handelsspeculation des Juden gewesen, oder das Ganze ist eine schändliche Lüge, die von Uebelwollenden in der Ab-

sicht verbreitet wurde, die spähende Meute in Athem zu erhalten und die Absichten der Nation bei der Regierung stets verdächtiger zu machen."

„Nicht nur von dieser Seite sucht uns böser Wille beizukommen. So wie man auf solche Weise uns der Behörde verdächtig macht und beunruhigende Gerüchte in Umlauf setzt, so ist man bemüht, das gemeine Volk durch schlecht erfundene Märchen zu erbittern. Es ist heute ziemlich allgemein in der Stadt verbreitet, daß auf Befehl der Regierung einige Freudenmädchen, die an einer unheilbaren Krankheit litten, um weitere Ansteckung, namentlich im Heere, zu vermeiden, in Säcke gesteckt und in die Weichsel versenkt worden seien. Kein Einwohner der krakauer Vorstadt, durch welche man die Unglücklichen soll geschleppt haben, will jedoch von der Geschichte etwas wissen, wenn gleich Andere die Zahl der Wagen und das Reiterpikket, das sie escortirte, wollen gesehen, ja sogar das leise Wimmern der Schlachtopfer wollen gehört haben. Heute sammeln sich Menschenmassen am Weichselufer und starren in die Wellen, um eine Leiche auftauchen zu sehen, auch ich ging dahin, aber Stunden lang gaffte die Menge und kein Glied wurde sichtbar — die verschwiegenen Wellen verrathen die Unthat nicht, meint das Volk — aber aus den kleinen Häusern hinter den Bernhardinern schallt Musik, die Dirnen stehen mit gemalten Wangen vor der Thür, und so widerlegt sich die plumpe Erfindung durch sich selbst."

Diese und noch mehre andere ähnliche Geschichten wurden mitgetheilt, eine allgemeine Erbitterung erzeugend, die sich endlich in einem kräftigen Ausfalle gegen die geheime Polizei, diese Pest der Gesellschaft, entlud. Alle tranken ein Pereat, indem sie mit den Porzellantassen zusammenschlugen, und die ehrwürdige Zeitgenossin Koszciusko's schlürfte

mit Grazie ihre Tasse auf das Gedeihen der guten Sache, indem sie mehren alten Herren einen herzlichen Kuß zukommen ließ.

9.

Polen war wieder zum Königreiche erhoben und der mächtigste Monarch des Nordens, dabei ein seines guten edeln Herzens wegen allgemein geliebter Mensch, hatte die polnische Krone mit seinen angestammten Diademen vereinigt. Den Zusicherungen nach konnte sich das Schicksal des Landes nur günstiger gestalten, und auch dem Nationalstolze, wie der Privateitelkeit — jenem, durch die Erhebung Polens zu einem selbstständigen Reiche — dieser, durch Anstellungen und Beförderungen eines mächtigen Herrschers, war hinlängliche Nahrung gereicht. Eine Heiterkeit hatte sich im Allgemeinen verbreitet, die durch die nach der Hauptstadt herbeigeströmte Masse der Fremden, die nur genießen wollten, gesteigert wurde und den beabsichtigten Festlichkeiten eine um so enthusiastischere Aufnahme bereitete.

Im Theater narodowy, dem einzigen, das in diesem Augenblicke Warschau besaß, und das der Polen größter Mime, der fast achtzigjährige Boguslawski, mit Umsicht und Kunstliebe und in bewundernswürdiger Jugendkraft leitete, ward eine Festoper, „Lescek biała,“ die einen geschichtlichen Gegenstand behandelte, dargestellt. Schon um vier Uhr war kein Platz mehr in dem sehr geräumigen Schauspielhause auf dem Kraszinski'schen Platze zu finden. Nur die Logen waren noch leer, da die vornehme Welt sich bei Diners ver-

sammelt hatte, um nach ihrer Weise die wiederhergestellte Würde der Königskrone zu feiern.

Jetzt drängten sich ganze Haufen von polnischen und russischen Militairs, Arm in Arm, ins Parterre, und willig ward ihnen Platz gemacht, obgleich das Gedränge schon so stark war. Von allen Seiten Umarmungen und die Versicherungen treuer Cameradschaft, der Wein hatte die Köpfe erhitzt und die Herzen erweitert.

Die Logen fingen an, sich mit ihren glänzenden Besitzern zu füllen. Man sah die edelsten Geschlechter des Landes, in die strahlendsten Uniformen, in den blendendsten Putz gekleidet, im Glanze der alten Familien-Kleinode, die Ränge füllen.

Die königlich geschmückte Mittelloge war noch leer. Eine zarte Aufmerksamkeit hatte sie der Schwester des letzten Königs, der Fürstin Poniatowska, vorbehalten. Sie ward von ihrem Landsitze erwartet, und bis dahin mit dem Beginnen der Ouvertüre gezögert.

Endlich erschien sie und ein unbeschreiblicher Jubel rauschte ihr entgegen. Die Damen in den Logen wetteiferten gleichsam, welche ihr den Antheil am meisten bemerkbar zu machen im Stande wäre. Sie bogen sich weit über die Logenbrüstung und klatschten unaufhörlich und nickten mit den schönen Köpfen und weheten mit weißen Tüchern. Ich ließ meine Blicke umherschweifen und ward von dem allgemeinen Enthusiasmus mit fortgerissen. Besondere Aufmerksamkeit erregte eine Dame, reichgeschmückt, im hohen Greisenalter, die anhaltender als Alle ihre Theilnahme an dem Erscheinen der Fürstin Poniatowska zu erkennen gab. Es war dies die dreiundachtzigjährige Fürstin Czartoriska, die älteste, unversöhnlichste Feindin der Poniatowski. Welch wunderlicher Lauf der Dinge! — Der Tumult legte sich.

Das Orchester ließ die ersten feierlichen Accorde hören. Da schrie eine Stimme „Popolska muzyka!“ und mit lebhaftem Beifalle ward dieser Ruf tausendstimmig wiederholt. „Popolska muzyka, muzyka popolska!“ schallte es von allen Plätzen. Die Musik hielt inne. Da rief die erste Stimme: „Krakowianka!“ und unter allgemeinem Beifalle spielte das Orchester den ländlichen Nationaltanz der Krakusen auf. Nach diesem wurde einstimmig die Mazurka verlangt, der leidenschaftlich daher brausende Tanz der Einwohner von Masovien. Plötzlich sah man den Kapellmeister Elsner wie begeistert aufspringen, sein Stab unterbrach die Musik und bewegte sich hierauf in feierlichen Schwingungen, die mächtigen Töne der Koszciusko-Polonaise rissen die Gemüther zur höchsten Begeisterung hinan, und der anhaltendste Applaus folgte diesem großartigen Tonwerke. Die ganze Versammlung befand sich in einem Zustande der Aufregung, der nicht zu beschreiben ist. Kaum war eine Stille von wenigen Secunden eingetreten, da erhob sich Alles, wie verabredet, und die Nationalhymne, die herrliche Polonaise des General Dombrowsky, wurde mit rauschender Orchesterbegleitung von der ganzen Volksmenge gesungen. Dabei bewegten sich die Füße wie zum Tanze, die Sporen klirrten, die Herzen waren voll, die Augen flossen über. Es war ein erhabener Moment der Begeisterung über Alle gekommen.

Nun endlich, nachdem der Zoll der Vaterlandsliebe in solchem Maße entrichtet war, wurde es der Ouvertüre der Oper vergönnt, sich vernehmen zu lassen.

Es würde zu weit führen, wollte man dem Gange der Vorstellung folgen und den Enthusiasmus zu schildern versuchen, womit sie aufgenommen wurde. Jede noch so entfernte Beziehung wurde von tumultuarischen Beifallszeichen

begleitet, und die Erscheinung des litthauischen Wappens, von einem Herolde getragen, der Großfürst von Litthauen in seinem mit silbernen Reitern gestickten Mantel, das Reichspanier von Polen mit dem silbernen Adler, der alte König Leczek der Weißbart, der unter einem prachtvollen Baldachin durch Magnaten hereingetragen wurde, alles Dies ward von Beifallsstürmen begleitet, welche die Musik unhörbar machten. So hatte endlich die Festoper nach elf Uhr ihr Ende erreicht, und erschöpft von dem Tumulte sehnte ich mich nach Hause. Aber der allgemeine Ruf: „Popolska muzyka!“ erschallte wieder und elektrisirte aufs Neue meine Nerven. Das Orchester stimmte sie sogleich an, und der Reihe nach wurden die Nationalmelodien, gleichwie im Anfange, gespielt und mit demselben Entzücken angehört.

Es war Mitternacht vorbei, als das Publicum das Theater verließ. Natalie hatte ich mit ihrem Vater in einer Loge des ersten Ranges gesehen und war auch von ihr bemerkt worden. Ein Bedienter des Starosten stand am Ausgange des Parkets und lud mich ein, das Souper bei seiner Herrschaft einzunehmen. Ich eilte hin.

Ich fand den Starosten allein mit seinen Kindern. Kein Fremder hatte sich eingefunden. „Sie gehören zur Familie,“ rief mir lächelnd der Freund meines Vaters entgegen und streichelte mir dabei recht väterlich die Wange. Es war Alles so feierlich gestimmt, nur wenige Worte wurden gewechselt, die Bedienten brachten die Speisen und hoben sie unberührt wieder ab; ein eigenes ängstliches Gefühl lag mir auf der Brust, von dem seltsamen Contraste nach den lärmenden Auftritten im Theater erzeugt. Der dampfende Punsch war servirt worden und die Dienerschaft hatte das Zimmer verlassen.

„Das tolle Volk," fing der alte Starost an, mit einer Miene, in der die tiefste Bekümmerniß deutlich zu lesen war, „das tolle Volk freut sich seiner Königskrone, wie der Knabe seines Steckenpferdes, und läßt sich unter wildem Freudengeschrei die Fessel anlegen, gegen die es einst ein ohnmächtiges, dumpfes Geschrei erheben wird."

Ich war überrascht bei diesen Aeußerungen. Ich sah verwundert auf Natalie und Adrian. Beide saßen stumm da und blickten in ängstlicher Erwartung nach dem Vater.

„Das arme, zerstückelte Polen!" fuhr der Alte klagend fort; „die Arme, die Hände, die Füße, den Kopf haben sie ihm genommen und nur das Herz haben sie ihm gelassen, ein Herz, um seinen Verlust, wie seinen ungeheuern Schmerz ganz zu fassen, und diesem blutigen Herzen setzen sie nun eine Krone auf — die Krone, die den vollkommenen, königlichen Helden zum mächtigen Gotte erhebt, aber dem unförmlichen Muskel — und wenn ihn auch die großartigsten Empfindungen belebten, nie zu einer wirklichen Zierde gereichen kann. Was wird sie sein — unsere Krone? Nicht einmal der erste — nein, einer der letzten Solitairs in Rurik's Diadem — unser armes Land wird dem mächtigen Staate keinen Vortheil bringen — unsere vorgeschrittenen Institutionen müssen unsere neuen Brüder zum Neide reizen, sie werden damit aufhören uns gering zu schätzen, und wir werden ein elendes Dasein dahin zu schleppen verurtheilt sein." — Die Klagen des alten Patrioten zerschnitten mein Herz, die traurige Schilderung, die er von der Zukunft entwarf, vernichtete die letzte Spur von Begeisterung, die noch von den stürmischen Scenen des Abends in mir sich regte.

„Du bist nach Polen gekommen," sagte der Starost zu mir, indem er meine Hand ergriff, „Dich dem Dienst des

Vaterlandes zu weihen. Darunter wird in diesem Augenblicke nicht verstanden, sich in die fremde, glänzende Uniform zu stecken und in die Reihe der Garde des neuen Monarchen zu treten. Nein! Deine ganze jugendliche Kraft der guten Sache! Das muß Dein Wille sein! Es bildete sich in diesen Tagen eine Gesellschaft, die, das Wohl der Nation stets im Auge behaltend, eine Verbindung mit mächtigen Freunden unterhalten wird, um zur rechten Zeit dem Lande die Selbstständigkeit wieder zu erringen. Diese Gesellschaft wird bestehen, allen Spionen zum Trotze, sie zählt die Ersten des Volks unter sich, und der Tod ist auf Verrath gesetzt. Ihrem Dienste Dich ganz hingeben, heißt: dem Vaterlande dienen, uns gehörst Du nun an, ich sagte Dir Alles, denn ich bin von Deinen Gesinnungen überzeugt, Deines Vaters Rechte sind auf mich übergegangen."

Er hatte mir seine Hand gereicht, die ich feurig an mein Herz drückte. Natalie stand mir mit leuchtenden Augen gegenüber; ihr Bruder hatte meine andere Hand ergriffen.

„Kann die Hand einer schönen, tugendhaften Jungfrau, aus edelm Geschlecht entsprossen, schöne Thaten der Selbstaufopferung würdig lohnen, so werde Dir dieser Lohn zu Theil, denn ich verspreche Dir die Hand meiner einzigen Tochter, wenn wir ruhigere Zeiten erlebt haben werden. Werde mein Eidam dereinst — mir durch doppelte Bande nun innigst verbunden!"

Er fügte hochgerührt unsere Hände in einander, Natalie lag weinend an dem Herzen ihres Vaters, Adrian hielt mich umschlungen, ich fühlte die segnende Hand des Starosten auf meiner Stirne, mein Kopf schwindelte, kaum vermochte ich mich aufrecht zu halten. Ich schloß die Augen und blieb einige Minuten in der Umarmung. Plötzlich durchzuckte es mich wie von einem Blitzstrahle, ich hatte

faſt bewußtlos Nataliens Lippen berührt — dies gab mir die Beſinnung wieder. Der erſte Kuß auf dieſem himmliſchen Munde — die Seligkeit war zu groß. Ich riß die Augen weit auf und hatte nicht geträumt. Alles erblickte ich vor mir, die Gruppe umſtand mich, ich ſelbſt war eine Hauptfigur dieſer ſchönen Gruppe; Nataliens Sylphengeſtalt lehnte bleich neben mir.

„Mein Arm, mein Kopf, mein Herz dem Vaterlande und meiner Liebe!“ rief ich in ſchwärmeriſcher Begeiſterung.

„Ruhe und Beſonnenheit!“ ſprach ernſt der Alte; „in einigen Tagen reiſet Ihr Beide, Du und Adrian, mit wichtigen Briefen nach Frankreich. Deine Braut bleibt in meiner Obhut zurück!“

10.

Ich lag am andern Morgen erſchöpft auf meinem Sopha, als die Sonne ſchon lange ihre wärmſten Frühlingsſtrahlen über Warſchaus froh dahin taumelnde Einwohner ergoß.

Die Aufwallung des geſtrigen Abends, die darauf folgende ſchlafloſe Nacht, die Gedanken, die noch fortwährend durch mein Inneres zogen, hatten eine Abſpannung meiner Kräfte zur Folge, und die großen Ereigniſſe, an deren Schwelle ich zu ſein wähnte, und die meiner thätigen Theilnahme zu harren ſchienen, erfüllten mich mit einer peinlichen Empfindung, ſtatt mich zu erheben. Mein Loos war entſchieden. Das höchſte Erdenglück oder die Schmach des Hochverräthers. Es gab nichts, was in der Mitte lag. Hatten die Verſchworenen ſolche Lockungen in Bereitſchaft, ſo

konnte es ihnen nie mislingen, ihre neuangeworbenen Bundesgenossen sich auf das Festeste zu verbinden. Natalie mein! Natalie! Ich habe es geträumt, aber stets bin ich vor meiner Kühnheit selbst im Traume zurückgebebt. Der Fremde, kaum von ihr Gekannte, der Unerfahrene, ganz Unbedeutende. Und sie, im höchsten Glanze der Schönheit prangend, mir überlegen an gereiftem Verstande, sollte sie mich lieben können? Bin ich fähig gewesen, ihr Herz mir zu gewinnen? Ich durchflog die Reihe von kleinen Bildern, seitdem ich sie das erste Mal gesehen hatte. Mein Gedächtniß war ein guter Maler und hatte durch Uebung eine solche Geschicklichkeit erlangt, sie mir treu und wahr, mit den kleinlichsten Nebenwerken vorzuzaubern. Ich sah Natalie, wie sie das erste Mal vor mir stand und um ein Almosen bat. Ihr Taschentuch entfiel ihrer Hand, und der schelmische Maler hatte da Etwas in ihre Miene gelegt, das dem Verdachte einer Absichtlichkeit eine leichte Nahrung gab. Nun zeigte er mir Natalie, die Mazurka tanzend — ich erblickte sie in der Vermummung — sie empfing das Taschentuch aus meinen Händen — ihre Miene zeigte nicht die Gleichgültigkeit, die ihre Worte, dem geringfügigen Gegenstande angemessen, auszudrücken schienen. Natalie, da sie erfuhr, ich sei der Sohn eines alten Freundes, ließ jetzt deutlicher ihre Zuneigung für mich in ihren Blicken lesen. Nun kam das Bild an die Reihe, wo sie die Zurückerstattung des gewonnenen Geldes an den frühern Besitzer von mir verlangte. Es war keine schüchtern vorgetragene Bitte, es war die ältere, erfahrene Freundin, welche forderte, weil sie ihre Ueberlegenheit fühlte. Seit diesem Augenblicke erschien mir Natalie nicht mehr zurückhaltend, wie in den ersten Bildern. Von dem ersten Kusse, den ich auf ihre Stirn hauchte, bis zu dem seligen Kusse, den ich den Lip-

pen der Verlobten aufdrücken durfte, welch eine Reihe von niedlichen Erscheinungen, die an meinem Gedächtnisse vorüberzogen. Wie sah ich nun mit einem Male klar, wie gewann Alles — das anscheinend Unbedeutende — eine interessante Beziehung in der lieblichsten Gallerie.

Ja, sie hatte mich geliebt — sie hatte es dem Alten entdeckt — sie hatte meine stille Liebe zu ihr verstanden, und der Vater, der mich für seine Sache gewinnen wollte, hielt mit dem köstlichen Preise nicht zurück, der mir für jeden Fall vorbehalten gewesen war.

O, welch ein Chaos ist diese Politik! rief ich aus. Während daß ein großer Monarch in dem erhabenen Gefühle, Beglücker des Menschengeschlechts zu sein, voll Vertrauen sich die Krone der Polen aufsetzt, jener Polen, die er im Besitze großer Tugenden weiß, und die daher es werth sind, eines höhern Glücks theilhaftig zu werden, bildet sich im Herzen des Landes, aus den edelsten Geschlechtern eine Vereinigung im Verborgenen, um die Nation auf andern Wegen zum Glücke zu führen.

Zum Glücke? mußte ich fragen. Sind die Triebfedern so rein bei allen den Verschworenen, daß sie nur das Glück des Vaterlandes wollen? Wünschen nicht etwa die Meisten die Wiedereinführung des alten Wahlreiches, wo ein Jeder unter ihnen nach der Krone die Augen hob, und tausend kleine Intriguen das große Interesse des Landes zerrissen? Ist nicht gekränkte Eitelkeit, Hang zur Widersetzlichkeit und Unordnung der mächtige Puls, der dieser Verbindung Leben verleiht?

Wer lös't mir diese Zweifel? — Da wurde die Thür aufgerissen und das freundlich grinsende Gesicht des Herrn von Boskewicz bot mir guten Morgen.

11.

Wir hatten uns seit mehren Tagen nicht gesehen, und der gute Mann schien viel auf dem Herzen zu haben. Er bedauerte, daß ich mich so zurückzöge, er wußte, daß ich einige Male im Nationalkaffeehause gewesen war, er gratulirte mir zur Verlobung mit Gräfin Natalie.

„Sie sind auf dem Wege, theuerster Freund," sagte er, „ein bedeutender Mann zu werden. Alles sucht Sie auf, nach allen Seiten haben Sie die vortrefflichsten Aussichten — nun den rechten Augenblick ergriffen, der entscheidet stets! — Aber vorsichtig, Freundchen! Gehen Sie in keine Falle, die man Ihnen stellt — sein Sie aufrichtig gegen mich, den alten Freund Ihres Vaters. Bedenken Sie, welcher Mittel sich die Verführung bedient, wenn es darauf ankommt, ein edles Wild zu födern. Bedenken Sie, daß nichts heilig genug ist für gewisse Leute, die einen gewissen Zweck erreichen wollen. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, ich meine es ehrlich mit Ihnen."

Seine Worte konnten nur den Abscheu vermehren, den ich vor dem Gleisner hatte.

„Ich weiß es," fuhr er fort, „daß ich bei einer gewissen Partei übel angeschrieben bin; sie wird nicht ermangelt haben, auch Ihnen von mir ein Bild zu entwerfen, vor dem ich erröthen müßte, wenn es mir ähnlich sähe."

Er sah mich forschend an, ich verneinte.

„Sie verzeihen mir wol," setzte er hinzu, „an Dem zu zweifeln, was Sie mir soeben sagten. Ich weiß es, wie die Leute von mir sprechen — ich weiß aber auch, was es für Leute sind. Wollen Sie sich die Mühe geben, Alles, was Sie umgibt, recht streng zu beobachten?"

Ich versprach es ihm und wünschte sehnlich in Gedanken, daß er mich mit seiner Freundschaft ungeneckt lassen möge.

„Nun, so werden Sie bald bemerken," setzte er mit einer boshaften Miene hinzu, „wie ich mit Ihren neuen Freunden stehe — ich darf mir sogar schmeicheln, recht viel bei Ihrer Braut zu gelten."

Das war zu viel, ich mußte mich zusammen nehmen, um ihm nicht den Lohn seiner Unverschämtheit auf der Stelle zu geben.

„Wäre ich wirklich Der, für den mich jene Leute so gern gelten lassen wollen," nahm er nach einer Weile wieder das Wort, „so müßte es Ihnen ja auffallen, daß sie mit mir im vertrautesten Umgange stehen. Beobachten Sie gut und fein, so werden Ihnen die Fäden nicht entgehen, woran dies Alles zusammenhängt. Ich mag den Verräther unter Freunden nie machen. Aber wahre Freundespflicht treibt mich an, Ihnen so viel zu sagen, um Sie vor Unglück zu bewahren. Daher glauben Sie mir, die Verbündeten sind so schlau, sich stets den Rücken zu decken. Die Meisten stehen mit den Machthabern in der engsten Berührung, daher das anscheinend offene Wesen, daher der Umgang mit den geheimen Agenten, die Sie Alle in den Zirkeln der glühendsten Patrioten finden werden. Geht es schief, so sind diese selbst die Ersten, die Alles entdecken. Der Pole ist schlau und falsch, er sucht gewisse Pfoten, die ihm die heißen Kastanien aus der Asche holen sollen — Leute wie Sie kommen ihm gelegen. Feurig, jugendlich, muthig — verliebt! Die gehen ins Feuer und müssen ins erste Treffen. O, glauben Sie mir, die Polen sind schlau und falsch!"

Die letzten Worte hatten meinen Unwillen aufs Höchste gereizt.

„Mein Herr, Sie sind ein Pole!" sagte ich trocken, ihn mit den Augen messend.

„Ich fühle, welch ein beleidigender Vorwurf in diesen Worten liegt, doch ich entgegne Ihnen vorläufig nichts darauf. Enthalten Sie sich jedes Urtheils, beschränken Sie sich blos auf Beobachtungen. Wollen Sie mir dann Ihr Vertrauen schenken, so werden Sie einen treuen Freund an mir finden. Um jedoch vorläufig jeder schlechten Meinung zu begegnen, die Sie, durch falsche Berichte verleitet, von mir haben könnten, begnüge ich mich, Ihnen zu sagen, daß ich Edelmann bin — hier zu Lande ein geringer Vorzug, den fast Jeder, der nicht als Sklave geboren ist, theilt, aber ein Adel, wie ich ihn besitze, muß jedem Patrioten Achtung einflößen. Wir erhielten ihn, als Nachkommen jenes Heyducken, der in der Methgasse für seinen König die treue Brust dem Tod entgegenwarf, und dessen Denkmal Sie nicht ohne Rührung besucht haben werden. Unser Adel ist neu zwar, aber geachtet."

Ein heftiges Sprechen im Vorzimmer störte diese Unterredung auf eine für mich sehr willkommene Weise. Ich öffnete die Thür und erblickte Franczuzek, den taubstummen Kammerdiener des Grafen Korecki, der mir ein Billet seiner Herrschaft abzugeben hatte. Wie er Boskewicz bei mir erblickte, zog er eine Fratze, und als dieser auf ihn zutrat und ihm die Hand geben wollte, riß er sie heftig zurück und deutete durch Abwischen derselben an, daß er sich durch eine Berührung zu verunreinigen fürchte.

Boskewicz lachte verlegen; ich sah ihn beobachtend an.

„Ich fange an, Ihrer Unterweisung nachzukommen,“ sagte ich stark betonend. Er nahm seinen Hut und empfahl sich, wie es schien, pikirt.

„Sie werden nie Ursache haben, sich über meine Rathschläge zu beklagen,“ waren seine letzten Worte.

Das Billet, das mir Franzuczek übergeben hatte, war vom Grafen Adrian. Es enthielt eine Einladung, den Tag in seiner gewohnten Weise, d. h. als eleganter Pflastertreter, hinzubringen.

Ich konnte nicht begreifen, wie es möglich war, neben den großen Interessen des Vaterlandes solche Lust an Zerstreuungen zu finden. Mir fingen an, einige Zweifel aufzusteigen, wenn ich daran dachte, daß dieser anscheinenden Leichtfertigkeit die wichtigsten Geheimnisse anvertraut waren. Ich konnte mich in der Stimmung, worin ich war, nicht entschließen, der Einladung Adrian's zu folgen. Der Taubstumme stand mit erwartungsvoller Miene vor mir da. Er mochte meine Unentschlossenheit verstanden haben und bemühte sich in zum Theil unarticulirten Tönen, zum Theil lebhaften Zeichen, mir eine Schilderung von den Herrlichkeiten zu entwerfen, die meiner heute in Adrian's Gesellschaft warteten.

Ich setzte mich zum Schreibtisch, um eine ablehnende Antwort durch denselben Boten zurückzuschicken. Da trat plötzlich Adrian selbst herein. Er gab lachend dem taubstummen Burschen einen Schlag mit der Reitgerte über die Beine, daß dieser lautheulend hoch emporsprang.

„Nun, Bruder!“ rief er, „noch nicht im Zeuge und die Sonne scheint freundlich. Alle Welt ist auf der Promenade, es ist eine große Wallfahrt nach dem Hospital zum Kindlein Jesu, und willst Du unsere schöne Welt in ihrem höchsten Schmucke sehen, die Thräne des Mitleids im

Auge glänzend, so mußt Du auch dahin! Dort, wo die Krankensäle alle geöffnet sind, damit den armen Leidenden die liebe Frühlingssonne warm ins Herz scheine, dort ziehen unsere lieben, guten, schönen Landsmänninnen in langem Zuge vorüber, und legen ihre milden Spenden auf die Schmerzenslager nieder, und erscheinen den Armen, Hülfsbedürftigen als von Gott gesandte Engel."

Diese Einladung hatte ich nicht erwartet. Ich ging schnell an meine Toilette.

„Nun fort! fort!" rief er, „auch Natalie findest Du dort, Herr von Boskewicz führt sie hin, sie konnte ihm seinen Antrag nicht abschlagen."

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen stieg, und war zerstreut, wie Adrian mir in seiner gewöhnlichen Art bemerkbar machen wollte, was uns auf unserer Fahrt Bemerkenswerthes begegnete.

12.

Das Hospital zum Kindlein Jesu liegt am Ende einer großen Straße im Westen von Warschau. Dort herrscht die Sitte, an gewissen Festtagen die Säle zu öffnen und dem Publicum den Eintritt zu gestatten, theils um sich von der guten Einrichtung der Anstalt zu überzeugen, theils von der augenblicklichen Rührung hingerissen, reichliche Spenden zurückzulassen. Die Säle sind luftig und hell, die Betten reinlich und Alles ist mit Blumen schön verziert.

Die Straße, die nach dem Hospitale führt, zeigte eine unabsehbare Reihe von Wagen und Tausende von Fußgängern in den schönsten Festtagskleidern. In den Sälen

drängte sich bereits die Menge, blieb hie und da stehen, sich mit den Leidenden unterhaltend, und auf den Betten sah man Haufen Silbergeldes, darunter wol auch manches Goldstück hervorglänzen.

Ein großer Theil dieser Pilgrimme hatte jedoch seine Aufmerksamkeit auf ganz andere Gegenstände als auf die Krankenbetten und die Leidenden darin gerichtet. Es standen nämlich die jungen und alten Elegants in Reihe und Glied eine dichte Gasse bildend, in den Corridors, welche die Säle verbanden, und ließen die schönen Töchter des Landes an sich vorüberstreifen, die ihrerseits, mit niedergesenkten Augen zwar, doch gar nicht ungern, diese Musterung mit sich vornehmen ließen.

Ich stand neben Adrian, und die glänzendsten Schönheiten waren an mir vorübergegangen, ohne einen Eindruck auf mich gemacht zu haben. Adrian flüsterte mir in einem fort ins Ohr. Bald wußte er eine Galanterie, bald eine Pruderie, bald etwas Schlimmes, bald etwas Gutes zu erzählen — aber von Allem war er unterrichtet, und bei den meisten Damen sah man eine erhöhte Gesichtsfarbe, ein ängstlicheres Niederblicken zur Erde, gewiß eine leichte Bewegung, wenn sie bei dem hübschen, leise plaudernden Jüngling vorüberkamen.

Vergebens blickte ich über die Reihe hinweg nach dem Eingange. Natalie suchte ich und fand sie nicht.

„Sollte Deine Schwester noch nicht hier sein?" fragte ich Adrian.

„Sie fuhr lange vor uns hierher," erwiderte dieser verwundert, „und ich begreife selbst nicht —"

„Da ist sie," rief ich plötzlich aus. Natalie trat am Arme des Herrn von Boskewicz in den Saal, der mit einer

wahrhaft siegreichen Miene auf mich zukam. Natalie grüßte unbefangen, ihr Begleiter sah mich bedeutend an.

„Wir waren auf dem Grabe meines großen Verwandten!" sagte er, „das sich hier in der Nähe befindet. Ich kann niemals seinem Denkmale vorbeifahren, ohne ihm meine tiefgefühlte Ehrfurcht zu bezeigen — und hier meine patriotische Landsmännin ließ sich nicht lange bitten, aus dem Wagen zu steigen, und zollte dem Andenken des für seinen König gebliebenen Treuen eine dankbare Thräne!"

Natalie sah mich gerührt an; ihr Auge glänzte noch; ihre Lippen schienen Boskewicz's Worte zu bestätigen. .

Mir gefiel es nicht, daß es dem Menschen gelungen war, diese Stimmung in Natalie zu erwecken. Nicht ohne Eifersucht ergriff ich Nataliens Arm und dankte Boskewicz kalt, meine Braut bis hierher begleitet zu haben. Einsylbig ging die Gräfin an meiner Seite, blos mit dem Anschauen der Leidenden beschäftigt und reichliche Spenden austheilend, indeß Adrian und Boskewicz laut schwatzend hinter uns gingen und ihren, zum Theil boshaften Aeußerungen ungestört freien Lauf ließen.

Wir waren nun in den Hof hinabgestiegen, wo unsere Wagen warteten. Ich wollte in einem ziemlich starken Grad von Aufwallung mich in Nataliens Wagen setzen.

„Halt," schrie ihr Bruder, indem er mich am Rockschooße hielt. „Heute bist Du mein — und glaubst Du, daß Boskewicz Dir so ohne Umstände seine Dame überlassen wird?"

Boskewicz schwang sich mit höhnisch lächelnder Miene an Nataliens Seite. Diese zuckte — wie verlegen — die Achseln. Adrian warf jedoch den Schlag zu, der Kutscher jagte davon, und mich zerrte der Muthwillige in sein Cabriolet, indem er laut lachte.

„Bravo!" sagte er, in den Winkel des Sitzes gedrückt, „Du hast eine vortreffliche Anlage zur Eifersucht. Cultivirst Du sie, so kann mit der Zeit etwas Ordentliches aus Dir werden. Boskewicz ist bei solchen Blumen ein unschuldiges Insect. Laß ihm seinen Spaß. Wir aber, theurer Bruder, müssen noch zur schönsten Judenfrau in Warschau. Nicht wahr, Du begleitest mich gern dahin?"

„Zu Türken und Heiden, wenn Du willst!" erwiderte ich verdrießlich, und der Kutscher erhielt Befehl, nach dem Pferdemarkte zu fahren.

13.

Unter mehren hölzernen Baracken ragte schon aus der Ferne ein höheres, besser aussehendes Haus hervor, vor dem jetzt gehalten wurde.

Auf der Fahrt dahin hatte Adrian nichts Angelegentlicheres zu thun, als mich von den Verhältnissen der schönen Jüdin zu unterrichten. Sie hatte einen alten steinreichen Hebräer zum Manne und trieb mit dem großen Vermögen desselben die bedeutendsten Geschäfte. Fast alle Cavaliere waren ihr große Summen schuldig, und zog die wahrhaft morgenländische Schönheit aus drückenden Verlegenheiten, so wurden ihr willig die höchsten Procente gegeben.

In mir stieg der Verdacht auf, daß selbst Adrian etwas Anderes, als die Schönheit zur berühmten Frau Rahel hinzog, und daß die Geldsäcke ihres Mannes fast eben so starke Beweggründe hierzu waren.

Wir fanden schon eine russische Equipage vor der Thür haltend, als wir ausstiegen.

„Wem dienst Du?" schrie Adrian dem Jungen zu, der im breitkrämpigen Hute auf dem Bocke saß.

„Baron Leyser," war die Antwort. Ein lautschallendes Gelächter Adrian's erfolgte unmittelbar der Nennung dieses Namens.

„Zur glücklichen Stunde!" sagte er mir rasch, „hier schlägst Du zwei Fliegen mit einer Klatsche, denn schwerlich werden wir so bald wieder in diese Gegend kommen, und in unsern Salons könntest Du lange auf diesen Baron warten. Es ist nämlich kein Anderer, als ein dicker, polnischer Jude, der Factor des Großfürsten. Dieser hat ihn nun im Scherze „baran" genannt, welches im Russischen Schaf bedeutet, und das Schaf läßt sich in allem Ernste Baron tituliren. Auch ich nenn' ihn so, wenn gleich in meiner Aussprache das o in der letzten Sylbe ein wenig gezogen klingt. Uebrigens ist der Kerl mit Medaillen behängt, an Bändern von allen Farben der Welt; und es nimmt sich possierlich genug aus, wenn Se. freiherrlichen Gnaden mit dem goldenen Ehrengeschmeide an Markttagen geschäftig den Haus- und Küchenbedarf für seinen hohen Gebieter einkauft."

Unter dieser Erzählung hatte ich an Adrian's Seite einen langen Weg durch eine Reihe großer und kleiner Gemächer zurückgelegt, die fast alle gänzlich ohne Möbel waren und daher unbewohnt schienen. Nun erblickten wir die ersten Spuren der Ansiedelung. Es standen nämlich in einem Winkel mehre Porzellanteller, mit den Ueberbleibseln einer gehaltenen Mahlzeit, und einige große mehrarmige Leuchter von Silber, die der Arbeit und dem Schmuze nach, der sie bedeckte, nicht neu zu sein schienen. Unweit davon nickte

ein alter Sessel auf ungleichen Füßen uns bei jedem unserer Schritte ein freundliches Willkommen zu. Nach diesem Zimmer folgte ein anderes, in welchem ein alter Rabbi einigen schmutzigen, bleichen, sich unter dem verschobenen Hute den Kopf kratzenden Judenkindern den Talmud erklärte. Wir schlichen, um nicht zu stören, auf den Zehen vorüber und gelangten nun in den Audienzsaal, wo bei aller Unordnung dennoch eine Art von vornehmer Pracht bemerkbar wurde. Die weißgetünchten Wände entbehrten zwar jeder Verzierung, zwei große Spiegel in altmodisch vergoldeten Rahmen ausgenommen, aber an den Fenstern hingen schwerseidene Vorhänge von hochgelber Farbe. Rings um das Zimmer lief ein Divan, mit dem Stoffe der Vorhänge bekleidet, und auf einem kleinen Tische von massivem Silber standen verschiedene Geräthe von demselben Metalle, theils zum gottesdienstlichen, theils zum häuslichen Gebrauche bestimmt, in friedlicher Eintracht neben einander. In der Mitte des Divans saß nun die schöne Rahel, an ihrer Seite der bereits genannte Baron Leyser. Sie nickte freundlich mit dem Kopfe, als Adrian mich ihr vorstellte, und bat mich recht anmuthig, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Man sah es dieser Frau an, daß sie gewohnt war, mit den vornehmen Ständen auf eine vertrauliche Weise umzugehen.

Sie mochte ungefähr vierundzwanzig Jahre alt sein, und dennoch war sie bereits seit zwölf Jahren verheirathet. Bis auf einige Bläße, die, sowie der gänzliche Mangel der Haare, dem Gesichte ein krankhaftes Ansehen gaben, war dieses wahrhaft schön zu nennen. Die Kleidung war überaus prächtig, denn der reiche Brustlatz und die beiden Goldbleche am Kopfe, die, nicht unähnlich den Augenklappen der Pferde, das schöne Gesicht von beiden Seiten be-

schatteten, und die mit großen, farbigen Edelsteinen, Perlen und Brillanten besetzt waren, überstiegen, wie die Sage berichtete, den Werth von zwanzigtausend Thalern. Die halbweiten Aermel von Milchflor, aus denen ein zartgeformter Arm die hübsche weiße Hand hervorstreckte, die mit Ringen überdeckt war, hatten eine Einfassung von sehr schmuzigen brüsseler Spitzen, die in jener Gegend mit dem Namen Judenspitzen belegt werden.

Baron Leyser erhob sich bei unserm Eintritte mit vielen Bücklingen und nahm nicht eher wieder Platz, bis wir uns gesetzt hatten. Es war ein dickes, unförmliches, von den Blattern zerrissenes Gesicht, von einem dünnen Kranze krauser, weißlich blonder Haare eingefaßt, das durchaus nur Dummheit zeigte und ohne einen verschmitzten Ausdruck im Blicke den polnischen Juden nicht verrathen hätte.

„Sie unterbrachen uns soeben, meine Herren," fing Frau Rahel, ohne jüdischen Accent, nur ein wenig schnarrend, an, „als der Herr Baron mir von den prächtigen Zurüstungen zu dem Balle erzählte, der von einem russischen Fürsten aus Freude über die Erhebung seines Monarchen zum König von Polen gegeben werden wird. Auch Sie werden ohne Zweifel dabei sein und alle die Herrlichkeit genießen können — ach, wer doch auch so glücklich wäre — man ist doch auch jung, aber uns sind alle diese Dinge unbekannt, höchstens ergötzen wir uns, wenn ein Reicher aus unserm Volke eine Hochzeit feiert, oder wenn unsere Fastnacht herankommt und die Vermummten uns in unsern Häusern besuchen."

„Das ist ein Götterspaß," rief Adrian, „den ich alljährlich mitmache. Aber was ist's mit dem Balle, erzählt uns, Leyser, Ihr wißt ja Alles und kommt zu den vornehmsten Russen. Wird die junge Gräfin G . . dort

sein? Wird der Großfürst erscheinen? Das muß ich vor Allem wissen, denn ist er dort, so würde ich's nicht wagen mit einem Blicke die himmlische Gräfin anzusehen." — „Se. kaiserliche Hoheit," sagte der Jude im starknäselnden Basse, mit sehr wichtiger Miene, „werden bestimmt nicht dort sein, denn Sie haben bereits zu jenem Abende kleines Spiel im Palais angeordnet. Gefällt es also dem Herrn Grafen, so kann er der jungen, schönen Gräfin so viel die Cour machen, als es ihm beliebt, und ich bin ein verschwiegener Factor, ich will von dieser Intention doch kein Wort verrathen."

„Es ist ein ehrlicher Kerl, unser Leyser," bemerkte Adrian, „ein Anderer würde seinen Einfluß gewiß auf schlechtere Weise geltend machen. Alles, wonach er strebt, besteht darin, vom Marktgelde einige Zlatnik in seine Tasche fallen zu lassen und die Wachsstümpfchen von den Spieltischen für gute Prise zu erklären."

„Ich danke fürs Compliment," sagte Leyser, „muß mir aber dergleichen doch verbitten, wenn ein Cavalier dabei ist, der mich zum ersten Male sieht. Ich habe die Ehre, der Factor im sächsischen Palais zu sein, wo Se. kaiserliche Hoheit residiren, und mithin kann es nicht fehlen, daß ein Gesuch, durch mich vorgebracht, oftmals in einem günstigen Augenblicke Gewährung findet. Will mich daher zu Gnaden empfohlen haben. Man kann nicht wissen, wie Umstände eintreten können." Seine schelmischen Augen trafen mich in diesem Augenblicke mit einem so stechenden Blicke, daß ich mich seltsam ergriffen fühlte.

14.

Adrian war mit Frau Rahel in ein nebenanstoßendes Zimmer gegangen; es war mir bald nachher kein Zweifel, welches Geschäft sie dort abgemacht hatten. Obgleich meine Stimmung nicht von der Art war, gleich zur Stelle dergleichen Bemerkungen zu machen, so waren mir doch die Umstände, die diesen Besuch begleiteten, zu auffallend, um sich nicht meinem guten Gedächtnisse einzuprägen und bei dem Niederschreiben dieser Geschichte mit frischen Farben wieder vor mir zu stehen.

Ich hatte abermals gesehen, welche Bekanntschaften Adrian cultivirte, und wenn ich daran dachte, daß solchen jungen Leichtsinnigen das Schicksal einer Nation anvertraut war, so konnte ich mich eines innern Schauers nicht erwehren.

Der Zweck des Besuches war nunmehr erfüllt, und wir verließen die Jüdin, von den höflichsten Versicherungen Leyser's bis zum Wagen begleitet.

Auf dem Heimwege versicherte mein junger Freund, daß man ohne diese Menschen nicht leben könne, und daß Augenblicke einträten, wo sie als Mittel zum Zwecke eine große Bedeutung erhielten.

Graf Korecki gab ein festliches Diner. Es war Zeit, uns einzustellen. Als wir in den Saal traten, fanden wir bereits die Gesellschaft versammelt, Männer, die ich im Nationalkaffeehause gesehen hatte. Sie hatten erfahren, in welchen Verhältnissen ich zu ihnen und zum Hause des Grafen stand, und kamen mir herzlich Glück wünschend entgegen.

„Es ist erfreulich, daß Sie unserer Sache sich anschlie-

ßen," sagte ein alter Starost mit einem Patriarchengesichte, „wir bedürfen der rasch entschlossenen Jugend eben so sehr, wie des besonnenen Alters. Sie gehen einstweilen nach Frankreich, um uns durch Ihre persönliche Liebenswürdigkeit jene Freunde zu erhalten, die uns unser weltgeschichtliches Elend bereits erworben hat."

Die Unterhaltung beim Mahle war ernst, wenngleich nicht ausschließlich dem politischen Interesse gewidmet, und nur als der, bei den Sarmaten so bliebte Champagner in schäumenden Strahlen bis zur Decke spritzte, begann sich Freude zu regen, und der lang zurückgehaltene Ausbruch der Begeisterung, von dem Augenblicke erzeugt, machte sich Bahn.

Der alten Sitte gemäß, durfte ich Natalien den Schuh ausziehen, füllte ihn mit herrlichem Ungarweine und leerte ihn auf das Wohl der Versammlung, berauscht von meinem Glücke. Junge und Alte drängten sich herzu, um aus dem lieblichen Gehäuse des zierlichsten Elfenfüßchens Nektar zu schlürfen. Die natürliche Lebhaftigkeit des Polen und sein Hang zur Freude hatten die Uebermacht über den Ernst der Gegenwart erlangt. Man sah Alles in den rosigsten Farben, selbst die Zukunft zeigte einen vollen Lorbeerkranz und den silbernen Adler, frei von allen beengenden Attributen, sich hoch der Sonne entgegenschwingen. Die Lust nahm immer zu, und bereits hatte Natalie den Saal verlassen, um durch ihre Gegenwart ihr keine Fesseln anzulegen.

Mein Nachbar war der alte Starost mit dem Patriarchengesichte. Auch seinen tiefgefurchten, ernsten Zügen fing an die Freude einen lieblichen Anstrich zu geben. Er hatte viel erlebt und pries sich glücklich, daß seine eisenfeste Ge-

sundheit ihm die Hoffnung gab, auch die bessern Tage Polens, wenngleich als hoher Greis, noch zu sehen, da er so unglücklich gewesen war, in dessen tiefster Erniedrigung seine Jugend zu verleben. „Und welch ein großes Amt haben mir meine Landsleute anvertraut!“ setzte er mit Stolz hinzu; „haben Sie jemals von dem Drachen gehört, welchem die Obhut von unermeßlichen Schätzen anvertraut ist? Je nun, ich bin ein solcher Drache.“ Ich riß die Augen weit auf und wußte nicht, ob ich glauben durfte, der anscheinend so gescheidte Mann werde zu Zeiten plötzlich von einer fixen Idee befallen.

„Ja, ja,“ fuhr er fort, „mir haben sie sie anvertraut. Ich bin ein Litthauer; tief hinter Wilna, in einem Urforste, von mehr denn hundert Meilen im Umfange, hause ich. Meine Nachbaren sind Wölfe, Elenthiere, Bären und Ure. Nur der große Augenblick der Königskrönung konnte mich aus meiner Wildniß hierher ziehen, und die Neugier, was die Herren über unsern Spaß wol für Gesichter schneiden werden.“ Der Mann wurde mir immer räthselhafter und ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären.

„So hören Sie,“ sprach er in gedämpftem Tone, „in meinem Schlosse, das wol nie eines Fremden Fuß betritt, liegen in einem tiefen Gewölbe, neben den Särgen meiner Ahnen, die heiligen Reichskleinodien, die vormals bei der Krönung der polnischen Könige gebraucht worden sind. Boleslaus des Kühnen Schwert und der goldene Reif, der nur die Stirne eines Piasten zieren soll, wird nicht den neuen Herrscher Polens schmücken — mag er doch die Krone, die er sich unbefugt und unaufgefordert aufsetzt, beim Goldschmiede bestellen. Meiner Ahnen Heldengeister, unter denen kein Verräther sich jemals blicken ließ, halten

unbestechlich Wache; ich bin der Drache, der jedem Unberufenen den Eingang verwehrt, und sollte einst das Geheimniß verrathen werden, und der Macht es gelingen, den Weg zum Schatze ertrotzen zu wollen, so wird der Drache Feuer speien und Schatz und Drache und die darnach Suchenden in die Luft sprengen."

„Wir halten treu und fest an unserm Glauben, nannten ihn auch immerhin armselige Spötter Aberglauben!" sprach dicht hinter uns Graf Korecki. „So lange die Kleinodien in dem Gewahrsam der Getreuen sind, wird die Herrschaft des Fremden nicht dauernd sein und Polens Selbständigkeit nicht untergehen."

15.

Am Abend dieses Tages begaben wir uns in feierlicherer Stimmung, als dies gewöhnlich der Fall war, in das Zimmer der Dame, um den Thee zu nehmen. Die Gesellschaft hatte sich nicht vergrößert; wir waren nur gute Patrioten unter uns. Der Ernst in unsern Zügen mochte etwas Beengendes für Natalie haben und bald hatte sie daher, klug und freundlich wie sie immer war, für ein glückliches Unterhaltungsmittel gesorgt, ohne dadurch uns gewaltsam von unserm Gegenstande loszureißen. Ein zierlich geschriebenes Heft lag da und mir ward die Ehre zu Theil, das Nachstehende daraus vorzulesen:

Durch die prächtige Krakauer Vorstadt in Warschau rollte ein Staatswagen, dessen Kutscher und Bediente in

glänzenden Livreen von dem vornehmen Stande seines Besitzers zeugten, und vor ihm her sprangen zwei bärtige Fackelträger, um in der finstern Nacht, die überall herrschte, den Kutscher auf die Unebenheiten des Pflasters aufmerksam zu machen. Jetzt hielt die Carrosse vor einem hohen Portale, die Fackeln wurden gegen die Säulen gestoßen, daß die Funken stoben und ein dicker Qualm sich weithin verbreitete, eine helle Glocke ertönte, um der Dienerschaft die Ankunft ihres Gebieters anzukündigen, und die wehenden Kerzen auf hohem Silberleuchter, schritt der Kammerdiener dem jungen Grafen Lowzinski voran, ihn in seine Gemächer geleitend. Er hatte soeben den Palast des Marschalls Pulawski verlassen, wo das Fest seiner Verlobung mit der Tochter des Hauses, der himmlischen Gräfin Lodoiska, sich bis tief in die Nacht erstreckte.

Lowzinski sah sich bereits als Jüngling am Ziele seiner Wünsche. Reich und dem vornehmsten Geschlechte des Landes angehörig, war sein Loos schon von dieser Seite beneidenswerth, allein der gütige Himmel hatte dem jungen Grafen noch mehr Glück beschieden. Er war schön, liebenswürdig, ausgestattet mit mannichfachen Talenten, und zu allem Diesen gesellte sich noch die Zuneigung der jungen Gräfin Lodoiska, die der Gegenstand der allgemeinsten Bewunderung war.

Der alte Marschall war ein Mann von den strengsten Grundsätzen; einer der rauhen Republikaner, wie sie seit der entschwundenen Römerzeit nur noch in Polen anzutreffen waren; seine Strenge konnte, wenn es dem höchsten Zwecke, dem Glücke des Vaterlandes galt, bis zur Härte, bis zur Unmenschlichkeit getrieben werden, und alles Andere mußte sich jenen wichtigen Interessen unterordnen.

Es war der kritische Zeitpunkt herangenaht, der die Wachsamkeit der Patrioten mehr als je anfeuerte. Die Grenzen des Reiches schienen von den Nachbarn beunruhigt, des mächtigen Rußlands Einfluß erfüllte mit Bangigkeit, und Alles kündigte die furchtbare Katastrophe an, die in kurzer Zeit das große Polen zerstückeln und aus der Reihe der selbständigen Staaten streichen sollte. Kraft und Muth war noch in der Nation, im offenen Kampfe würden die polnischen Helden jeden Sandhügel in ihrem Vaterlande mit ihrem Blute vertheidigt haben, aber den Schleichwegen der Intrigue und der Bestechung konnte die offene Stirne nicht geboten werden; und die Patrioten knirschten, wenn sie die Früchte des feindlichen Einflusses reif erblickten, ohne von ihrer Entstehung früher eine Ahnung gehabt zu haben.

Zweihundert junge Edelleute der ersten Geschlechter hatten sich an die Grenze begeben, um sie von den Streifereien nachbarlicher Truppen zu befreien, und kehrten, nachdem es ihnen gelungen war — nach Warschau zurück. Von großen Heldenthaten konnte bei diesem Kreuzzuge nicht die Rede sein, doch fehlte es nicht an Berichten über den ausgezeichneten Muth, den diese Jünglinge an den Tag gelegt hatten. Lowzinski war mit ihnen gewesen, und seit seiner Rückkehr schien ihm Pulawski noch geneigter zu sein.

Der König, schwach und krank, konnte nicht lange mehr leben. Sein Tod mußte das Reich in noch größere Verwirrung stürzen, es galt nun, sich mit mächtigen und muthigen Freunden zu vereinigen, um ihr einen Damm entgegenzustellen. Lowzinski's Rang und Reichthum, sowie sein Muth und der Antheil, den er durch das Anschließen

an den Zug nach der Grenze für die Sache der Republik kundgab, schienen Pulawski einladend zu einer Verbindung mit dem jungen Manne. Die Hand seiner Tochter bot ihm dazu die günstigste Gelegenheit. An demselben Tage, wo Polens kranker Monarch sein Leben aushauchte, versammelte der Marschall seine mächtigen Freunde zu einem Abendschmause und verlobte in ihrer Gegenwart seine Tochter mit dem jungen Lowzinski. Was ihn zu dieser Eile trieb, war eine ihm in diesem Momente nothwendig scheinende innigere Verbindung, und die Muthmaßung, daß der Ernst der folgenden Tage wol für dergleichen freudige Ereignisse keine hinlängliche Muße gestatten würde.

Entkleidet saß Casimir Lowzinski in seinem Schlafzimmer und dachte seines Glückes, seiner holden Braut und des folgenden Tages, wo auf der Ebene bei Wola Polens neuer König von der Nation gewählt werden sollte. Oft hatte er sich früher gedacht, wenn ihn seine Landsleute auf den Thron berufen würden, wie glücklich es ihn machen könnte, sein ganzes Leben dem Glücke und der Ruhe des geliebten Vaterlandes zu widmen. Heute erfüllte es ihn mit einem innern Grauen, wenn er an die Möglichkeit dachte, daß auf ihn, den mächtigen, reichen, vielversprechenden Magnaten, diese Wahl fallen könnte. Nach einem andern Ziele waren seine sehnsüchtigen Blicke hingerichtet, in Lodoiska's Armen, in dem Kreise holder Kinder, sah er das einzig für ihn zu erringende Glück, kein anderes schien ihm die weite Erde bieten zu können.

Aus diesen Gedanken weckten ihn die Tritte eines Dieners, der einen Fremden meldete, welcher in einer Reise=

caleſche ſoeben angekommen war und den Grafen zu ſprechen wünſchte. Er wollte nach dem Namen des Fremden fragen laſſen, der bei ſo ungelegener Zeit ſeinen Beſuch zu machen kam, als die Thür aufgeriſſen wurde und, den Mantel abwerfend, der junge Stanislas Poniatowski auf ihn zutrat und dem Diener fortzugehen befahl. Eine lange Umarmung folgte dem erſten Wiederſehen, und beſorgt führte Lowzinski ſeinen Jugendfreund zum Sopha, da aus deſſen Zügen Verſtörtheit blickte, und eine Todtenbläſſe, wie von großer Abſpannung, ſich über das ſchöne Geſicht verbreitet hatte.

„Freund meiner Seele,“ fing Poniatowski an, nachdem er zu Athem gekommen war, „Du ſiehſt mich hier vor Dir mit einer ſeltſamen Bitte, die Du Deinem innigſten Freunde nicht abſchlagen wirſt. Deine Stimme iſt mächtig und Viele werden ſich ihr anſchließen, darum gib ſie mir morgen auf dem Wahlfelde, wenn der Reichstag ſich verſammeln wird, um Polen einen König zu geben. Wiſſe, daß ich großen Anhang habe, daß mich eine mächtige Partei hält und daß, wenn meine Sterne nicht lügen, der goldene Reif der Piaſten ſich um meine Schläfe ſchlingen wird.“

Lowzinski ſtarrte den Sprechenden an und war keines Wortes mächtig. Sein Freund, ein armer Edelmann, der bereits lange das Vaterland verlaſſen hatte und am ruſſiſchen Kaiſerhofe mit einer Kammerherrnwürde belohnt worden war, mit einer glühenden Liebe für Künſte und Wiſſenſchaften begabt und von einem guten Gemüthe, ein recht anmuthiger Höfling, ſchön an Körper und voll geſelliger Talente, was ſollte der auf dem Throne und welch ein Ende müßte das nehmen, wenn er ihn gerade jetzt beſtieg? Dieſe Gedanken zogen ſchnell in Lowzinski herauf und ſeine

Ueberraschung ließ ihn nur die Worte hervorbringen: „Woher, Stanislas, kommt Dir dieser Ehrgeiz? Nie hätte ich geglaubt, daß Du so hoher Gedanken Dich vermessen würdest!"

„Nenn' es nicht Ehrgeiz, Casimir," erwiderte Poniatowski, „wir werden von den Wellen getragen und nur der Ungeschickte geht unter. Ich habe den festen Willen, dieses Land zu beglücken; die herrliche Nation soll durch mich eine vollendete Bildung erhalten; an den Ufern der Weichsel sollen die Künste blühen, in Warschau werden sich Gelehrte, Forscher aus allen Ländern versammeln, Bauwerke und Statuen sollen rings erstehen und als sprechende Denkmale von Poniatowski's Regierung den Folgezeiten Meldung thun. Gleich den großen Medicäern wird mein mildes Scepter" —

„Halt!" unterbrach ihn hier lächelnd Lowzinski, „Du sprichst mit solcher Gewißheit von Deinem Scepter, als wärest Du schon Rex Poloniae et magnus dux Lithuaniae." — „Und warum soll ich es Dir nicht gestehen," rief Poniatowski, „in den vielen Jahren, daß wir uns nicht sahen, haben sich meine Verhältnisse mächtig geändert. Freund, Du weißt, wie unsere Nachbaren den Augenblick zu erhaschen suchen, aus unserer Uneinigkeit, die täglich wächst, den größten Nutzen zu ziehen. Nur ihre eigenen Zwistigkeiten sind Schuld, daß wir ihnen noch nicht als Opfer fielen — handeln sie einmal im Einverständnisse, so hat Polen aufgehört zu sein. Darum ist es nöthig, dem wichtigsten dieser Feinde, dem mächtigen Rußland, den größten Einfluß einzuräumen, und dieser Augenblick ist der günstigste hiezu. Wisse es denn, daß die heilige Uneingeschränktheit der Wahlen diesmal verletzt ist, und daß Rußland dem Vaterlande einen König geben wird — und daß ich dieser König sein werde. Bebe nicht zurück — es ist

kein Verbrechen. Sowie unsere Voreltern die Freiheit der Wahlen mit aller Macht aufrecht zu halten streben mußten, ebenso müssen wir nun, um das Vaterland zu retten, unserm mächtigsten Feinde diesen Einfluß gestatten. Rußland kann den durch ihn eingesetzten König nicht sinken lassen und wird seine ganze Kraft aufbieten, ihn und das Reich in Ansehen zu erhalten. Friede wird innerhalb seiner Grenzen herrschen und Poniatowski wird alle seine frommen Wünsche erfüllt sehen. Glaube mir, es ist der einzige Weg, Polen zum Glücke zu führen."

Lowzinski stand ihm staunend gegenüber; die sichere Festigkeit, mit welcher Poniatowski jene Worte sprach, und die geheimen Machinationen, in die er ihn blicken ließ, machten ihn verstummen. „Würde ich Dich weniger gut kennen, theurer Freund, ich spräche Dir von Deinen Vortheilen, von den Würden und Auszeichnungen, die Dich erwarten. Du wirst der Nächste dem Throne sein, wie Du stets der Nächste meinem Herzen warst. Du sollst den größten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte haben, Du sollst mir rathen, und ich werde Deinem Rathe das willigste Gehör leihen. Doch diese Aussichten werden Dich nicht blenden und können Dir nur dadurch wünschenswerth sein, daß Du zum Glücke des Landes beitragen wirst, mein Freund, mein Bruder!"

Eine lange Umarmung folgte diesen Worten. Der Tag war angebrochen, schon zogen die Landboten, vom strömenden Volke begleitet, zum Wahlfelde, und nach eingenommenem Frühstücke begaben sich auch die Freunde, auf verschiedenen Wegen, dahin.

Die große Ebene bei dem Dorfe Wola, nahe der Hauptstadt, war mit Menschen erfüllt, die nicht blos die Ceremonie mit anzusehen gekommen waren, sondern an der Wahl des Polenkönigs selbst thätigen Antheil nehmen wollten. Es ist bekannt, daß die Verfassung es jedem einzelnen Landboten gestattete, durch sein furchtbares „nie pozwolem!“ dem bereits erwählten Monarchen den Weg zum Throne zu versperren. Einstimmigkeit war bei der Wahl unerläßlich. Wie tumultuarisch es bei solchen Veranlassungen herzugehen pflegte, ist daher leicht einzusehen.

Das Sprüchwort: „es geht zu wie bei dem polnischen Reichstag,“ ist jetzt noch gebräuchlich, obgleich er selbst lange schon aus den Kalendern der Politik gestrichen ist. Am ersten Tage der Reichsversammlung wurde gewöhnlich nichts entschieden. Der Sturm der Meinungen und Leidenschaften war so groß, die Interessen durchkreuzten sich so regellos, daß es nicht möglich war, dieses Chaos zu ordnen und in großen Massen festzustellen.

Man ging auseinander und suchte nun erst seinen Anhang zu vergrößern und um jedes Mittel sich dem Ziele zu nähern.

Der zweite Wahltag war erschienen, der Tumult schien beschwichtigt. Alle Interessen schienen sich vereinigt zu haben. Das Feld widerhallte von dem Namen Stanislas Poniatowski, mächtige und geringe Edelleute hatten dem jungen, liebenswürdigen, gebildeten Grafen ihre Stimmen gegeben.

„Wer ist, wie er, milde und gut? — wer vereinigt, wie er, tiefe Wissenschaft und Liebe zu den Künsten? wer hatte, wie er, Gelegenheit, die tiefen Irrgänge der Diplomatik kennen zu lernen, da er der nordischen Semiramis — das wußte man überall — so nahe stand; und wird

das mächtige Bündniß mit jenem Reiche, dessen Herrscherin sie war, unserm Polen nicht Schutz und Vortheil jeder Art bringen? und ist er nicht zum Thron berufen durch seine hohe Geburt? stammt sein Haus nicht von einem alten Fürstenhause in Italien und ist er nicht durch die Mutter mit unsern Czartoriski's verwandt? haben endlich seine Ahnen und seine noch lebenden Verwandten nicht die wichtigsten Aemter der Krone inne?"

So hörte man alte Patrioten, junge Edelleute, Arme voll Hoffnung, Künstler und Krieger sprechen. Stanislas der Zweite! so rief's an allen Enden. Einige wenige Stimmen, die sich für den jungen Fürsten Czartoriski erhoben hatten, wurden übertönt und verstummten endlich ganz nach fruchtloser Bemühung, sich vernehmbar zu machen. Die Wahl stand fest — Poniatowski war auf dem Punkte als Stanislas II proclamirt zu werden. Da loderte plötzlich noch eine furchtbare Flamme auf, die das kunstvolle Gebäude einer fremden Politik zu zerstören drohete. Nicht aus dem Haufen des Volks — sondern aus dem Kreise, der sich von den höchsten Magnaten um den Primas des Reichs, den ehrwürdigen Erzbischof von Gnesen, gebildet hatte, ertönte mit donnernder Stimme das ernste Veto. Alle Köpfe waren dahin gedreht, alle Blicke hefteten sich auf den Ort, woher die Stimme gekommen war.

Ein heftiger Wortwechsel hatte sich dort bereits erhoben, mit Anstrengung nur war der junge, von allen gekannte Graf Casimir Lowzinski bemüht, den Marschall Pulawski, der voll des höchsten Ingrimms den Einspruch gethan hatte, vor der eindringenden Menge zu schützen. Pulawski hatte den Säbel entblößt, ein Geschrei der Erbitterung folgte dieser Gewaltthat. Alsbald flogen hundert Säbel aus der

Scheide und wurden mit wildem Geschrei in der Luft erhoben. Das Wahlfeld drohete ein Schlachtfeld zu werden. Die Bestürzung der Gutgesinnten war allgemein. Da sprang Adam Kralowski hinzu, den Pulawki früher auch nicht geschont hatte, und verwundete ihn am Arme, dieser sank blutend zu Boden und während Lowzinski um ihn beschäftigt war und eilig eine Kutsche hrrbeigebracht wurde, löste sich der allgemeine Tumult in den Freudenruf auf: „Es lebe Stanislas der Zweite, König von Polen!“

Während die Freudenkunde von der glücklich beendigten Wahl die Hauptstadt erfüllte und Alles sich anschickte, dem neuen Monarchen die angenehmsten Huldigungen darzubringen, lag Pulawski regungslos auf dem Bette, indeß Lodoiska und Lowzinski ihn mit inniger Theilnahme beobachteten.

Die Wunde war nur leicht nach dem Ausspruche des Wundarztes, und mehr schien es ein innerer Krampf zu sein, als der Blutverlust, der den Marschall so sehr ergriffen hatte. Lowzinski konnte sich die Ursache denken. Er hatte seinem Freunde die Stimme nicht versagen können und war von seinem Schwiegervater bemerkt worden. Dieser Augenblick schien den glühenden Patrioten, der in dieser Wahl den Untergang des Reiches vorauszusehen glaubte, zur Verzweiflung zu reizen. Mit bebenden Lippen und wildflammenden Augen donnerte er sein Veto und die Wuth schien ihm die Besinnung geraubt zu haben, als er den Säbel zog und auf Lowzinski eindrang.

Ein tiefer Athemzug entfuhr seiner Brust — die Liebenden naheten sich seinem Lager. „Verräther!“ rief der

Alte mit dumpfem Tone, und schloß alsbald die Augen, um des Verhaßten Bild nicht vor sich zu haben. Bestürzt und angstvoll kehrte sich Lodoiska zu ihrem Geliebten, dieser bat sie, das Zimmer zu verlassen und ihm allein mit dem Vater eine Unterredung zu gönnen, die hoffentlich jede Störung alsbald beseitigen würde. Nur zögernd gehorchte die Gräfin.

Lowzinski hatte sie zur Thür begleitet und als er umkehrte, erblickte er den Castellan aufgerichtet im Bette, der ihm mit fürchterlicher Stimme zurief: „Was willst Du, schändlicher Verräther, in dem Hause Pulawski's? Glaubst Du, daß er Gemeinschaft mit Spionen und Söldlingen hatte? Fort von hier! — Für ewig sind die Bande zerrissen, die Du Arglistiger so schlau zu knüpfen wähntest. Nie wirst Du Lodoiska wiedersehen — gehe an den Hof Deines Königleins und suche Dir von seinen Maitressen eine aus, die Du zum Altare führest — eine edle — eine freie Polin gibt keinem Deines Gelichters ihre Hand!"

Lowzinski war zu tief erschüttert, um auf diese Anrede sogleich eine Antwort finden zu können. Fest hatte er den Griff seines Säbels umklammert, und eben so fest blickte er stumm auf Pulawski.

„Was kannst Du vorbringen," fing dieser wieder nach einer Weile an, „um Dich von meinen Vorwürfen zu reinigen? Poniatowski verräth sein Land und Lowzinski — o daß ich's sagen muß — Lowzinski, mir durch die heiligsten Bande angehörend — mein Sohn — mein Freund — unterstützt den Verräther in dem sträflichsten Beginnen!" Die Weichheit seiner Stimme — das Wort „mein Sohn," die Thräne, die ihm dabei in den Bart rollte, ließen Lowzinski für den Augenblick den Schimpf vergessen, den er kurz vorher von ihm erduldet hatte. Er war im

Stande, ihm mit ziemlicher Ruhe zu antworten. Er sagte ihm, wie ihn Poniatowski, nach zehnjähriger Abwesenheit, wieder aufgesucht hatte, theilte ihm Alles mit, was jener ihm offenbart hatte, um bei ihm die Ueberzeugung zu erwecken, nur so und nicht anders sei es möglich, Polen gegen den verderblichen Einfluß von Außen zu schützen — er hoffte auch ihn durch diese Gründe für seine Ansicht zu gewinnen.

„Also eine thörichte Freundschaft, von Jugend auf genährt, wie sie in Romanen sich findet, ist mächtig genug, Dein Herz ganz zu erfüllen und es unempfänglich für alle hohen Interessen zu machen? Nein — ich nehme mein Wort nicht zurück! Verrätherei ist Alles! unser Vaterland ist verkauft! Poniatowki wähnt Polen glücklich zu machen, wenn er ihm russische Fesseln bringt? Trug oder Aberwitz — mir gleich! Aber Du bist mir und meinem Hause, von diesem Augenblicke an, entfremdet — Verlasse sogleich mein Zimmer, dessen Schwelle nie der Tritt eines Verräthers des Vaterlandes entweihen soll!"

Diese Worte waren von einer Bewegung des Armes begleitet, um ihnen mehr Nachdruck zu geben, und entflammten Lowzinski zur Wuth. Er zog den Säbel — als wolle er die Beleidigung durch Blut tilgen — Pulawski hatte eben so schnell einen daliegenden Säbel aus der Scheide gerissen und stellte sich ihm gegenüber — da ward die Thür geöffnet und Lodoiska warf sich mit einem Schrei der Verzweiflung zwischen Beide.

Bei ihrem Anblicke sank Lowzinski's Schwert zu Boden — Pulawski aber riß seine Tochter an sich und indem er höhnisch ausrief: „Du sahest sie heute zum Letztenmale!" verließ er mit ihr das Gemach.

Lowzinski stand einen Augenblick erstarrt da und stürzte dann wie ein Verzweifelnder fort.

Die ersten Augenblicke ließen ihn keinen Entschluß fassen. Die Beleidigung, die Pulawski ihm zugefügt hatte, ließ sich nur mit Blut tilgen, und sollte er ihn tödten und Lodoiska den Vater rauben? Nein — aber den Grausamen, der ihm alles Glück des Lebens geraubt hatte, auffordern, ihm auch das Leben zu nehmen, das wollte er, und sogleich beschloß er eine schriftliche Herausforderung an Pulawski zu senden. Sinnend saß er an seinem Schreibtische, die Feder zitterte in der Hand, da trat ein Diener in königlicher Livree ins Zimmer, um den Grafen Lowzinski sogleich zu Sr. Majestät zu entbieten.

Wie ein Wink des Himmels erschien ihm diese Botschaft. Die Absendung der Herausforderung wurde bis zur Zurückkunft verschoben — Lowzinski erwartete von dieser Unterredung, sie würde ihm ein Mittel offenbaren, die Trümmer seines Glückes wieder zusammenzufügen.

In einem prächtigen Palaste, den vertraute Freunde bereits im Stillen zur Aufnahme des jungen Monarchen hatten einrichten lassen, erwartete jetzt Stanislas der Zweite seinen geliebten Jugendfreund. Nicht der Herrscher war es, der einen Vasallen empfing, sondern herzliche Umarmung und trauliches Wort sollten die Brust erleichtern, die auf der höchsten Staffel der Macht nur gepreßt athmete. Es war Mittheilung, wonach sich der König sehnte — er wollte einen Freund auf seiner Höhe und warf sich dem Eintretenden mit ungestümer Bewegung in die Arme.

Das trübe Aussehen Lowzinski's erschreckte Stanislas.

„Was hast Du, Casimir?“ fragte er bestürzt, „ist es der König, den Du fürchtest, oder fürchtest Du für den König? Deine Miene scheint mir Unglück zu verheißen.“

„Ew. Majestät sehen in mir den unglücklichsten Ihrer Unterthanen“ — sagte Lowzinski.

„Ich weiß es, daß Du Dich mit Pulawski's Tochter vermählen willst, und daß Dein Schwiegervater sich als mein Feind und Widersacher zu erkennen gegeben hat“ — entgegnete der König, „darf ich hoffen, daß Du der Freundschaft ein Opfer zu bringen im Stande sein könntest, das sie auf keinen Fall von Dir zu fordern berechtigt ist? Ich meine, wirst Du der Verbindung mit Lodoiska Pulawski entsagen, um Deinem Könige treu zu dienen?“ Lowzinski sah erröthend zu Boden. „Du zögerst mit Deiner Antwort,“ sprach der König mit der ihm angeborenen Milde, „o mein Casimir, ich will sie Dir erlassen. Ich weiß, wie mächtig die Gefühle sind, die die Liebe uns einflößt, und fordre keine Entsagung. Werde Pulawski's Schwiegersohn — doch werde deshalb nicht mein Feind! Ich will versuchen, Deine Interessen mit den meinigen zu vereinigen und hoffe, daß Du mir den starren Pulawski gewinnen sollst, der bald einsehen lernen wird, wie ich nicht nach der eiteln Erhebung zur Königswürde gestrebt habe, sondern daß ich nur das Scepter erringen wollte, um das Glück meines Vaterlandes zu begründen. Sieh, Lowzinski, dazu brauche ich thätigere Mitwirkung. Männer von Kopf und Herz müssen mir zur Seite stehen, die mit redlichem Sinne, ohne kleinliche Nebenzwecke, mein großes Ziel verfolgen. Auf Dich und Pulawski habe ich meine Augen geworfen. Du sollst in meinem Rathe der Erste sein, ich ernenne Dich zu meinem Minister, Deinem Schwiegervater übergebe ich die Oberlei-

tung des Heeres. Ich weiß, daß er mich haßt, aber mein Vertrauen entwaffne seinen Unmuth. Als Befehlshaber der bewaffneten Macht übergebe ich mich gänzlich seinem Schutze." Ueberrascht stand Lowzinski vor dem Könige. Ein Strahl der Freude überflog sein Gesicht und der früher verstörte Blick gewann wieder Feuer und Leben.

„Mein Gebieter," sprach er, „die Gnade, womit Sie mich überschütten, beglückt mich doppelt und erhebt mich in dem Grade, als ich früher tief gesunken war. Ich wag' es auch, in Pulawski's Namen den Dank für Ihr Vertrauen auszusprechen. Er ist nicht der Feind Ew. Majestät — er ist nur ein heißer Anhänger der Freiheit des Vaterlandes. Er wird jetzt Gelegenheit haben, die wahren Gesinnungen seines Königs zu erfahren, und sein starrer Sinn wird aufthauen an der Huld seines Monarchen. Ich eile selbst zu ihm hin, ihn von seiner Erhebung in Kenntniß zu setzen und ihn dann zu den Stufen Ihres Thrones zu führen." Lowzinski eilte, einen ganzen Himmel der Seligkeit in seiner Brust, von seinem königlichen Freunde fort. Wie pries er sich glücklich, die verhängnißvolle Herausforderung noch nicht an Pulawski gesandt zu haben, wie malte er sich dessen Erstaunen, wenn er ihn von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs benachrichtigt haben würde, mußten diese nicht jedes Mistrauen verscheuchen? Wie freudig erfüllte ihn endlich der Gedanke, dachte er sich Lodoiska's Entzücken.

Mit diesen stürmenden Gefühlen hatte er Pulawski's Palast erreicht. Die öde Halle befremdete ihn. Er eilte die Treppe hinauf. Das Haus schien ausgestorben. Kein Diener ward sichtbar, um ihn zu melden, und schon hatte er die Klinke ergriffen, um in des Marschalls Cabinet un-

gemeldet einzutreten, als ein alter Haushofmeister ihm entgegenkam, um ihm mit betrübter Miene zu sagen, wie der Starost mit der jungen Gräfin auf Reisen gegangen, Niemand wisse wohin, und die ganze Dienerschaft nach einem nahegelegenen Familiengute fortgeschickt worden sei.

Lowzinski zweifelte nicht, daß der rauhe Pulawski seiner unglücklichen Tochter das härteste Loos um seinetwillen bereitet haben würde. Er sah sie eingekerkert, aufs Strengste bewacht, in Thränen ihre Tage verlebend, des fernen Geliebten gedenkend. Wird sie diesen Wechsel von dem Uebermaße des Glückes bis zum tiefsten Elende zu ertragen im Stande sein? Es schien Lowzinski's heiligste Pflicht, ihr die Freiheit wieder zu erringen, er beschloß treue Diener nach allen Richtungen auszusenden, um Lodoiska's Aufenthalt zu erspähen, und er selbst machte sich auf den Weg, um sorgfältige Nachforschungen anzustellen.

Acht Tage strich er bereits herum und keine Auffindung einer Spur war ihm gelungen. Allem Anscheine nach war der Räuber seines Glücks mit seiner Beute bis in die entferntesten Provinzen geeilt, um sie für immer zu verbergen. Lowzinski jedoch war entschlossen, sie auch dort zu suchen und nicht eher nachzulassen, bis er sie befreit oder den Tod gefunden haben würde.

An dem bestimmten Tage, wo sich seine ausgesandten Späher in Warschau stellen sollten, um über ihre Entdekkungen Nachricht zu geben, verfügte er sich dahin.

Als er am Abende in unscheinbarer Kleidung sich seinem Palaste näherte, wogte eine freudetrunkene Volksmenge in den Straßen, Lichter strahlten aus den Fen-

stern, Freudenfeuer sprangen in die Luft, und die Röhren der Springbrunnen sprudelten Wein — denn Polen hatte seinem Könige an diesem Tage die Krone gegeben.

Mit einem trüben Gefühle sah er alle diese Festlichkeiten, und sich in seinen Mantel tiefer hüllend, eilte er vorüber. Seine Diener waren alle zurückgekehrt und nur einem Einzigen war es gelungen, Kunde zu erlangen. Es war Boleslas, ein kühner Bursche und seinem Herrn mit seltener Treue ergeben, der bald Pulawski's Reisewagen erreicht hatte und ihm so nahe folgte, daß er des Marschalls Mistrauen erregen mußte. Es war funfzehn Meilen von der Hauptstadt, wo ihn das Gefolge Pulawski's ergriff und vor seinen Herrn stellte.

„Sage Dem, der Dich mir nachsandte,“ schrie der alte Krieger, „daß er sich keine Mühe mehr geben solle; was er verlor, bleibt ewig für ihn verloren, und der gerechten Rache wird er selbst nicht entgehen!“

Boleslas hatte noch so viele Zeit, um zu bemerken, daß in einem Wagen zur Seite eine tief verschleierte Dame saß, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören schien, und daß, außer den bewaffneten Dienern, der tückische Zaremba und der jugendlich tollkühne Mazeppa zu Pferde neben dem Wagen hielten, dann wurden ihm, auf Pulawski's Wink, die Hände geknebelt und die Augen verbunden, man band ihn auf ein Pferd und es ging im gestrecktesten Galoppe davon, wie es schien durch dichte Wälder, da stachelichte Zweige ihm das Gesicht zerrissen.

Mehre Tage mußte es so fort gegangen sein. Wie lange, vermochte er nicht mit Genauigkeit anzugeben, da er, von steter Nacht umhüllt, den Stundenwechsel nicht wahrnehmen konnte. Endlich wurde gehalten. Man band ihm die Hände los und lüftete die Augenbinde, er lag auf dem

Rasen, und wie er um sich blickte, gewahrte er zwei bewaffnete Kerle davonjagen und erkannte denselben Ort wieder, wo er vor Pulawski geführt und auf seinen Befehl gebunden worden war.

Wenn auch nichts Gewisses über Lodoiska's jetzigen Aufenthalt aus diesem Berichte zu folgern war, so konnte doch Lowzinski daraus abnehmen, daß seine Vermuthungen nur zu gegründet waren.

Man hatte mit ihr die Grenze Masoviens überschritten, sie nach einem unwirthbaren Lande geschleppt, wo in rauher Wälder Nacht die Magnaten feste Schlösser besaßen, um das Land gegen die Streifereien der Tataren zu vertheidigen.

Dort sollte sie ihr Leben zwischen hohen Ringmauern zubringen, lebendig begraben. Und welch ein Argwohn bemächtigte sich Lowzinski's Seele! War nicht Mazeppa in ihrem Gefolge, der in jenen Gegenden heimisch war? Eben so schön und übermüthig, als er mächtig, unternehmend und reich war, konnte er Pulawski zu irgend einem gefahrvollen Unternehmen seinen Beistand bieten und als Preis die Hand der Tochter fordern.

Lowzinski's Wahl konnte nicht schwanken, sein Loos war geworfen. Gleich einem irrenden Ritter wollte er ganz Polen durchstreifen, bis er den Gegenstand seiner Wünsche gefunden; ihn sich wieder zu erringen, schien ihm ein Leichtes, da er jeder Gefahr muthig Trotz zu bieten gedachte, und somit rüstete er sich aus zu seinem Unternehmen und machte sich, ohne sich bei seinem königlichen Freunde zu beurlauben, nur von dem treuen Boleslas begleitet, auf die abenteuerliche Fahrt, die an die treuen Paladine der Vorzeit erinnerte.

Bald sah Lowzinski deutlich ein, wie sehr Pulawski's Besorgnisse gegründet waren. Ueberall hatten die fremden Truppen das Land überschwemmt und unter dem Vorwande, das Ansehen des durch sie eingesetzten Monarchen zu erhalten, erlaubten sie sich die größten Erpressungen und überließen sich den rohesten Ausschweifungen aller Art.

Lowzinski's Gram, so groß er war, hatte doch seine Vaterlandsliebe nicht erstickt und mit zerrissenem Herzen durchzog er das Land, und sah ein, daß er durch eine fürchterliche Täuschung um sein Lebensglück betrogen war.

Mit diesen Gefühlen war er in Volhynien vorgedrungen, das jetzt von streifenden Tataren aus der Krim mehr als je beunruhigt wurde, da der ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und der Pforte ihren räuberischen Unternehmungen großen Vorschub leistete.

In jenen Gegenden findet man noch Urwälder, die in ihrer großartigen Wildniß den Wanderer mit Schauer erfüllen und oft einen Flächenraum von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen mit einer ehrwürdigen Nacht bedecken. Nur der äußere Umkreis dieser Waldungen ist von Menschenwohnungen umgeben, in ihrem Innern ist kein gastliches Forsthaus, kein rauchender Meiler, keine freundliche Stätte, die von Menschen bewohnt wird. Der alte Baum läßt seinen Saamen in das feuchte Erdreich fallen und bald umzäunt ihn ein jung Geschlecht, Stamm an Stamm, mit verschränkten Zweigen, und verwehrt dem Wanderer den Durchgang, den er mit dem Schwerte in der Hand erzwingen muß.

Der träge, melancholische Bär erklettert die Bäume ungestört, die Nester der wilden Bienen auszunehmen; der unzähmbare Bison, das Urthier der Schöpfung, wetzt sein gewaltiges Horn an den tausendjährigen Stämmen und

ziert seinen Kopf mit grünem Gezweig; der wilde Elenbock kämpft mit dem Riesenhirsch; der Eber bricht hauend durch das dickste Gestrüppe und Schaaren von Wölfen durchziehen wie nächtliche Räuber lautheulend den Forst, indeß in den Wipfeln der Auerhahn pfalzt und Habicht und Uhu auf Eichhörnchen und Wiesel ihre Jagd anstellen. Alles beginnt hier das Wild ungestört, in seinem Bereiche wird kein Mensch gesehen, nie schallt hier der Klang der Axt und nur des Waldes eigenthümliches Tönen wird gehört.

Einen solchen Urwald hatten unsere Reisenden vor sich. So weit die Blicke reichten, umsäumte er den Horizont; wie ein schwarzes wogendes Meer rauschten seine Wipfel durcheinander. Am hellen Mittage waren sie hineingeritten, und da der Abend dunkelte, mußten sie bereits von ihren Rossen absitzen und, mit dem Schwerte sich durch Gesträuch und Dorn Bahn machend, diese hinter sich mühevoll nachziehen. Immer finstrer ward die Nacht, immer dichter der Wald, immer unheimlicher die Scenerie.

Zu beiden Seiten raschelte es, ohne daß man etwas sah; die feuchten Flügel der Nachtvögel, durch die Wanderer aus ihren niedrigen Nestern aufgestört, berührten ihr Gesicht; und in der Ferne erhob sich von allen Seiten das Heulen der Wölfe.

Boleslas pfiff, um seinen Herrn von seiner Unerschrockenheit zu überzeugen, das liebliche Nationalliedchen:

„O dobra mazurka“

und drängte sich voraus, um ihm das Nachschreiten zu erleichtern, und so ging es stets vorwärts, in der Hoffnung, mit anbrechendem Tage eine Menschenwohnung zu erblicken. Plötzlich jedoch prallte der Diener, der einen kleinen Vor-

sprung hatte, unwillkürlich einen Schritt zurück, das Lied brach ab und das scheue Roß schnaubte und war kaum zu halten. Lowzinski eilte hinzu und erblickte auf einer bemoosten Stelle, die im Kreise von alten Bäumen umgeben war, vier Gestalten um ein Feuer lagern, die zu schlafen schienen. Das Geräusch, das die Reisenden und ihre scheugewordenen Thiere gemacht hatten, weckte sie jedoch aus ihrer Ruhe, sie sprangen rasch auf und eilten zu ihren Pferden, die unfern graseten, aber nicht um sich darauf zu schwingen, welches im Dickicht des Waldes ohne Nutzen für sie gewesen wäre, sondern um sich ihrer Pistolen zu bemächtigen, die sie, in gänzlicher Sorglosigkeit vor einem Ueberfalle an diesem Orte, in ihrem Sattel hatten stecken lassen. Lowzinski und Boleslas zogen hieraus einen Vortheil, ihre Kugeln erreichten jene, ehe sie zu ihren Waffen gelangt waren, sie wendeten sich daher schnell und machten von ihren krummen Säbeln Gebrauch. Der Kampf war ziemlich gleich, denn Zwei waren durch Schüsse verwundet worden und konnten daher nur schwach an dem Gefechte Theil nehmen, und während Boleslas dem Einen heftig zusetzte, gab Lowzinski dem Andern, welcher dem Anscheine nach der Vornehmere war, einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er niederstürzte. Ich habe genug," schrie er in gebrochenem Polnisch, „schenke mir das Leben und vergönne, daß ich mir die Wunde verbinden darf, die Dein Heldenarm mir soeben beibrachte. Ich erkläre, daß Du mich überwunden hast."

Alsbald ließ Lowzinski das Schwert sinken und eilte auf ihn zu, um ihm Beistand zu leisten; Boleslas und sein Gegner hielten ebenfalls inne und der Kampf war geendet.

Man trug den Verwundeten zum Feuer; die Wunde schien nicht tief zu sein. Einige gekaute Blätter und ein leichter Verband, der sogleich angebracht wurde, zeigte, daß den Fremden dergleichen Zufälle nicht neu waren. Sie hatten starkgebräunte Gesichter und schwarze herabhängende Bärte; nach diesem und der Kleidung zu schließen, blieb es kein Zweifel, daß es Tataren waren.

Einige Zeit war unterdeß verstrichen, da wurde es nach allen Seiten hin lebendig. Das Schnauben der Rosse, das Krachen der Zweige des Gesträuches und das laute Sprechen rauher Kehlen verkündete das Nahen der ganzen Horde.

„Wir sind verloren,“ flüsterte Boleslas seinem Herrn zu.

Alsbald sah man bei dem Scheine der Flamme ringsum sich die Büsche beleben und aus den grünen Blättern bärtige Gesichter und Pferdeköpfe neugierig hervorgucken. Es waren die beiden verwundeten Tataren sogleich fortgeeilt, um die Uebrigen herbeizurufen, da sie ihren Fürsten in Gefahr glaubten.

Dieser aber sprang auf und, Lowzinski bei der Hand ergreifend, schrie er seinen Gefährten einige tatarische Worte zu, die jauchzend von diesen erwidert wurden.

Hierauf wandte er sich mit vieler Artigkeit zu dem jungen Polen und sagte: „Edler Fremdling, Ihr seid mein Gast, und wenn ich auch nur ein Räuber bin, so umarmt mich doch, denn nur dadurch könnt Ihr Jene dort zufriedenstellen und ich möchte Euch gern ganz gesichert wissen.“

Lowzinski that, wie ihm der Tatarenanführer gesagt hatte, und alsbald waren sie von dem ganzen Haufen unter lautem Geschrei auf das Engste umringt.

Es wurden viele Feuer gemacht und die seltsam geklei-

deten, fremdartigen Reiter banden ihre Rosse an die Stämme und lagerten sich in malerischen Gruppen umher.

Einige Füllen wurden seitwärts geschlachtet und zum Mahle zubereitet, indem die Stücke, an Lanzen gespießt, langsam geröstet wurden. Die Schläuche mit gesäuerter Stutenmilch machten die Runde und verbreiteten eine allgemeine Fröhlichkeit. Tatarische Liebesliedchen und Kriegeslieder wechselten ab und der Fürst mit seinen polnischen Gästen wurde mit den Lieblingsbissen, der Leber und der Zunge, bewirthet.

Der Morgen begann die Wipfel zu röthen und seinen matten Strahl durch die dichtverschlungenen Zweige zu senden, und noch immer dauerte das Gelag. Da mahnte der Fürst zum Aufbruch und sprach zu seinem Gaste:

„Ich will Dir nicht rathen, Dich tiefer in diese Wildniß zu wagen. Es würde zwecklos sein, denn Du könntest Wochen lang darin umherirren, ohne einen Ausgang zu finden, und am Ende andern Horden in die Hände fallen, wo Dein Leben gefährdet wäre. Titsi-Chan, dessen Gastfreund Du geworden, kann Dich aber nicht weiter geleiten, weil seine Anwesenheit an einem andern Orte zu wichtig ist. Folge mir daher und ziehe jenen schmalen Weg, der sich nach dem Moorgrunde schlängelt; folgst Du dort dem Holzwege, den Du findest, so erblickst Du bald die Thürme und Zugbrücken eines sehr festen Schlosses, das von dem Starosten Durlinski bewohnt wird."

„Durlinski?" fiel überrascht Lowzinski ein, er kannte diesen Namen und wußte, daß Der, welcher ihn führte, zu Pulawski's Freunden gehörte.

„Du zeigst Dich vor den Thoren und begehrst Einlaß, der Dir sicher gewährt wird, wenn Du sagst, daß Titsi-Chan

Dich gefangen gehalten und daß Du soeben seiner Haft entflohen bist," sagte der Tatar. „Durlinski ist zu begierig, über mich und die Stärke meiner Horde Bericht zu erhalten, als daß er dich nicht sogleich vor sich führen lassen sollte, um Dich darüber auszuforschen. Was Du ihm dann aufbinden willst, überlasse ich Deinem Erfindungsgeiste. So lange Du bei ihm bist, soll sein Schloß vor meinem Ueberfall verschont bleiben, das verspreche ich Dir als Dein Gastfreund. Doch hüte Dich, länger als acht Tage dort zu verweilen, denn bis dahin nur will ich die Frist setzen; später wird Durlinski überfallen, da sein Untergang bei uns beschlossen ist."

Nach einer herzlichen Umarmung hatte sich Titsi-Chan auf sein Roß geschwungen, hundert Tataren bahnten mit ihren Säbeln einen Weg und ihr Fürst an der Spitze des jubelnden Zuges ritt langsamen Schrittes davon.

Lowzinski schlug mit seinen Getreuen den ihm bezeichneten Weg nach dem Moorgrunde ein. Er berathschlagte nicht lange, wie er sich Eingang bei Durlinski verschaffen sollte.

So gutgemeint Titsi-Chan's Rath war, so schien es ihm doch besser, sich als einen Abgesandten Pulawski's anzumelden, da er wußte, daß der Marschall in steter Berührung mit dem Starosten war. Dieser konnte von Pulawski's Aufenthalt Kenntniß haben, hier wäre vielleicht Nachricht von Lodoiska einzuziehen; von diesen fröhlichen Hoffnungen erfüllt, zog Lowzinski seinen Weg und erblickte bald die hohe Burg Durlinski's, im Dickicht der Föhren versteckt, durch unzählige Schießscharten, aus denen Kanonenmündungen guckten, und aufgezogene Zugbrücken vor jedem feindlichen Ueberfalle gesichert.

Sowie sie von dem Thurmwarte bemerkt worden wa-

ren, kamen Leute aus einem Seitenpförtchen auf sie zu, die von Kopf zu Fuß bewaffnet waren und nach ihrem Begehren fragten.

„Leute des Marschalls Pulawski, an Euern Herrn gesandt und hier im Walde von Tataren angegriffen und beraubt,“ war Lowzinski's Antwort.

Die Bewaffneten kehrten mit der Botschaft in die Burg zurück.

„Vergiß nicht, daß Du mein Bruder bist,“ sagte Lowzinski zu seinem Begleiter.

Bald wurde die Zugbrücke niedergelassen und hinüber schritten unsere Abenteurer, durch das finstere Thor, in den Hof von Durlinski's Veste.

Durlinski war auf der Jagd und sein Vertrauter, ein alter grämlicher Geselle, empfing die Fremden. Die vorgeblichen Gesandten Pulawski's schienen sich keiner guten Aufnahme zu erfreuen und ihre Ankunft machte nicht den günstigsten Eindruck.

Sie wurden in die weite rußige Halle geführt, die zur Küche diente und wo einige große Stücke Wild, wovon es hier Ueberfluß gab, und ein Paar Krüge mit schäumendem Meth, aus wildem Honig bereitet, ihnen zur Stärkung vorgesetzt wurden. Mit Ekel nur genossen sie davon, da die Mitbewohner der Halle, Rüden, Schweine, selbst ein zahmer Wolf, ihre Rachen und Rüssel schnoppernd auf den niedrigen Holzblock legten, der als Tisch dienen mußte, um an dem Mahle Theil zu nehmen.

Ein mächtiger Hörnerton wurde vor den Mauern vernehmbar. Es war der Starost, der von seiner Jagd heim-

kehrte. Rasselnd flog die Zugbrücke nieder und dröhnte von den Hufen der wohlberittenen Jäger, die, über hundert an der Zahl, ihren Einzug hielten, denn in geringerer Anzahl wagte man es nicht, der Tataren wegen, auszuziehen.

Lowzinski's Herz pochte und er sah Boleslas bedeutend an, da der Augenblick nahete, wo er mit einer Unwahrheit vor einen fremden Edeln treten sollte. Er mußte seinen ganzen Muth zusammennehmen, um keine Verlegenheit blicken zu lassen.

Nach langem Harren trat endlich Durlinski's Vertrauter in die Halle und meldete, wie sein Gebieter die Fremden heut nicht sehen könne, da er, zu ermüdet von den Beschwerden der Jagd und den Freuden der Tafel, sich dem Schlummer überlassen habe und die Audienz erst morgen zu günstigerer Stunde stattfinden werde. In den finstern, engen Bogengängen der alten Veste dunkelte es bereits, einige Lampen wurden angezündet, die Bewohner legten sich zur Ruhe, und der Tritt der hin- und herwandelnden Wachen wurde vernehmlich. Auch den beiden Reisenden wurde eine Schlafstätte angewiesen, die ein flackernder Kienspan, der in die Mauer gesteckt wurde, erleuchtete.

Es war ein dumpfes, niederes Loch, am Ende eines langen Ganges, dessen einziges Fenster durch einen Laden geschlossen war, wo auf dem bloßen Estrich ein dünnes Strohlager sie zum Schlummer einlud.

Boleslas warf sich ohne Umstände darauf, da die Beschwerden der letzten Tage ihn ermattet hatten, und bat seinen Herrn, ein Gleiches zu thun. Lowzinski jedoch wurde von Gefühlen mannichfacher Art umhergetrieben

und — so sehr seine Kräfte erschöpft waren — kam während der ganzen Nacht kein Schlaf in seine Augen.

Kaum fiel der erste rothe Schimmer durch die Ritzen der Läden in den dunkeln Raum der Kammer, als er es versuchte sie zu öffnen, welches ihm jedoch nicht gelingen wollte, da ein ziemlich starkes Schloß sie festhielt. Er weckte Boleslas, und der vereinten Anstrengung gelang es, das Schloß zu sprengen.

„Seht doch, mein guter, gnädiger Herr," rief Boleslas, „den hübschen Garten, gerade so habe ich ihn diese Nacht im Traume gesehen. Wer hätte glauben sollen, daß zwischen diesen schwarzen Mauern so herrliches Grün anzutreffen sein würde?"

In der That zeigten sich dem Blicke recht zierliche Gartenpartien, von hohen Ulmen und Linden beschattet, die in dem Burgzwinger angelegt waren und mit den epheubewachsenen Mauern ein recht malerisches Ganzes bildeten.

Boleslas öffnete ein Fenster, der kühle belebende Morgenhauch, der in die dumpfe Kammer strömte, erfüllte Lowzinski mit neuer Hoffnung und er fühlte sich mit einem Male seltsam erstärkt.

Er stieg auf das Bret vor dem Fenster, maß nicht lange die Höhe, und war mit einem tüchtigen Schwunge im Burgzwinger, aus dem er lächelnd einen Blick nach seinem treuen Diener zurücksandte, der, besorgt ob der Freiheit, die sich sein Herr nahm, ihm kopfschüttelnd nachsah.

Eine halbe Stunde mochte ungefähr vergangen sein, da hörte der ängstlich harrende Boleslas seinen Namen rufen, und als er zum Fenster hintrat, war es Lowzinski, der auf einem aus der Mauer hervorragenden Steine stand und seinem Diener die Hand entgegenstreckte, um mit seiner Hülfe das Fenster zu erreichen. Ein Stein, den er

mit ängstlicher Miene an seine Brust drückte, war die Ursache, daß er nicht beide Arme zum Emporklimmen brauchen konnte und daher der Hülfe seines Begleiters bedurfte.

Endlich sah er sich oben und sogleich waren Beide sorglich bemüht, die Läden wieder zu schließen, um den Leuten Durlinski's, die sie jetzt jeden Augenblick erwarten mußten, da es schon hoch am Tage war, keine Veranlassung zum Argwohn zu geben. Während dieser Bestrebungen konnte die innere Bewegung Lowzinski's seinem Getreuen nicht entgehen, der nur abgebrochen ihn von seinem Glücke, wie von seinem neuen Schmerze in Kenntniß setzen konnte.

Lowzinski hatte sich auf einen Rasenplatz gesetzt und seine Augen auf einem alten Thurm ruhen lassen, früherer, glücklicherer Tage und seiner jetzigen Lage gedenkend, als ein von dem alten Gemäuer herabfallender Stein ihn aus seinen Betrachtungen störte. Er wollte den Platz verlassen, da er glaubte, der alte Thurm könne ihm mehrere solcher ungebetenen Gäste auf den Kopf schütteln, als er eine weiße Schrift auf dem Steine bemerkte und ihn aufhob. Mit welcher Ueberraschung er die Worte las: „Bist Du es, mein Lowzinski?" die mit Gyps geschrieben waren, läßt sich denken. Doch bald fiel ein zweiter, dann ein dritter Stein zu seinen Füßen nieder. Auf dem einen stand: „Rette Deine Lodoiska!" und auf dem letzten: „Um Mitternacht, hier, mit Papier, Dinte und Feder."

Alle Mühe, die er sich gab, die Schreiberin selbst zu erblicken, war vergebens. Der Thurm war nicht hoch, doch die Oeffnung, wodurch die Steine geworfen worden waren, so klein, daß es nicht möglich war, etwas dadurch zu entdecken. Und in diesem Kerker schmachtete die Geliebte — wie kam sie hieher? lebte sie hier mit dem

Willen des Vaters? war sie von Durlinski geraubt worden? Die nächsten Augenblicke, die ihn vor den Starosten bringen sollten, mußten diese schrecklichen Zweifel lösen. Er eilte daher zurück, zwei Steine in der Tasche, den dritten im Arme, fest entschlossen, um Mitternacht an dem Platze mit den geforderten Dingen nicht zu fehlen, und erreichte so die Schlafkammer.

Boleslas erheiterte sich bei dieser Mittheilung. Er hoffte durch List und Muth die Geliebte seines Herrn zu befreien und sprach ihm eben von seinen Hoffnungen und Plänen, als die Thür aufgerissen wurde und der alte, grämliche Vertraute eintrat, die beiden Fremden vor Durlinski zu entbieten.

Durch den langen Gang, eine Wendeltreppe hinan, wurden sie geführt, in ein hohes, doch nur kleines Zimmer, das mit Holz getäfelt war und dessen Fenster, durch die kleinen, runden Scheiben, nur spärlichem Sonnenschein den Einlaß gönnte.

Rings an den Wänden hingen Waffen der seltsamsten Art, die den Tataren und andern Völkerschaften in frühern Kriegen von den Ahnen des Starosten abgenommen worden waren und die dem Zimmer das Ansehen einer Rüstkammer gaben. Von der hohen Decke flatterten einige zerrissene Fahnen hernieder, zwischen welchen ungeheure Hirschgeweihe und Bisonhörner, von Spinnenwebenfestons umgeben, mit barocker Zierlichkeit angebracht waren. Auf einem niedrigen Ruhebette, das mit einer Bärenhaut bedeckt war, lag der Starost, ein kleiner Mann, mit rothem, aufgedunsenem Gesichte, worin ein grauer, struppiger Schnurrbart das Bedeutendste, die kleinen grauen Katzenaugen das Unbedeutendste waren. Zu seinen Füßen schmiegten sich knurrend, bei dem Eintritte der Fremden, ein

Paar wolfsähnliche Rüden. Mit rauher Stimme gebot er ihnen nahe zu treten und fragte: „wer sie sende?"

„Wir sind von dem Castellan Pulawski an Dich geschickt," erwiderte Lowzinski mit fester Stimme.

„Und was ist der Inhalt Eurer Sendung?" fragte der Andre.

„Meine Botschaft soll ich nur Dir allein offenbaren," sprach Lowzinski.

„Dieser bleibt," rief Durlinski, auf seinen Vertrauten deutend, „drum sprich ohne Zaudern."

„Mein Herr," sprach Lowzinski stark betonend, um seiner wankenden Stimme dadurch den Schein der Festigkeit zu geben, „will Nachricht von seinem Dir anvertrauten Kleinode, von seiner Tochter Lodoiska, haben."

Durlinski sprang vom Ruhebette auf und trat näher auf Lowzinski zu. „Und diesen Auftrag gab er Dir?" sprach er, ihn fest dabei ansehend.

„Ich wurde damit von ihm beehrt," erwiderte Lowzinski, seine ganze Fassung zusammennehmend, „mein Gebieter hat so gut seinen Vertrauten, als Du den Deinigen."

Durlinski schien verlegen den seinigen bei diesen Worten anzublicken, ging dann einmal im Gemache auf und nieder und stellte sich, in sichtlicher Unruhe, die Arme über der Brust untergeschlagen, vor Lowzinski hin. „Lodoiska ist nicht mehr hier," sagte er, den scheuen Blick zu Boden senkend, „eines Morgens, da ich ihr Gemach betrat, um sie zu der gewöhnlichen Morgenpromenade abzuholen, finde ich es leer und muß nun glauben, es sei ihrem Geliebten, der sehr viel Kühnheit und List verbinden soll, gelungen, troß meiner Wachsamkeit sich hier einzuschleichen und sie zu entführen. Sind sie den hier herumstreifenden Tataren entgangen, so wird Pulawski besser daran thun, sie in War-

schau als in dieser Gegend aufsuchen zu lassen; doch ist sie in die Hände der Räuber gefallen, so schmückt sie vielleicht das Serail eines ihrer Chans und empfängt die Huldigungen eines Räuberfürsten."

Lowzinski durfte bei dieser Nachricht sein Erschrecken nicht verbergen, das dem treuen Diener des Hauses, dem Vertrauten des Vaters, wol ziemte.

„Käme mir dieser Lowzinski einst in den Wurf," sagte der Starost, „so wäre sein Verderben gewiß. Ihr habt ihn gesehen?" fragte er mit einer gespannten Neugierde.

„Wir kennen ihn sehr gut," entgegnete Boleslas mit kecker Schadenfreude, „wir sahen ihn oft in dem Palaste unsers Gebieters zu Warschau und können die Versicherung geben, daß er der schönste, liebenswürdigste, großmüthigste Cavalier der Welt ist, ein Mann mit solcher Anmuth begabt, daß man sich in dieser Gegend wol schwerlich einen Begriff davon machen kann."

„Ein Mädchenverführer ist er," kreischte Durlinski, „genug von ihm, und sieh Dich vor, daß Du an seinem Lobe nicht erstickst. Wo ist Pulawski jetzt?"

„Dies zu sagen," antwortete Lowzinski, „ist mir streng verboten. Seine politischen Verbindungen erheischen diese Vorsicht. Vielleicht erfahrt Ihr bald durch ihn selbst Nachrichten hierüber."

„So bringt Euerm Herrn die Kunde von Lodoiska's Flucht und entfernt Euch," rief Durlinski.

Da trat Lowzinski in flehender Stellung auf ihn zu, ergriff den Saum seines Kleides und — wie es die Leibeigenen zu machen pflegten — ihn an die Lippen drückend, sprach er: „Vergönne, Herr, daß wir drei Tage in Deiner Burg ausruhen dürfen — die Tataren, die jetzt hier herum-

streifen und deren Krallen wir bereits gefühlt haben, machen diese Vorsicht nöthig."

Durlinski sah seinen Vertrauten eine Weile an und fragte dann: „Wo hat man sie beherbergt?"

„In der Kammer nach dem Garten hin, zu Ende des Kreuzgangs!" sagte der Andre.

„Teufel und Hölle, das geht nicht an! Man muß sie an einen andern Ort bringen!" schnaubte Durlinski, sich den Bart streichend und mit den Füßen stampfend.

Lowzinski fühlte sein Herz hörbar schlagen.

„Das ist unmöglich," sagte der Vertraute — und flüsterte seinem Herrn etwas ins Ohr, worauf dieser höhnisch lächelnd sich an unsern Freund mit den Worten wandte: „Bis übermorgen mögt Ihr bleiben; ehe Ihr geht, gebe ich Euch Briefe an Euren Herrn mit," und somit entließ er sie mit einem Winke der Hand.

Boleslas war zur Küche hinabgestiegen, wo er sich ein Frühstück reichen ließ, und sein Herr folgte ihm dahin, da ihm angedeutet worden war, daß er die Kammer, wo sie die Nacht zugebracht hatten, nicht betreten dürfe.

Dem treuen Diener war es gelungen, sich Papier, Dinte und Feder zu verschaffen und es Lowzinski heimlich zuzustecken, der, hoch darüber erfreut, nur darauf sann, wie es ihm möglich sein würde, an Lodoiska zu schreiben.

Bald war die Gelegenheit gefunden. Boleslas und Lowzinski ließen den Meth, dem Anscheine nach, sich wohlschmecken uud fingen an laut zu werden. Boleslas sang einige Zotenliedchen und nach und nach versammelte sich das Hausgesinde um die seltenen Gäste in der Küche und

horchte mit Vergnügen diesen Zauberklängen der Fröhlichkeit, die hier sonst nicht zu ertönen pflegten.

Der Methkrug kreiste immer aufs Neue und Lowzinski spielte so trefflich einen Betrunkenen, daß selbst Boleslas davon getäuscht wurde und nicht ohne Besorgniß die Hausleute bat, seinen Bruder auf sein Bett zu tragen, weil er in diesem Zustande gewöhnlich Händel anzufangen pflege und sich daher schnell durch Schlaf ausnüchtern müsse, um das heilige Gastrecht nicht zu verletzen. „Auf sein Bett — das geht nicht an!" sagte einer der Schloßaufseher — „aber aus Rücksicht für seinen Zustand will ich ihm mein eigenes Schlafgemach einräumen, dort mag der tolle Kerl seinen Rausch verschlafen."

Bei diesen Worten packten sie Lowzinski unter den Armen und schleppten ihn nach einem stallähnlichen Verschlag, wo eine Bank, ein Tisch und ein schlechtes Strohlager die Wohnung des Herrn Schloßaufsehers andeuteten.

Kaum sah der junge Pole sich in diesem Behältnisse allein, so erhob er sich schnell von der Streu, worauf man ihn menschenfreundlich geworfen hatte, holte das ihm von Boleslas übergebene Schreibzeug heraus und schrieb einen langen Brief an die Geliebte seines Herzens.

Zuerst gab er ihr die feste Betheuerung, daß er von dem Verrathe an dem Vaterlande, dessen Pulawski ihn geziehen hatte, frei wäre, da er wohl wüßte, daß eine edle Polin nie einen Verräther lieben könne. Dann folgten die heißesten Versicherungen seiner ewigen Leidenschaft, die ihn angetrieben habe, wie ein irrender Ritter der Fabelzeit seine Herrin zu suchen, und endlich gab er ihr sein Wort, er werde Alles anwenden, sie zu retten, und seinem Muthe müsse es sicher gelingen. Diesen Brief steckte er, sorgfältig

zusammengelegt, ein und harrte nachdenkend, bis Boleslas und die Andern ihn zu holen kommen würden.

Welche Ursache konnte Durlinski haben, Lodoiska in so strengem Gewahrsam zu halten; was bewog ihn, ihre Anwesenheit im Schlosse einem Abgesandten ihres Vaters zu verbergen; welche Räthsel und wie sollten sie gelöst werden? War Durlinski's Verlegenheit nicht auffallend, wie Lowzinski nach Lodoiska fragte? wuchs sie nicht, wie er von ihrem Geliebten sprach, und ließ der Haß gegen ihn, der Durlinski erfüllte, nicht genugsam die Deutung zu, der Abscheuliche sei selbst von Lodoiska's Reizen hingerissen worden und verfolge sie nun mit den Geständnissen einer Leidenschaft, die zügellos in seinem Gemüthe waltete und ihn zu Schritten der rohesten Willkür verleiten konnte?

Nächst diesen Gedanken waren es Pläne zu ihrer Befreiung, die durch seinen Kopf kreuzten. So schwand ihm der Abend.

Es war bereits spät, als Boleslas zu ihm eintrat, um sich scheinbar nach seinem Befinden zu erkundigen. Er war überaus heiter, denn die Stunde war ja nicht mehr fern, wo er seiner Lodoiska wieder nahe sein sollte.

„Wir werden in unser altes Quartier gebracht," sagte sein Getreuer leise zu ihm.

Mit hochklopfendem Herzen betrat Lowzinski die elende Kammer wieder, die ihm in der vergangenen Nacht so abscheulich erschienen war, und sah mit inniger Freude, daß der erbrochene Laden nur eben noch so angelehnt war, wie er ihn am Morgen verlassen hatte. Es ward ihm dadurch gewiß, daß Niemand während des Tages an diesem Orte gewesen war und daher an keinen Verrath zu denken sei.

Aus Vorsicht warteten sie, bis Alles stille wurde und

die Bewohner des Schlosses sich zur Ruhe gelegt hatten; selbst der eintönige Schritt der Wächter in den innern Gängen verstummte nach und nach und der Zeitpunkt schien gekommen, das Wagniß zu bestehen.

Leise wurde der Laden mit leichter Mühe aufgemacht, Boleslas sollte lauschend am Fenster bleiben, um bei dem geringsten herannahenden Geräusche seinem Herrn durch Händeklatschen ein Zeichen zu geben, und mit beseligender Hoffnung in der Brust umarmte der Graf seinen Diener, schwang sich auf das Fenster, um in den Garten hinunterzuspringen, — aber starke Eisenstäbe waren von außen angebracht worden und sie sahen sich in einem Käfig gefangen.

In ohnmächtiger Wuth packte Lowzinski die Stäbe und rief, von Schmerz übermannt: „Mein Tod ist gewiß — sowie Lodoiska's Schmach!“

„Wahrgesprochen!“ rief der eintretende Starost mit wildem Hohne, indem auf seinen Wink einige seiner Leute sich auf Beide warfen und jeden Widerstand der Unbewaffneten unmöglich machten. „Durchsucht sie genau!“ befahl er, und bald war der Brief an Lodoiska in seinen Händen, der ihn mit unbeschreiblicher Wuth erfüllte.

„Elender! also Du bist Lowzinski?“ schrie er; „ei, Pan fanfaronek, ich freue mich, Deine Bekanntschaft hier zu machen. In Warschau ging ich Kerlchen Deines Gelichters gern aus dem Wege. Ihr seid mir stets verhaßt gewesen mit Euern süßen Düften und noch süßern Mienen und Worten — elende Sklaven seid ihr und mir verächtlich. Aber hier sollst Du mir als Studium dienen; Du wirst so gütig sein, es Dir einige Zeit auf meiner Burg gefallen zu lassen und mir Unterricht geben in feinen Sitten und Manieren, damit ich rauher Sohn des Waldes, wenn-

gleich alter Edelmann und tapferer Krieger, es von Dir lerne, mich bei der schönen Gräfin Lodoiska Pulawski beliebt zu machen, die ich nun einmal im Herzen trage wie ein Kleinod. Das wirst Du mich lehren, Guter!" rief er lachend, sich die grauen Wangen streichend und dann mit beiden Händen auf den Bauch schlagend, „denn Du sollst ja Meister darin sein, wie mir Lodoiska selbst gestanden hat. Aber nun verlasse ich Dich, präparire Dich auf die erste Lection; damit Du nicht melancholisch wirst, bleibt Dein lustiger Bruder, bis ich ihn nächstens aufknüpfen lasse, bei Dir, und damit Dein Herz in seiner zärtlichen Stimmung erhalten werde, bleibt dies Fenster mit der Aussicht nach Lodoiska's Thurm immer offen. Nun sprich, ob Dein Loos nicht beneidenswerth ist; dies Prachtcabinet war ja wol das Ziel Deiner heißesten Wünsche!" Und somit verließ er unter widerlichem, lautschallendem Gelächter die Kammer. Die Thüren wurden von außen verriegelt, Schildwachen davorgestellt und ebenso zwei Schildwachen vor das Fenster im Garten beordert.

Der Mond war aufgegangen und übergoß mit seinem milden Lichte die eine Seite des Thurms, wo die unglückliche Gräfin jetzt in erwartungsvoller Ungeduld ihres Geliebten harrte, den Eisenstäbe, Riegel und Wachen abhielten, zu ihr zu eilen.

Die andere Seite des alten Gebäudes verschwamm in die schwärzeste Nacht mit den Mauern der Burg, wo die heißeste Liebe, der edelste Muth, das entschlossenste Herz von der Eisenfaust der Tyrannei schmählich gebrochen war.

Mehre Tage waren den Gefangenen bereits verflossen. Die ärmlichen Nahrungsmittel, die ihnen durch die Eisenstäbe am Fenster gereicht wurden, verschmähete Lowzinski anfänglich, bis Boleslas sich ihm weinend zu Füßen stürzte und ihn bat, seine Kräfte zu erhalten, um — wenn sich die Gelegenheit darböte, seine und Lodoiska's Befreiung zu bewerkstelligen.

Lowzinski rührte die Treue seines Dieners, der aus Liebe zu ihm sich solchem Ungemache ausgesetzt sah, und er sagte, indem er einen Ring vom Finger zog, den er ihm einhändigte: „Sterbe ich in diesem Kerker, wackrer Bursche, und der Bösewicht gibt Dich frei, so suche den König auf, zeige ihm diesen Ring, den er einst in glücklichen Tagen mir schenkte, erzähle ihm meine Schicksale und meinen Tod und fordere ihn auf, in seiner Gerechtigkeit den Frevler Durlinski zu bestrafen und die Unglückliche, die in seiner Gewalt schmachtet, zu befreien. Versprich mir das!"

Weinend stürzte Boleslas seinem Herrn zu Füßen, und den Ring auf die Brust verbergend schwur er, seinem Befehle nachzukommen, wenn er ohne ihn je die Freiheit wieder erringen sollte.

An eben diesem Tage trat der Schloßaufseher zu den Gefangenen und entbot Lowzinski zu seinem Herrn. Diesmal war es nicht das alterthümliche, schmuzige Zimmer, wo der Starost das erste Mal seinen Gast empfangen hatte. In einem Saale, dessen Ausschmückung von ehemaliger Pracht zeugte, die jedoch im Laufe der Zeiten ziemlich verwittert war, ging Durlinski im Staatsgewande, mit den Sporen laut klirrend, auf und ab. Ein Kontusch von rosafarbenem Seidenstoffe, reich mit Silber verbrämt, hing über dem grüntaffetnen Unterkleide und eine eben solche Mütze

mit Reiher, Quasten und Schnüren war auf das eine Ohr gedrückt und erhöhete die Häßlichkeit des dunkelrothen Glatzkopfes.

Mit stolzem Schritte trat er dem bleichen Gefangenen entgegen und fragte spöttisch nach dem Befinden seines Lehrers.

„Die Grille, bei Dir Unterricht zu nehmen, kam mir heute wieder, als ich einen Versuch wagte, das Herz meiner Angebeteten zu erobern und ihr Widerwillen, den sie zeigte, mir es deutlich genug machte, wie weit ich in der Kunst, liebenswürdig zu sein, noch zurück bin.“

Lowzinski sah ihn mit einem verachtenden Blicke an.

„Nein, nein,“ fuhr Jener fort, „ich will Dich als meinen Meister gern erkennen und Du sollst Deine Lectionen beispielweise beginnen. Versuche Du's bei der Schönen und stimme ihr Herz zur Liebe, das will ich mir dann merken und es Dir darin nachthun!“

Bei diesen, mit dem ihm eigenen widerlichen Gelächter begleiteten Worten öffnete er einen Vorhang, der eine Nische den Blicken entzog, worin auf einem Ruhebette eine ohnmächtige Dame lag.

Wenngleich die Blässe des Gesichts und die geschlossenen Augen ihr vieles von ihren eigenthümlichen Reizen geraubt hatten, so erkannte Lowzinski doch sogleich Lodoiska und stürzte, von dem gewaltigsten Schmerze durchdrungen, vor ihr nieder, indem er ihren Namen ausrief. Sie öffnete die Augen, ihr irrer Blick fiel auf ihren Peiniger und mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, stürzte sie auf das Polster zurück.

Durlinski schien sich an diesem Anblicke zu weiden und stand mit untergeschlagenen Armen, thierische Rohheit auf dem Gesichte, in einiger Entfernung, indem er rief: „Nun,

so fangt Eure Lection an und laßt mich nicht an Eurer Wissenschaft zweifeln. Ich sehe, sie mag Euch eben so wenig ansehen wie mich!"

Lowzinski ergriff Lodoiska's Hand und sprach wiederholt ihren und seinen Namen. Sie kam zu sich und blickte ihn an — aber plötzlich — ihre Augen auf die Umgebung werfend und berechnend, in welcher Gefahr ihr Geliebter schwebe, veränderte sich der Ausdruck ihrer Züge, sie schien ihre ganze Kraft zu sammeln, stand auf und sprach zu Durlinski: „Welcher Schmach willst Du mich noch preisgeben, daß Du erlaubst, ein fremder Sklave, den ich nie gesehen, dürfe mir von Liebe sprechen und in Deiner Gegenwart durch seine Zutraulichkeit meine Hand entweihen? Bin ich nicht schon genug von Dir gekränkt, daß Du immer neue Qualen für mich ersinnst?"

Lowzinski wandte sich, von Schmerz ergriffen, weg; er wähnte, daß der lange Kerker und die über ihr verhängte Schmach ihren Verstand verwirrt habe. Durlinski jedoch erkannte Lodoiska's Verstellung und bat sie lachend, doch ja nicht zur Rettung ihres Heißgeliebten diese List anzuwenden, da es längst nicht mehr zweifelhaft sei, daß Lowzinski und kein Anderer vor ihren Augen stände.

„Lodoiska!" rief ihr unglücklicher Geliebter, „ja, ich habe mich selbst unserm Verfolger genannt. Mein Tod, sowie Dein Elend sind gewiß, aber der König wird mich, Dein Vater Dich rächen, und sichere Einleitungen sind getroffen, daß Beide von Allem unterrichtet werden sollen."

„Drohungen?" wüthete Durlinski, „nun wohlan, so will auch ich drohen, und wie ich glaube, stehen sie mir besser an als Dir. Schleppt ihn in seinen Kerker zurück, bewacht ihn wohl, und wenn diese Schöne mich von heute

in drei Tagen nicht eben so liebenswürdig finden will als diesen Milchbart, so soll er den Lohn seines schlechten Unterrichts empfangen und vor ihren Augen erschossen werden."

Auf einen Wink des Starosten wurde Lowzinski, der sich Lodoiska genähert hatte, fortgeschleppt und nur seine verzweiflungsvollen Blicke konnten den ihrigen begegnen; Schmerz hatte ihm die Stimme geraubt, Ohnmacht ihre Worte erstickt.

Boleslas war froh wie ein Kind, als er seinen Herrn zurückkehren sah; er hatte geglaubt, daß ein gewaltsamer Tod ihn ewig von ihm trennen würde.

Zwei schmerzliche Tage waren bereits Lowzinski in stetem Nachdenken und dumpfem Brüten hingeschwunden. Es war nur zu gewiß, daß Durlinski diese Eigenmacht gegen Pulawski's Willen ausübte, und weniger zitterte Lowzinski vor seinem Tode als vor der Schwäche Lodoiska's.

Die Nacht, die dem dritten verhängnißvollen Tage voranging, war bereits über die Hälfte verstrichen, die Gefangenen hatten sich ermüdet auf ihr Lager geworfen und genossen die Wohlthat des Schlafes, als ein dumpfer Lärm und Waffengeklirr sie daraus weckte. Sie hörten das wilde Geschrei von Kriegern, sie vernahmen bald Durlinski's Stimme durch die Gänge brüllen, Waffen herbeischleppen, Pfeile und Kugeln durch die Luft pfeifen, Verwundete und Sterbende ächzen. Es blieb kein Zweifel, daß die Burg überfallen war. Thüren wurden auf- und zugeschlagen. Alle Bewohner hatten sich auf die Mauern begeben, der Lärm verlor sich in die Ferne, der Kampf wüthete in den Außenwerken der Festung. Die Schildwachen im Garten verließen den Posten, und die Gefangenen, einen mächtigen Hoffnungsstrahl in der Brust, rüttelten mit vereinter An-

strengung an den Eisenstäben ihres Kerkers, ohne sie zum Wanken zu bringen.

Da plötzlich vernehmen sie's durch die Luft pfeifen, eine plötzliche Helle verbreitet sich, die Bäume schwanken, wie vom Sturm gepeitscht, hin und her und erscheinen roth gefärbt, Fenster stürzen klirrend — die Veste brennt an allen Enden. Schon erfüllt ein erstickender Qualm das Gemach, wo die Gefangenen sich befinden, der Brand nähert sich auf Sturmesflügeln, das Sausen wird stärker, schon werden die Eisenstangen heiß, da die Flamme von allen Seiten daran leckt, unerschrocken, auf Gottes Hülfe fest vertrauend, stehen Lowzinski und Boleslas da, nach dem Thurme, wo Lodoiska schmachtet, unverwandt die Blicke gerichtet; da röthet sich auch dort der nächtliche Himmel, die Flamme schlägt empor, des Thurmes trockne Dachsparren haben gefangen, aus einer kleinen Oeffnung flattert ein weißes Tuch und vom stummen, gräßlichsten Entsetzen übermannt, starrt Lowzinski einen Augenblick zum Himmel und stürzt sich dann mit der Kraft der Verzweiflung auf die Eisenstäbe, die, durch und durch glühend, dennoch seiner Anstrengung nicht weichen wollen.

In dieser Todesangst vernehmen sie mit einem Male Durlinski's Stimme wieder. Er feuert die Streitenden an, die — wie es scheint — vor den andringenden Feinden in das Innere der Veste zurückweichen. Bald hörte man auch das Geschrei der Verfolgenden, worin sich das „Pardonrufen" der Besiegten und Verwundeten mischte.

Boleslas schrie in dem glühenden Käfig wie ein Verzweifelter, und kaum vernahmen es die Sieger, als sie auch

mit Aexten die Thür erbrechen und zur Rettung herbeistürzen.

Im dicken Rauche erkennt Lowzinski den Tatarenfürsten, der ihn fortreißt, und mit erstickter Stimme ruft er ihm die Worte zu: „Lodoiska! dort — Thurm — Rettung!“ und eilt, von Boleslas und einem Haufen Tataren gefolgt, nach der Gegend des Thurms. Eine kleine Eisenthür weicht ihren vereinten Anstrengungen und eine Wendeltreppe, die sich um einen starken Mauerpfeiler dreht, zeigt sich ihren Blicken. Der dicke Rauch aber, der ihnen entgegenquillt, droht sie zu ersticken, und die Tataren erklären es für unmöglich, hier durchzudringen und werfen sich nach einer andern Seite, um die Beute ihren Brüdern nicht allein zu überlassen.

Lowzinski jedoch — ein feuchtes Tuch im Munde — gewinnt einige Stufen und dringt, von Boleslas gefolgt, in den Thurm hinauf. Endlich sind sie oben und erblicken in einem Winkel Lodoiska fast besinnungslos liegen. Auf den Ruf aus Lowzinski's Munde schleppt sie sich ihm matt entgegen, dieser hebt sie empor und will soeben mit ihr forteilen, als mit furchtbarem Getöse ein Theil des Thurmes zusammenstürzt und ihn nicht unter seinen Trümmern begräbt, sondern der Flamme einen Luftzug verschafft, die nun frei emporwirbelt und dem erstickenden Dampfe ein Ende macht.

Hochaufathmend eilt Lowzinski mit seiner holden Beute die glühenden Stufen hinab in den Hof, wo Titsi-Chan und seine Tataren bereits mit dem Ordnen und Theilen der gemachten Beute sich beschäftigten.

Unter dem von Flammen gerötheten Nachthimmel, umgeben von den Trümmern der Veste, stand der Chan mit seiner Horde und zählte die Pferde, Kühe und Schafe, die

aus den Ställen herbeigetrieben wurden. Auf der andern Seite waren Mehre beschäftigt, Gold- und Silbermünzen und Sachen von Werth auf kleine Wagen zu laden und sie sorgfältig zu bedecken. Im Hintergrunde standen stark-bewaffnete Tataren, welche die Gefangenen bewachten, und im Schatten eines hohen Gemäuers, wo noch nicht die Flamme hingedrungen war, erblickte man die rauhen Söhne der Steppe, eifrig bemüht, einigen jungen Polinnen, die auch zur Beute gehörten, Beweise ihrer Liebenswürdigkeit zu geben.

Von allen Uebrigen entfernt und mit starker Bedeckung saß jedoch, mit schweren Fesseln belastet, auf einem Steinhaufen, der ehemalige Herr der Veste, der häßliche Durlinski, bald Verwünschungen ausstoßend, bald die geballten Fäuste, an denen die klirrenden Fesseln herabfielen, vor Stirne und Augen schlagend.

Während dieser Scene hatte sich Lowzinski auf den Boden gesetzt und Lodoiska lag gerettet, lebend, doch mit geschlossenen Augen an seinem Herzen.

Wie sie endlich zu sich kam und um sich blickte, schien jeder Zweifel zu fliehen, wem sie ihre Rettung verdanke.

„Was hilft es uns," sagte sie mit matter Stimme, „wieder vereinigt zu sein? sind wir nicht in die Hände der Tataren gefallen und werden wir nicht abermals getrennt werden?"

„Nein," sagte Lowzinski, „Lodoiska, wir bleiben vereint. Der edle Tatarenfürst ist mein Freund — von ihm haben wir nichts zu befürchten. Er wird uns im Gegentheile unterstützen."

„Nach Kräften!" fiel des Chans rauhe Stimme ihm ins Wort, „aber jetzt ist mir erst Alles recht klar geworden. Du und Dein Freund, der wackre Junge dort, hatten

sich bei Durlinski eingeschlichen, um ihm dies Vögelchen aus dem Neste zu holen. Das gefällt mir; was wollte das abscheuliche Gesicht auch mit dem allerliebsten Mädchen machen? Doch wissen möchte ich gern, wie das Alles zusammenhängt; Ihr werdet mir einen Gefallen thun, mir's zu erzählen."

Lowzinski theilte dem Chan seine Abenteuer mit, die Jener mit großer Aufmerksamkeit anzuhören schien, und auch Lodoiska berichtete, wie ihr Vater sie zu seinem Freunde Durlinski gebracht habe, wie dieser sie mit seiner Neigung verfolgt, und als sie ihn nur mit Abscheu und Verachtung behandelt, sie endlich in den Thurm habe werfen lassen, woraus Lowzinski's Muth sie endlich befreite.

Bei dem Namen Pulawski, den Lowzinski ihm nannte, erheiterte sich des Chans Gesicht zusehends, und er sprang auf, Einigen von seinen Leuten einen Befehl zu ertheilen, die sich sogleich auf ihre Pferde warfen, um ihn auszuführen.

Mittlerweile hatte Alles in der eingenommenen Veste ein freundliches Ansehen bekommen.

Die Beute, die Waffen, die Verwundeten und die Gegenstände, die an Kampf und Plünderung erinnern konnten, waren nach den äußern Werken gebracht worden, und in einer der großen Hallen, wo sonst die Leibwache des Starosten zu hausen pflegte, waren auf Holzblöcke Tafeln gelegt worden, die mit mannichfachen Speisen, wie sie Tataren gern essen und zu bereiten pflegen, und mit dem aus den Kellern der Veste herbeigebrachten Ungarwein reichlich besetzt wurden. Der Chan führte seine edeln Gäste, so nannte er Lodoiska und ihren Geliebten, zum Mahle, und Durlinski mußte, streng bewacht, in einem Winkel der Halle wie ein Hund an der Kette liegen und ohnmächtig knurrend

zusehen, wie Fremde in seinem Eigenthume wirthschafteten und seine Habe vergeudeten.

Sobald der Chan die Tafelhalle betreten hatte, wurde unter lautem Gebete eine Menge tatarischen Milchbranntweins als Trankopfer vergossen, um dem Himmel für den errungenen Sieg und die gemachte Beute zu danken. Alsdann trank Jeder stehend aus der herumkreisenden Schaale einen tüchtigen Schluck desselben Getränks, um den Magen zur bevorstehenden Mahlzeit gehörig einzurichten.

Lodoiska überreichte der Chan selbst einen goldenen Becher voll des süßen tatarischen Weines Tsichier, da, wie er bemerkte, das scharfe Getränk der Steppenkrieger ihren holden Lippen wol nicht munden würde.

Gebratenes und gekochtes Schaf- und Füllenfleisch machte die Mahlzeit der Tataren aus, wozu sie mit der hohlen Hand aus hölzernen Schaalen dicke gesäuerte Milch schöpften, um sich daran zu erlaben, und ihre langen, schwarzen Zottelbärte damit recht zierlich weiß färbten.

Der Chan sprach weidlich dem Ungarweine zu und ließ sich die polnischen Leckerbissen, die aus dem Küchenvorrathe des Starosten herbeigeschleppt worden waren, wie: geräucherte Bärenpratzen, Elenzungen und Eberschinken, recht wohlschmecken. Doch verschmähete er dessenungeachtet die tatarischen Ragouts von Pferdefleisch nicht und sagte lächelnd: „Wenn uns gleich der Genuß des Weines wie des Pferdefleisches untersagt ist, so besorgen wir doch nicht, eine Sünde zu begehen, wenn wir dies Gebot überschreiten — da es keine Satzung des Himmels ist, sondern nur von unsern Priestern herrührt.“

Nach beendigtem Mahle wollten die Sänger der Horde eben einen ihrer Gesänge anstimmen, als verworrene Stimmen und das Getrappel vieler Pferde draußen hörbar

wurden. Sogleich horchte Alles auf, der Chan befahl aber, sich ruhig zu verhalten, und stieg selbst in den Hof hinab.

Lowzinski und Lodoiska sahen sich ängstlich an, weil sie an einen Ueberfall dachten; und aus dem Winkel erhob sich, so viel es die lastende Wucht der Fesseln zuließ, die abscheuliche Gestalt Durlinski's und rief mit heulendem Hohne: „Da kommen die Rächer! Glaubt Ihr Thoren, daß Ihr gerettet seid? Glaubt Ihr, daß die dräuende Flammensäule meines Schlosses nicht weit hinausstrahlte in die Nacht und die Gegend zu meiner Befreiung bewaffnete? Nun kommen sie — und mit Euch ist es aus!"

Es dauerte nicht lange, so trat der Chan wieder in die Halle, von einigen seiner Tataren gefolgt, die sechs Männer in polnischer Tracht herbeiführten.

„Hier ist Jemand, den Ihr kennen werdet," rief der Chan — und kaum hatte er diese Worte geendet, als Lodoiska mit einem Freudenschrei emporsprang, Durlinski aber mit Zähneknirschen in seinen Winkel zurückstürzte.

Es war Pulawski, der, als Titsi-Chan's Gefangener, seiner Tochter entgegentrat.

„Wir haben diesen edeln Polen und seine Leute vor einigen Tagen im Walde gefangen," sagte der Chan, „wie er eben sich diesem Schlosse näherte, wahrscheinlich seinem Busenfreunde, der nun dort im Winkel liegt, einen Besuch abzustatten. Gut, daß wir ihn aufgriffen, sonst hätte ihm diese Nacht, sowie manchem andern ehrlichen Kerl, das Leben kosten können. Wie ich aus den ihm abgenommenen Papieren erfahren habe, ist es kein Geringerer als der

Marschall Pulawski, der den Russen so viel zu schaffen macht; doch er wollt' es uns nicht gestehen. Da Du Deinen Vater nun so nanntest, sollst Du uns sagen, ob es der Rechte ist oder nicht." Der alte Marschall drückte Lodoiska an sich und sprach wehmüthig: „Ja, es ist Pulawski, der Unglückliche, der die Schmach seines Hauses mit eigenen Augen sehen mußte. Sein Kind, an der Seite des Verräthers, der, mit Räubern im Bündnisse, die Vesten der edeln Polen überfällt und anzündet!"

„Wer sagt Dir das, Graukopf?" schrie ihm Titsi-Chan entgegen. „Der junge Mann dort ist kein Verräther, sondern er hat Dein Kind aus dem Thurme mit Gefahr seines Lebens errettet, wo jener Unhold, der edle Pole und Dein würdiger Freund, sie eingekerkert hielt."

„Nicht möglich!" sagte Pulawski. „Seh' ich Euch nicht hier? ist Durlinski nicht gefesselt? Hatte ich ihm nicht meine Tochter anvertraut, um sie vor den Nachstellungen dieses Unwürdigen zu schützen?"

Lowzinski wollte sprechen, aber der Chan winkte ihm mit der Hand und einen derben tatarischen Fluch ausstoßend, rief er: „Aber welch eine eigensinnige Verblendung hat sich Deiner bemächtigt, Du alter, ruhmvoll bekannter Krieger! So glaube mir doch nur, was ich Dir sage, daß Jener, der dort im Winkel an der Kette liegt, ein schuftiger Hund ist, der Dein Vertrauen misbrauchte — und wenn wir nicht zur rechten Zeit gekommen wären, um dies Raubnest in Brand zu stecken — so würde Deine arme Tochter das Opfer seiner Lüste geworden sein! Darum nimm gescheidten Rath an, gib diesem jungen, edeln Krieger ihre Hand, er liebt sie mehr als sein Leben; das hat er bewiesen, und wenn Tapferkeit hohen Lohn verdient, so muß er sie haben!'

Pulawski zögerte mit der Antwort und blickte Lowzinski ernst an. Sein Herz schien sich zur Milde zu neigen, aber der Gedanke an das Vaterland, das jetzt unter fremdem Joche seufzte, der Gedanke, daß Lowzinski zu dem Verrathe seine Stimme geben konnte, wandelte schnell wieder die eben aufkeimende Milde in unerbittliche Härte.

„Nun wohlan," sagte Titsi-Chan, „wenn Du's denn nicht anders haben willst, so will ich auch auf meinem Rechte stehen bleiben. Es ist sonst eben auch meine Art nicht, den Großmüthigen zu spielen und das Geld mit offenen Händen in den Strom zu werfen. So wisse denn, daß ich für Lodoiska eine tüchtige Summe auf dem Markte Kyrim-Stambuli zu erhalten hoffe, wo die Lieferanten der Paschas sich einstellen, um schöne Sklavinnen für die Serajos einzuhandeln. Eine solche Schönheit wie Deine Tochter, mit Augen wie Mondschein und Haaren wie Sonnenstrahlen, der noch kein einziger Zahn im Munde fehlt, die alle wie Perlmutter glänzen, deren Magerkeit durch gute Pflege, sorgfältige Nahrung und andere Künste, die wir kennen, bald in Fülle sich verwandeln soll, geht zu hohem Preise weg; Du kannst dann obenein gehen, wenn Du gern bei Deiner Tochter bleibst, und magst die Küche oder den Garten eines alten Janitscharen besorgen helfen; aber hier der junge Graf, der Freund seines Königs und wahrscheinlich unmenschlich reich, muß uns ein Lösegeld zahlen, mehr werth als die ganze Beute dieser Nacht. So soll es sein — nach Deinem Willen — Du hast Recht und uns Allen wird geholfen sein."

Bei den letzten Worten saß er wieder am Tische und spießte einiges Eingeweide von Gänsen und anderem Geflügel, das, im eigenen Fette geschmort, mit einer Sauce von Saffran, Rosinen und süßem Wein, für einen der pi-

kantesten Leckerbissen galt, auf die Gabel und ließ sich's wohlschmecken.

Lowzinski wollte sich dem Marschall nähern, aber dieser wandte sich mit einem väterlichen Blicke zu seiner Tochter, die, ihrer Erschöpfung ungeachtet, ihm eine so lebendige Schilderung ihrer ausgestandenen Leiden, ihrer zärtlichen Liebe zu Lowzinski und seines bewiesenen Heldenmuthes entwarf, daß Pulawski's Rührung nicht zu verkennen war.

„O wenn er nur nicht der Verräther Einer gewesen wäre!" rief der Starre schmerzvoll aus.

„Nicht Verräther, harter Mann!" sagte Lowzinski — „ist es ein Verbrechen, einen treuen Freund zu haben — ist es ein Verbrechen, für seinen Freund Alles zu thun?"

„Alles," erwiderte bitter Pulawski — „Alles thun — auch das Entehrendste?"

„Nicht so," rief Lowzinski, indem er Pulawski in einen entfernten Winkel zog, von einem edeln Feuer durchdrungen, aus, „der König hatte den festen Vorsatz, sein Reich zum Glücke emporzuheben — er hatte die besten Gesinnungen für uns — er wollte uns einen Wirkungskreis einräumen, wo wir manchem Uebel vorzubeugen im Stande gewesen wären, o warum mußte das unselige Misverständniß obwalten, warum mußtest Du fliehen, um dies Elend über das Land, über Dein Haus zu bringen! Jetzt — ich sah es auf meiner Wanderung in diese Gegend, ist das Land von russischen Truppen besetzt, jetzt ist jenem Einflusse Alles möglich, weil seine Waffen einer jeden Forderung kräftige Unterstützung gewähren. Der König ist von erkauften Verräthern umgeben, das glaub' ich jetzt selbst, aber er weiß es nicht, er ist unschuldig an dem Verfalle der Republik — er ist edel — er ist ein Vaterlandsfreund. Wir wollen zu

ihm eilen, Pulawski, wir wollen ihm über seine, über des Reiches Lage die Augen öffnen, er wird uns hören, er wird Abhülfe schaffen — es ist Alles noch zu retten."

„Sind so Deine Gesinnungen?" sprach Pulawski mit leiser, bebender Stimme, ihm beide Hände, die noch immer gebunden waren, entgegenstreckend, „so bist Du mein! Nicht zu dem schwachen Monarchen wollen wir hin, den Argusaugen bewachen, der im Netze ist, das jeden Augenblick über ihm zusammengezogen werden kann. Er ist verloren, doch darum ist es noch nicht die Republik. Diese zu retten, muß man nicht nach Warschau sich wenden, sondern nach einer andern Seite. Wisse denn, mein Sohn, daß ich das Haupt einer Verschwörung bin, wenn man eine Vereinigung so nennen kann, die, zum Nutzen des Vaterlandes, fremder, aufgedrungener Macht die Spitze bieten will und durch die Verhältnisse noch gezwungen wird, im Dunkeln zu schleichen. Vierhundert Woywoden versammeln sich im Lubliner Palatinat, und ich war im Begriffe, zu ihnen zu stoßen, als der Wunsch, erst noch einmal meine Tochter zu sehen, mich in diese Gegend führte. Ich will meinen Unstern segnen, wenn er Dich wieder der guten Sache gewinnt. Wir wollen mit gewaffneter Hand die Rechte des Thrones schützen, die Russen aus dem Felde schlagen und Du sollst an meiner Seite in unsern Reihen fechten. Nur so kannst Du Lodoiska's Gatte werden, es gibt keinen andern Weg!"

Lowzinski umschlang den Marschall mit Heftigkeit: „Ich schwöre bei meiner Liebe zu Deiner Tochter, daß mein Arm Dir und der guten Sache geweiht sein soll, und nicht um des verheißenen Lohnes willen, sondern weil ich mein Land wie jeder edle Pole liebe! Ich schwöre Dir bei dem Adel

meines Hauses, daß ich die Fremden von diesem Boden verjagen will, die sich die Rechte der Krone mit frecher Willkür anmaßen wollen!"

„Mein Sohn! mein Sohn!" jauchzte Pulawski, „hier, nimm die Hand meines Kindes!"

Er segnete Beide und Titsi-Chan, mit einer leichten Anwandelung von Weinlaune, erhob sich lachend vom Schmause, näherte sich den Polen und rief: „So ist's recht, so wollt' ich es!"

Und mit seinem Dolche durchschnitt er die Stricke, die Pulawski's Hände gebunden hielten, und streichelte ihm die Backen; aber plötzlich wurde er ernst.

„Beim Himmel! ich bin auf eine Weise großmüthig, daß mir das Herz im Leibe zu weinen anfangen möchte," sagte er; „eine Schönheit von der feinsten Art und zwei Magnaten, das kostet mich schönes Geld! Diese Bemerkung müßt Ihr einem Räuber nicht übel nehmen, wir müssen davon leben und das dringt sich uns so auf."

„Edler Chan," sagte Pulawski, „unser Lösegeld soll Dir werden."

„Wollt Ihr schweigen!" entgegnete der Tatar, „davon will ich nichts wissen; im Gegentheil, Ihr sollt für Euch und Eure Leute, denen ich ebenfalls die Freiheit schenke, Pferde aus Durlinski's Ställen haben. Und das schöne Fräulein mag sich einer jener kleinen tatarischen Telegen bedienen, worin sich's auf dem weichen Steppenboden recht bequem fahren läßt. Und nun lebt wohl! Länger dürfen wir hier nicht verweilen, sonst könnten wir einen bewaffneten Besuch der Edelleute aus der Nachbarschaft erhalten und auf diesem beschränkten Terrain müßten wir den Kürzern ziehen. Es tagt bereits — lebt nochmals wohl und erinnert Euch zuweilen des Titsi-Chan's und seiner Horde

und sagt Euern Landsleuten, obgleich Teufel in der Schlacht, so könnten sie auch wieder gutmüthig sein und gäben mit der einen Hand wieder, was sie mit der andern stählen. Diese hier," setzte er hinzu, auf die Gefangenen zeigend, „müssen nach Kyrim-Stambuli, auf den Markt." Hierauf gab er das Zeichen zum Abmarsch, Durlinski und seine Leute, die noch lebend waren, wurden zwischen die Pferde gebunden, und so ging es im gestreckten Galopp über die donnernde Zugbrücke fort.

Kurz nach dem Abzuge der Tataren langten, wie es Titsi-Chan vorausgesehen hatte, viele Edelleute mit Bewaffneten an. Pulawski ging ihnen entgegen und unterrichtete sie von dem Vorgefallenen. Nachdem er sie von seinem Vorhaben, die Invasion der Russen zu bekämpfen, in Kenntniß gesetzt hatte, wünschten Einige, sich dem Zuge anzuschließen, und so brachen sie, sechzig an der Zahl, auf und schlugen den Weg nach Lublin ein.

Sobald die Nachricht von Pulawski's Ankunft sich in jener Gegend verbreitet hatte, strömten von allen Seiten Unzufriedene hinzu, die sich seinem Beginnen anschlossen, und bald konnte er an der Spitze einer Armee von zehntausend Mann gegen die Russen ins Feld rücken. Zuerst warf er sich mit Ungestüm auf die hier und da zerstreuten kleinen Corps und vernichtete sie, sodaß er dem Feinde bald bedeutenden Schaden zugefügt hatte und selbst im Besitze von Gefangenen, Munition, Kassen und Kanonen war.

Lowzinski's Vermählung mit Lodoiska wurde im Lager gefeiert und jeder Soldat nahm Theil an ihrem Glücke. Allgemein war die Fröhlichkeit; Nationaltänze erklangen und

die Krieger, welche mit so vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, vergaßen Alles beim lustigen Krakowiek und hoben die Füße zum stampfenden Sprung.

Lowzinski zog mitten unter diesem Freudentaumel seinen treuen Boleslas bei Seite und sagte: „Gehe nach Warschau, suche den König auf und melde ihm, daß sein Jugendfreund Lowzinski in Pulawski's Lager sich befinde, daß er die Feinde des Reiches bekriege, daß er aber nicht der Feind seines Monarchen sei, dessen geheiligte Person zu schützen er stets als seine Pflicht erachten werde.“ Boleslas eilte fort, um dem Könige diese Meldung zu bringen.

Inzwischen kamen täglich junge Männer voll Geist und Muth im Lager an, um unter Pulawski zu dienen. Außer seinen Freunden Zaremba, Mazeppa sah man dort Lubowski, Strawinski, Kosinski, und seit einigen Tagen hatte sich ein junger Hauptmann der Infanterie eingefunden, den eine unglückliche Liebe zu dem Entschlusse gebracht hatte, dem Dienste im königlichen Heere zu entsagen und auf die Seite der Conföderirten zu treten.

Er war ein schlanker junger Mann, dessen lange Haare eine hohe Stirne beschatteten; das blasse, hagere Gesicht mit seinen hervorstehenden Backenknochen, der breite Mund mit den stark aufgeworfenen Lippen und die aufgestülpte Nase würden eher häßlich als schön zu nennen gewesen sein, wenn nicht Geist und Begeisterung aus den Augen geleuchtet und hierdurch sich ein Jeder auf unwiderstehliche Weise angezogen gefühlt hätte.

Die Liebe zu einer jungen Dame, die der Vater — der stolze Marschall von Litthauen — ihm nicht zur Gattin bewilligen wollte, hatte den jungen Mann mit einer tiefen Schwermuth erfüllt und dieses Ereigniß ihn aus seiner bisherigen Laufbahn gerissen und ihn in eine neue geworfen,

die ihm nicht sowol durch Das, was er vollbrachte, sondern durch Das, was er gewollt — unsterblichen Nachruhm brachte. Es war dies Thaddäus Kosciusko, der sich mit jugendlichem Feuer den Patrioten von Bar anschloß, bis ihn sein Verhängniß nach Amerika in Washington's Schule führte.

Lowzinski verband sich auf's Innigste mit ihm. Ein gleicher Sinn, fast gleiche Schicksale hatten sie näher gebracht. Der Unterschied war, daß Lowzinski Alles bei Seite gesetzt hatte, um Lodoiska sich zu erringen, und nun in ihrem Besitze glücklich war; Kosciusko hingegen mit fester Entsagung von dem Gegenstande seiner Neigung schied, um fortan nur dem Vaterlande zu leben und erst, als dies verloren war, mit dem großen Abschiedsworte: „Finis Poloniae!“ sich von ihm loszureißen.

So flossen Jahre hin. Pulawski und seine Gefährten errangen durch den hartnäckigen Widerstand gegen eine weit überlegene Macht, wie auch durch ihren glühenden Patriotismus, einen weltgeschichtlichen Ruhm.

Aus einer Provinz in die andere wogte der Kampf. Keine war übrig, wo nicht irgend eine glänzende Waffenthat zum Ruhme der Polen sprach; Europas Augen waren dahin gerichtet, und wenn auch die Stillen bittern Tadel über solche Vermessenheit äußerten, so konnte doch die Bewunderung nicht unterdrückt werden, die von allen Seiten solchem Heldenmuthe gezollt wurde.

Je länger aber dieser Kampf dauerte, desto kritischer wurde die Lage der Verbündeten. Jeder Sieg verringerte ihre Anzahl, während dem Feinde stets neue Verstärkungen und Hülfsquellen erwuchsen.

Pulawski hatte ein festes Lager bezogen, worin er sich gegen die Uebermacht halten konnte. Schon drei Monate

war er darin gegen alle Angriffe der Russen gesichert gewesen, als endlich der Mangel an Lebensmitteln Besorgnisse in ihm erregte und ihn zwang, zur Ausführung eines wichtigen Planes zu schreiten, der ihn bereits seit lange beschäftigt hatte.

Tiefe Nacht herrschte überall und Stille in dem polnischen Lager, das hinter Verschanzungen und undurchdringlichen Sümpfen vor jedem Ueberfall des Feindes gesichert war. Sorglos hatte sich das kleine Häufchen der polnischen Helden dem Schlafe überlassen, auf seinen Gott und nächst ihm auf seinen Feldherrn, seinen Arm und seine gerechte Sache vertrauend.

Nur in Lowzinski's Zelte saßen zwei Männer, in leiser traulicher Rede, sich über die allgemeine Lage der Dinge, sowie über ihre eigenen Verhältnisse besprechend. Lodoiska schlief in einer durch einen Vorhang geschiedenen Seitenabtheilung des Zeltes.

Mit leuchtenden Blicken saß Kosciusko vor Lowzinski und hatte seine Hand ergriffen.

„Ja, ich verlasse dieses Land!" sprach er, „das nichts in mir zurückläßt als eine trübe Erinnerung. Was wird das Ende dieses Feldzuges sein? Eine schmähliche Unterwerfung. Oder glaubst Du, daß die dreimonatliche Rast in diesem sumpfigen Verhau, welche unsere geringe Zahl durch bösartige Fieber gänzlich aufzureiben droht, aus einer andern Ursache entspringt, als aus der Unmöglichkeit, dem überlegenen Feinde ein Treffen zu liefern? Wie lange kann dieses Verstecken unserer Ohnmacht noch währen, die Schlinge wird über unserm Kopfe zusammengezogen und aus den

polnischen Patrioten wird ein Häufchen Abenteurer, die ihre Strafe in Warschau dafür empfangen werden, an ihren Ketten gerüttelt zu haben."

Lowzinski schauderte zusammen.

„Es ist nicht Muthlosigkeit, mein Freund," fuhr Kosciusko fort, „die mich so sprechen läßt. Niemand ist mehr von dem Muthe beseelt, das Vaterland zu retten, und Niemand ist bereitwilliger, sein Blut für dessen Rettung zu verspritzen. In unserer jetzigen Lage kann es jedoch nicht durch uns gerettet werden. Mit Besonnenheit muß man verfahren, will man große Dinge thun, aber nicht sinnlos sein Leben opfern und die Sache dadurch verschlimmern. Daher verlasse ich Polen, um zu einer gelegnern Zeit dahin zurückzukehren. Ich bin frei, kein Band der Liebe und der Verwandtschaft bindet mich an diesen Boden, ich bin nur Pole, nicht liebender Gatte, nicht Sohn, noch Vater. Allein stehe ich da mit der Liebe zu der Scholle, die meine Wiege war — aber diese Liebe ist so riesengroß und mächtig, daß sie jedes andere Gefühl überflügelt. Sie wird mich begleiten zu den fremden Küsten, die mein Fuß betreten wird, und wenn ich dort mich an der wahren Freiheit erlaben werde, wenn ich sie unter großen Vorbildern mit begründen helfe, so werde ich sie einst auch meinem Lande von dorther bringen — des großen Washington's Segen wird auf mir ruhen, und mein freier Athem wird den entschlafenen Patriotismus meiner Landsleute erwecken und sie werden das Joch abschütteln und den Moskowiter in seine Grenzen zurückdrängen!"

In seiner Begeisterung hatte er seine Stimme erhoben, daß sie weit hinaus im Lager gehört wurde, und verwundert rief der eintretende Marschall Pulawski, den Federhut und Mantel abwerfend: „Ei, was geht hier vor? Wird hier bei später Nacht, in der Nähe einer schlafenden Dame,

gestritten? Oder ist es irgend ein fanatischer Priester, der meinem geliebten Sohne Casimir das Gewissen zu schärfen gekommen ist?"

Freundlich ging dem Eintretenden Lowzinski entgegen; Kosciusko hielt sich in ehrerbietiger Stellung, die ihm die militairische Rangordnung vorschrieb.

„Ach mein guter Kosciusko von Siechnowicz!" sagte lächelnd Pulawski, den jungen Mann auf die Schulter klopfend, „mäßigt Euer Feuer und Euern Muth. Wofern Ihr mich anhören wollt, werdet Ihr bald einsehen, wo Ihr dies besser brauchen könnt als hier."

Bei diesen Worten setzte er sich auf einen Feldstuhl und fing nach einer Pause mit gedämpfter Stimme an:

„Sieh zu, Casimir, ob Dein Weib fest schläft, denn Das, was ich Euch zu offenbaren habe, ist nicht für Weiberohren gemacht, obgleich ich meiner Tochter Muth vor vielen Andern zutraue."

Lowzinski war zu dem Lager der Schlafenden getreten und versicherte, daß sie in tiefen Schlummer versenkt sei. Pulawski nahm hierauf wieder mit großem Ernste das Wort:

„Ich will es Euch nicht länger verbergen, meine Freunde, daß wir einem traurigen Schicksale entgegengehen. Wir sind nicht mehr im Stande, das offene Feld gegen unsern Feind zu behaupten, und dieser liegt vor unserm Lager lauernd, daß wir von Hunger getrieben uns ergeben, oder einen verzweiflungsvollen Ausfall wagen, um uns dann niederzumachen. Beides müssen wir vermeiden und ich habe einen Plan gemacht, der uns retten kann, wenn Ihr mir Euern Muth und Euern Arm zu dem Unternehmen leihen wollt!"

„Lassen Sie hören, Marschall!“ sprach Kosciusko, „kann es zur Rettung des Vaterlandes beitragen, so scheue ich keine Gefahr.“

Pulawski sah ihn zweifelhaft an. „Die Zeit drängt zu sehr und läßt daher strenge Prüfungen nicht zu,“ sagte er, „sie fordert Thaten, rasch und kühn. Darum wende ich mich mit meinem Auftrage mehr an meinen Schwiegersohn, als an Euch, Kosciusko; doch mögt Ihr ihn mit anhören, denn wenn Ihr uns gleich verlassen wollt, wie ich bestimmt vernommen habe, so glaube ich doch, daß Ihr es mit der guten Sache haltet und Euern Säbel nie dem Feinde leihen werdet.“

Kosciusko hob seinen entblößten Säbel mit beiden Händen hoch empor und rief mit zum Himmel gekehrten Blikken begeistert aus: „Gott wird ihn mich wieder für das Vaterland ziehen und mich zu seiner Befreiung zurückkehren lassen!“

Pulawski erwiderte lächelnd: „Euch wird bei Eurer Rückkehr das schöne Loos zu Theil werden, in unsere Reihen zu treten und Euch an den durch uns erkämpften Früchten zu erlaben. Doch bis wir dieses herrliche Ziel erreicht haben, bleibt uns noch schwere Arbeit zu thun übrig. Drum hört mich an. Schon berechnet der Feind die wenigen Tage, die uns noch bis zur gänzlichen Vernichtung übrig bleiben, schon sieht er den achtjährigen Feldzug gegen ein Häuflein Rebellen als beendigt an, und doch steht dem Uebermüthigen sein Untergang so nahe bevor, als er den unsrigen wähnt. Es gilt den kühnsten Schlag, der jemals geführt wurde, und Du, Lowzinski, sollst ihn ausführen helfen. Vierzig Edelleute haben sich bei Kaluwski in Czenstochow versammelt und harren eines Anführers, den ich

aus der Zahl meiner Getreusten und Tapfersten ihnen senden soll, dieser Anführer sollst Du sein, Casimir, wenn Du willst."

„Gebietet über mich, mein Vater!" sprach Lowzinski.

„Ich verberge Dir nicht die Gefahr, die bei dem Unternehmen ist," bemerkte Pulawski, mislingt es, so bist Du verloren!"

„Ich bebe vor keiner Gefahr!" entgegnete der Andere.

„So höre denn weiter," nahm Pulawski wieder das Wort. „Der Rest, der entmuthigte Rest meiner Krieger beläuft sich auf Viertausend; die meisten Edeln haben unser Lager verlassen und sind es müde geworden, Entbehrungen und Gefahren zu theilen, ohne ihr großes Ziel zu erreichen. Nichts ist uns bis jetzt gelungen; wir haben unsere Landsleute an den Feinden gerächt, wir haben sie aber nicht befreien können. Wir stehen als Rebellen da, wir werden als überwundene Rebellen den Tod der Schmach erdulden müssen. Doch leichtlich könnte das anders sein. Für die Sache des Königs fechten wir, für die gerechte Sache des Thrones, alle Magnaten würden zu unsern Fahnen strömen, wenn der König in unserm Lager wäre" —

„Der König in unserm Lager?" rief überrascht Lowzinski.

„Und glauben Sie, daß der König sich dazu entschließen würde?" bemerkte Kosciusko.

Nur Feiglinge würden das abwarten!" sprach der Marschall entrüstet, „Patrioten, entschlossene Helden, kennen einen andern Weg! Gezwungen muß er werden, hieher zu kommen" —

„Gezwungen!" riefen Beide.

„Ja, denn gezwungen nur wird er folgen" — sagte Pulawski.

„Er — der nie Warschau, der fast nie mehr sein Schloß verläßt“ — erwiderte Lowzinski, „wie ist es möglich“ —

„Mitten aus seiner Hauptstadt, aus dem Haufen seiner Schranzen und Garden muß er entführt werden, was wäre der Kühnheit unmöglich?“ rief Pulawski.

„Welch ein sinnlos wildes Beginnen!“ sagte Kosciusko mit schmerzvollem Ausdrucke. „Bedenkt Ihr, welche Folge dieser wahnsinnige Streich haben wird? Ein solcher Angriff auf die geheiligte Person des Monarchen gibt unsern Feinden geschärfte Waffen in die Hände. Nur Besonnenheit kann uns nützen, nicht solche abenteuerliche Unternehmungen. Das Vaterland ist verloren, sowie Ihr zur Ausführung schreitet“ —

„So spricht die Schwäche, die kein Vertrauen in sich selbst setzt,“ erwiderte Pulawski.

„So spricht die Unbesonnenheit mit grauen Haaren,“ rief erhitzt Kosciusko. „Erlaubt, daß ich mich entferne, ich will, da ich das Unternehmen nicht theile, auch nicht in die Geheimnisse seiner Ausführung eingeweiht werden. Ich habe ein Herz, den ganzen Schmerz des Vaterlandes darin aufzunehmen, ich habe einen Arm und Blut für seine Befreiung, aber ich habe auch einen Kopf, alle Umstände wohl zu erwägen, und will nicht sinnlos und tollkühn diesen Kopf auf's Blutgerüst legen, der wol dereinst noch einen heilsamern Dienst der Sache der Nation leisten kann!“

Mit diesen Worten verließ er das Zelt und durchwachte trübsinnend den Rest der Nacht, um mit dem frühesten Morgen das Lager und Polen zu verlassen.

Pulawski sah ihm höhnisch nach. „Gut, daß der Falsche geht, er meinte es nie gut mit uns, der Litthauer!“ rief er aus, „Du, Lowzinski, thust, was ich Dir sage!“

Lowzinski legte betheuernd die Hand auf die Brust.

„Das Unternehmen,“ sagte der Marschall, „ist das gewagteste, das Verzweiflung je bestand, noch gefährlich, wenn es schon vollbracht ist. Misglückt es, so stirbst Du den Tod der Hochverräther und ich werde Dir, dem Märtyrer der Freiheit, in tiefem Schmerze ein Todtenopfer aus russischen Leichen thürmen; doch führst Du das Wagstück glücklich aus — welch ein Gefühl kann dem Deinigen gleichkommen? Der König wird hier unter unsern Zelten wandeln, er wird die Luft der Freiheit athmen, seine Krieger werden ihn umgeben und die Feinde des Staats werden die Seinigen werden. Der erschlaffte Muth der Edelleute wird neu sich beleben, sie werden den Fahnen ihres Königs zuströmen, sie werden die Russen von unserm Boden treiben, und Du — Du wirst der Urheber dieser Glückseligkeit sein!“

Bis zum Morgen währten noch die Eröffnungen, die Pulawski seinem Schwiegersohne wegen der Ausführung der Unternehmung zu machen hatte, und der Tag wurde mit den nöthigen Anstalten zum Aufbruche hingebracht.

Die nächste Nacht kam herauf und das kleine Heer durchzog in ernster Stille die Sümpfe, die sich hinter dem Lager ausdehnten, und die der Feind für unwegsam hielt und daher unbeobachtet ließ. Als die Polen die große Straße erreicht hatten, zog Pulawski mit seiner Schaar darauf weiter fort, um die Haufen der Russen immer zu beschäftigen, während Lowzinski an der Spitze einiger Getreuen ungestört seinen Weg nach Czenstochow auf Seitenpfaden fortsetzen konnte.

Lodoiska ahnete nichts von der Gefahr, in die ihr Gatte sich stürzte, und Lowzinski nahm gepreßten Abschied von ihr; aber was galten dem Polen die Gefühle des Gatten,

Vaters, Bruders, gegen das Eine der Vaterlandsliebe, dem er begeistert jedes Opfer zu bringen bereit war.

Lowzinski legte den Weg mit solcher Eile zurück, daß er schon am nächsten Tage die Thürme von Czenstochow erblickte. Hier war der Versammlungsort der Verbündeten. Er fand sie Alle muthig und entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um den Monarchen lebend ins Lager Pulawski's zu bringen, und verabredete mit ihnen das Erforderliche, um das tollkühne Unternehmen ins Werk zu setzen.

Es war am Abende des 2. Novembers im Jahre 1771, als auf der Straße von Nadarzyn zwölf kleine, mit Heu bepackte Bauerwagen, von mehren Landleuten umgeben, sich der Hauptstadt näherten. Die Kuppeln und Thürme umhüllte ein feuchter Nebel, der hinter der Stadt, wo der Weichselstrom sie von Praga schied, zu einem dichten Vorhange wurde, der keinem einzigen Sterne durchzublicken vergönnte. Auf den entlaubten Bäumen lag Schnee und die schlechte Landstraße zeigte ein traurig Gemisch von Schwarz und Weiß, da der Schnee noch nicht Festigkeit genug hatte, um mit Schlitten befahren zu werden.

Ueber die lange Leszno hinab, zogen die Heufuhren, und die müden Pferde wurden beständig von den Bauern mit lautem Fluchen angetrieben. So erreichten sie endlich das große Gebäude der Dominikaner, die gastfreundlich den Erschöpften Obdach gewährten, das heißt: die Wagen wurden unter einen Schoppen gefahren, die Pferde ausgespannt und in einen leeren, offenen Stall gebracht, und die Menschen machten sich's, so gut es gehen wollte, in den weitläuftigen Kreuzgängen, die den Klosterhof um-

gaben, bequem, ohne daß sich Jemand weiter um sie bekümmerte.

Es war bereits sehr spät geworden, und ein Pater klirrte mit einem mächtigen Schlüsselbunde den langen Gang herab, um die Pforte zu schließen; da erhoben sich schnell zwei von den Bauern, die mit den Andern im leisen Geflüster auf den kalten Fliesen des Kreuzganges lagen, und gingen, besorgt wie es schien, zur Eingangsthür, als erwarteten sie Jemand mit Ungeduld. Und Dank den vielen Kreuzlein, die geschnitzt und gemalt an den Wänden zu erblicken waren, und vor welchen der herabkommende Pfaffe jedesmal die übliche Reverenz zu machen hatte, die Pforte war noch nicht geschlossen, als, von der Seite von Blonie her, eine kleine Karavane, ungefähr zwanzig Mann stark, aus slowakischen Kesselflickern und ähnlichem Gesindel bestehend, ihren Einzug in den Klosterhof hielt und, mit tiefer Kniebeugung den thorschließenden Pater vorbeilassend, sich ein von den Bauern entferntes Winkelchen aufsuchte, um auf ausgebreiteten Schafpelzen und Filzdecken sich der Ruhe zu überlassen.

Der Mönch machte vorbeigehend das Zeichen des Kreuzes über beide schlafende Gruppen und klapperte und klirrte dann durch den langen, öden Gang hinauf ins Kloster. Alles war ringsum still und finster. Nur einige bunte Lampen, bie vor dem Schutzheiligen die Nacht hindurch brannten, verbreiteten, ungefähr in der Mitte des Ganges, einen magischen Schimmer. Da erhoben sich einige von den Slowaken und näherten sich den Bauern, die auch aufstanden und den Andern kräftig die Hände schüttelten.

„Glücklich angelangt?“ sprach der Eine, ein hoher Mann, aus dessen Gesichte zwei feurige Augen herausstrahlten, mit unterdrücktem Basse.

„Ganz ohne Fährlichkeit, Pan Kaluwski," sprach ein junger, kräftiger Mann, mit edeln Zügen.

„Nach mehren günstigen Vorbedeutungen zu schließen," nahm Kaluwski wieder das Wort, „so glaube ich, daß unser Unternehmen gelingen werde."

„Wo ist denn Hrabia Lowzinski?" fragte der Andere wieder, der Niemand Anderes als der junge Kosinski war, der voll Muth und Vaterlandsliebe sich dem gefährlichen Wagniß angeschlossen hatte.

Bei Nennung seines Namens kam Lowzinski herbei, der, weil er der Gekannteste von Allen in Warschau und am Hofe des Königs war, die entstellendste Tracht für sich gewählt hatte.

Er war gekleidet wie einer jener armen Litthauer, die aus dem fetten Thonboden, den sie bewohnen, rohe Töpfe und Pfannen bilden und, den heisern Ruf: Topky! Top! Top! beständig wiederholend, durch alle Straßen Warschaus streifen.

„Hier bin ich, meine Freunde!" sprach er ernst, „ich beschäftigte mich eben in Gedanken mit der Ausführung unsers Vorhabens. In das Schloß zu dringen, ist bei der Menge der Garden und unserer nur kleinen Anzahl nicht möglich, wir müssen daher suchen, den König auf einem Spaziergange aufzugreifen, am leichtesten wäre es, wenn er Abends aus einer Gesellschaft sich nach Hause begibt. Die Abende sind jetzt neblig und dunkel, seine Begleitung pflegt nicht stark zu sein, und diese Gelegenheit bietet sich uns wol am schnellsten dar. Morgen mit dem Frühesten verlassen wir das Kloster, nachdem wir, wie Leute unserer Art es zu halten pflegen, unser Frühstück bei den frommen Vätern gebettelt haben, und zerstreuen uns in der Stadt, um Kundschaft einzuziehen. Nachmit-

tags fünf Uhr treffen wir hier zusammen, um uns unsere Nachrichten mitzutheilen und einen Plan zu verabreden. Jetzt, Gefährten, legt Euch zu Ruhe, um Stärke zu den gefährlichen Abenteuern zu gewinnen, die uns erwarten."

Die Verbündeten schlichen leise nach ihren verschiedenen Lagerplätzen, und wenn gleich das Gespräch aufgehört hatte und Alle die Augen schlossen, so war doch wol den wenigsten dieser jungen Edelleute vergönnt, sich eines erquickenden Schlummers zu erfreuen.

Als am andern Morgen zur Hora geläutet wurde, und die Mönche ihre Zellen verließen, um sich zur Kirche zu begeben, erhoben sich auch die Verbündeten, um die Messe zu hören, bettelten hierauf ihr Frühstück, ein Stück Weißbrot, wie es die Mönche vom köstlichsten Mariemonter Mehl in ihrem Kloster backen lassen, und einen tüchtigen Schluck scharfen Kornbranntweins, und verbreiteten sich, ihren verschiedenen Geschäften nach, in Warschaus Straßen.

Russische Krieger hatten die Wache bezogen und strichen in einzelnen Pikets, als Patrouillen, durch die Stadt. Alles deutete auf kriegerische Unruhe und vermehrte die Vorsicht der jungen Edelleute.

Kaluwski und Lowzinski, nachdem dieser seine Töpfe zu wohlfeilen Preisen abgesetzt hatte, stellten sich bettelnd an die Thüren der Collegiatkirche, im Angesichte des königlichen Schlosses, um nichts zu verlieren, was sich dort ereignen könnte.

Mehre der Verbündeten durchzogen die sechs engen Gassen, die nach dem Sigismundusplatz auslaufen, um gleichfalls ein wachsames Auge auf Alles zu richten.

Schon ist es halb fünf Uhr und noch ist Nichts vorgefallen, was darauf hindeutete, als würden die Verschworenen schon an diesem Abende ihren Vorsatz ausführen können. Mismuthig wollen Kaluwski und Lowzinski schon ihren Posten verlassen, um sich an den Versammlungsort zu begeben, da plötzlich ruft die Wache am Schlosse ins Gewehr, die Trommel wird gerührt, alle Vorübergehenden bleiben mit entblößtem Haupte stehen, es ist der König, der, von einem Kammerherrn begleitet, zu seinem Oheim, dem Kronfeldherrn Czartorisky, zur Tafel fährt.

Die beiden Bettler an der Collegiat-Kirche eilen mit Blitzesschnelle ins Dominikanerkloster, wo die Andern sie schon erwarten.

Die fünfte Stunde des Herbstabends führt ein willkommenes Dunkel herbei, das weite, öde Gebäude der Dominikaner verbirgt leicht jede Unternehmung den Neugierigen. In Eile werden Sattel und Zeug, Pistolen und Säbel ohne besondere Vorsicht aus den Heuwagen gezogen, die vorgespannten Pferde werden zu herrlich aufgezäumten Rennern, die an Schnelligkeit mit den Besten wetteifern, und Bettler, Slowaken und Heubauern sitzen darauf als wohlbewaffnete Reiter. Nur Lowzinski, der Allen Bekannte, hüllt seine schlanke Gestalt in einen weiten Mantel von dunkler Farbe und drückt einen großen Hut in die Stirne. Die Mönche halten Ruhe nach eingenommenem Mahle und die Verwandelten entkommen, in einzelnen Partien, glücklich ins Freie.

Sie kreuzen jetzt durch die Meth- und Senatorengasse, bis an das königliche Schloß, die Rückkehr des Monarchen abwartend, fest entschlossen, ihn zu entführen.

Endlich um zehn Uhr sehen sie den Wagen des Königs den Vorhof des Czartoriskischen Palastes verlassen. Das

Gefolge ist nicht bedeutend. Zwei Läufer mit Fackeln, dann zwei Officiere von der Garde, denen ein Stallmeister folgt. Ein Vorreiter, der Kutscher, zwei Pagen am Schlage, und zwei Lakaien nebst zwei Heiducken auf dem Tritte. Ein Herr vom Hofe saß an des Königs Seite. Lowzinski, an der Spitze von zwölf Mann, sprengt die Straße hinab und wendet dann schnell, um dem Wagen entgegen zu kommen, während Kaluwski und die Andern ihn von allen Seiten umzingeln wollen.

Sie sprechen russisch und ihr schnelles Reiten erregt kein Aufsehen, da man sie für russische Patrouillen hält, die dem königlichen Wagen Platz machen wollen.

Plötzlich jedoch sprengt Lowzinski dem Vorreiter mit vorgehaltenem Pistol in den Weg und schneidet so Die, welche voranritten, von Denen, welche folgen, ab. Kaluwski schießt den Kutscher vom Bock, ein Anderer verwundet die Pagen. Ein allgemeiner Auflauf entsteht, man hört von allen Seiten schießen. Der Regen gießt in Strömen herab und die Nacht ist eine der finstersten, die sich jemals auf Warschau niedersenkte.

Stanislas behält kalte Besonnenheit genug, um aus dem Wagen zu springen und in der Verwirrung, welche die Finsterniß begünstigt, den Palast seines Oheims zu erreichen, von dem er nur erst zweihundert Schritte entfernt war. Aber Kaluwski erkennt ihn, sprengt ihm nach und würde ihn durch einen Pistolenschuß getödtet haben, wenn nicht der getreue Budzack, erster Heiducke des Königs, ihn mit seinem Körper wie mit einem Schilde geschützt und, statt seiner, die Todeskugel in der treuen Brust empfangen hätte.

Der König stolpert über die Leiche, Kaluwski packt ihn bei den Haaren und einem Andern zurufend, nehmen sie

ihn zwischen die Pferde und jagen in gestrecktem Galoppe die Straße hinunter.

So waren sie bald dem Getümmel entflohen, als plötzlich Lowzinski's Stimme die Eilenden zum Halten bewog. Von Schweiß und Blut bedeckt jagte er heran; mit Entsetzen sah er den König mishandelt, der bereits aus einer Säbelwunde am Kopfe blutete, er fürchtete, daß ein geheimer Befehl des rauhen Pulawski seine Mitverschworenen zum Königsmord bewogen haben könnte. Voll Freude, daß sie auf seinen Ruf hielten, half er dem Monarchen auf ein Pferd, das er herbeiführte, und nun eilten sie, ihn fest in ihre Mitte nehmend, in gestrecktem Galopp davon. Bald hatten sie den Graben erreicht, der zur damaligen Zeit Warschau umgab, aber der Boden war vom Regen zu weich, das Pferd des Königs stürzte und brach ein Bein, er selbst fiel in den Schlamm des Grabens, und als man ihn auf ein neues Pferd setzte, hatte er seinen Pelz und einen Stiefel verloren.

So befanden sie sich endlich im Freien, doch von ihrer ganzen Anzahl waren nur mit Kaluwski und Lowzinski noch fünf geblieben, die mit ihrer Beute den Weg nach dem Dorfe Burakow einschlugen.

Erschöpft sagte der König, da er dies merkte, in seiner gewöhnlichen milden Weise: „Gehet nicht dorthin, meine Freunde, ihr werdet auf Russen stoßen!"

Sie wendeten sich daher und erreichten alsbald den Wald bei Bielano.

Das Reiten wurde immer beschwerlicher. Der Regen hatte das Erdreich auf eine Weise erweicht, daß die Pferde bei jedem Schritte tief einsanken, oft mußte man absteigen,

um den Weg zu untersuchen, ob es überhaupt möglich sei, fortzukommen.

Dabei die tiefste Nacht und Regen in Strömen. Von den anfänglichen Begleitern des Königs waren die Meisten zurückgeblieben und es befanden sich jetzt nur noch drei um seine Person, der wilde Kaluwski, Kosinski und Lowzinski.

Immer tiefer waren sie mit unsäglichen Mühen in dem Wald vorgedrungen, ohne zu wissen, wohin sie eigentlich ihre Schritte richteten. Sie mußten besorgen, daß ihr Unstern sie beim Anbruch des Tages gerade in die Hände der Russen bringen könnte, und vermutheten, daß der Lärm über die gewaltsame Entführung des Königs wahrscheinlich ihre Verfolger auf alle Straßen ausgesandt haben würde.

Kaluwski machte seiner Brust Luft durch greuliche Verwünschungen, die er gegen die Person des Gefangenen und das ganze Unternehmen ausstieß.

Der König fragte einige Male im milden Tone, wo man ihn hinführe, und bat einige Augenblicke ausruhen zu dürfen, weil er sonst seinen Geist aufgeben würde. Ihm wurde nicht geantwortet. Kosinski und Lowzinski ritten an seiner Seite und beobachteten ein tiefes Stillschweigen, während Kaluwski einen Vorsprung hatte und nicht auf ihn hörte.

Plötzlich hält er sein Pferd und scheint zu horchen.

„Beim Teufel!“ sagt er mit gedämpfter Stimme, „das sind Russen!“

Alle hielten horchend an, und man vernahm deutlich in einer Entfernung von wenigen Schritten, seitwärts, durch's Gebüsch von den Flüchtigen getrennt, das Sprechen russischer Krieger.

„Wohin nun sich wenden?“ murmelte Kaluwski. „Reiten wir in dieser Richtung fort, so kommen wir ihnen gerade in den Wurf.

Man hielt nun wieder stillschweigend das Ohr nach jener Gegend.

„Wir wollen uns seiner entledigen!“ sagte Kaluwski, „so entkommen wir sicher!“ und bei diesen Worten zog er rasch den Säbel aus der Scheide. Lowzinski warf sich ihm entgegen und stellte ihm das Entsetzliche dieser Handlung vor.

„Nun wohl! so hüte Du ihn allein und bringe ihn so weit Du kannst!“ schrie Kaluwski wild, warf sein Pferd herum und ritt den Weg zurück, den sie gekommen waren. Kosinski besann sich nicht lange und folgte ihm. Lowzinski blieb allein bei dem Könige.

Kurze Zeit nach der Entfernung der Beiden, hörten sie das Anrufen einer russischen Feldwacht, sie stiegen ohne Geräusch von ihren Pferden, die auch nicht mehr im Stande waren weiter zu gehen, und schlugen einen Seitenweg durch dichtes Gesträuch ein.

So waren sie eine Strecke fortgewandelt, der Regen hatte nachgelassen, und der trübe Tag eines polnischen Novembers begann die Gegenstände zu erhellen, als der König, einen festen Blick auf seinen Begleiter werfend, stehen blieb und ausrief: „Ist es möglich, Lowzinski? Du konntest Deinen besten Freund, Deinen König verrathen? Du konntest die Hand dazu bieten, ihn seinen Feinden auszuliefern?“

Lowzinski drückte den Hut tiefer in die Augen und senkte den Kopf zur Erde.

„Wie Du Dich auch verstellen magst,“ rief der unglückliche Monarch, „ich erkenne Dich doch. Du bist Lowzinski,

mein Jugendfreund, den ich liebte, den ich nicht von meiner Seite lassen wollte. Sprich, was vermochte Dich, mich zu verlassen? Was that ich Dir, daß Du so grausam gegen mich verfährst?“ Lowzinski schwieg und sah nicht auf.

„Wer hätte das sagen sollen, als wir uns in Warschau wiedersahen und uns in den Armen lagen!“ fuhr der König fort. „Lowzinski, hast Du jener Tage ganz vergessen? Konnte der Verräther Pulawski Dein Herz so umstricken, daß Du der heiligen Pflicht des Unterthanen, der noch heiligern der Freundschaft ganz entsagen konntest? Ja, Pulawski ist Dein Verführer, er allein trägt den größten Theil der Schuld — Dir — Lowzinski will ich gern vergeben — fliehe so schnell als möglich, findet man Dich bei mir, so bist Du verloren — fliehe und wenn man Dir nachsetzen will, werde ich Deine Verfolger nach einer andern Seite hin zeigen.“

Die unerschöpfliche Gutmüthigkeit, die sich aus den Worten des Königs kundgab, rührten Lowzinski, aber der Gedanke an Pulawski erstickte dieses Gefühl sogleich wieder. Wie sollte er jenem starren Republikaner entgegentreten, wenn er sich seinen Raub auf diese Weise hätte entkommen lassen! Er war fest entschlossen, nur der Macht zu weichen und, so lange es möglich war, seinen königlichen Gefangenen nicht aufzugeben.

Der Morgennebel hatte sich zerstreut, als sie aus dem Walde heraustraten und nun eine Ebene vor sich sahen, an deren Ende eine Reihe grauer Thürme sich erhob, die sie alsbald für die Thürme von Warschau erkannten, unfern zur Seite lag das Lustschloß der sächsischen Könige Mariemont, mit seinen Gehegen und freundlich klappernden Mühlen. So waren sie während der Dunkelheit irre gegangen.

Sobald der König die Gegend erkannt hatte, machte er Lowzinski abermals auf die Gefahr aufmerksam, die er lief, wenn er so nahe der Hauptstadt seine Person nicht verlassen wollte, und dieser selbst wußte nicht, was er jetzt zu thun habe. Auch den König zu verlassen war nicht räthlich, da er als Flüchtling von den Russen aufgegriffen worden wäre; sich aufs Ungewisse wieder in den Wald zurückzubegeben, schien am Ende das Vortheilhafteste für ihn und den König zu zwingen, ihm zu folgen. Nicht lange währte es jedoch, so sprengte ein Haufe russischer Husaren heran, von dem Regimente, das in Warschau stand. Der Officier näherte sich und da er den König erkannte, sprang er vom Pferde, um ein Knie vor ihm zu beugen.

„Ich sehe mich wie durch ein Wunder gerettet," sagte hochaufathmend der König. „Es gelang mir während der Finsterniß der Nacht, meinen Entführern zu entkommen, gegen Morgen führte mich der Zufall in die Hütte dieses ehrlichen Landmanns, der, ohne mich zu kennen, den hilfesuchenden Flüchtling aufnahm und mit anbrechendem Tage mich zur Hauptstadt geleitete. Ja, mein Freund", fuhr er fort, indem er sich zu Lowzinski wendete, „ich bin der König, Dein König, der Dir stets gnädig sein wird — und von dem Du Dir in diesem Augenblicke eine Gnade erbitten magst, welche es sei, sie soll Dir gewährt werden!"

Lowzinski stand gerührt vor dem Monarchen, keines Wortes mächtig.

„Es ist natürlich," sprach der Officier, „die Ueberraschung hat ihm die Sprache geraubt; doch wollen Ew. Majestät in die Mühle treten, bis ich von Warschau einen Wagen herbeigeholt habe; der ehrliche Bauer mag uns folgen und seinen Lohn dort empfangen."

Lowzinski bebte sichtlich bei diesen Worten.

„Nein, nein!“ rief rasch der König, „lassen Sie ihn zu den Seinigen zurückkehren, die ihn mit Sehnsucht erwarten, meine Pflicht ist es, an ihn zu denken, für ihn zu sorgen. Und da Du in dem Augenblicke nicht weißt, was Du von Deinem geretteten König erbitten sollst, so will ich Dir selbst eine Gnade bewilligen — es ist zwar mehr eine Ehre als ein Glück, einen König zu umarmen — und wahrlich so Mancher würde an meiner Stelle nicht so handeln — doch komme an mein Herz und gedenke dieses Augenblicks!“

Bei diesen Worten öffnete er die Arme; Lowzinski sank ihm tiefgerührt an die Brust; die Krieger sahen befremdet auf die seltsame Gruppe, dann begleiteten sie den Monarchen in die nahegelegene Mühe, wohin sich auf die erste Nachricht der Commandant von Warschau, General Cocceji, begab, um den Wiedergefundenen im Triumphe nach seiner Hauptstadt zu bringen.

Lowzinski rannte wie ein Wahnsinniger zurück in den Wald. Erst nach einigen Stunden war er im Stande seine Lage zu überdenken, und sah ein, welcher Gefahr er sich aussetzte, wenn er nicht so schnell als möglich diese Gegend verließ.

Fiel er in die Hände der Russen und wurde er als Graf Lowzinski erkannt, so mußte er den Tod des Hochverräthers erdulden, und selbst die Gnade des Königs wäre nicht im Stande gewesen, ihn zu retten.

Zu Fuße, wie er war, konnte er nicht hoffen, weit zu kommen. Da ritt ein junger Mann unbewaffnet auf einem herrlichen Gaule vorüber, der mit höhnischem Lächeln einige plumpe Späße über den armen, keuchenden Fußgänger ergoß. Entrüstet über den Frechen und zugleich von dem Gedanken beseelt, dadurch seine Flucht zu sichern, zog Low-

zinski ein Pistol und zwang den Reiter abzusteigen und ihm seinen weiten Regenmantel zu geben; dann — diesen umwerfend — schwingt er sich auf das Pferd und sprengt eilenden Fluges davon, indem er dem Beraubten seine volle Goldbörse vor die Füße wirft, die den Werth des Pferdes und Mantels wol drei Mal enthält.

Als Lowzinski sich dem Orte nahte, wo er Pulawski's Lager anzutreffen hoffen durfte, hörte er eine starke Kanonade. Er beflügelte seine Eile und erreichte das Schlachtfeld, als eben russische Verstärkungen angekommen waren und die Polen zum Weichen brachten. Er sammelte die Auseinandergesprengten und erschien mit ihnen auf dem Wahlplatz in einem entscheidenden Augenblicke, die Russen mußten fliehen, und am Abend der Schlacht ruheten Lodoiska und Pulawski in Lowzinski's Armen, auf dem Felde der Leichen.

Die fehlgeschlagene Unternehmung auf die Person des Königs konnte nur der Feigheit der Begleiter Lowzinski's zugeschrieben werden, und während der alte Marschall seinem Schwiegersohn die größten Lobsprüche über den bewiesenen Muth spendete und dem Himmel dankte, daß er ihn geschützt und zur rechten Zeit zurückgesandt habe, zitterte Lodoiska bei der Schilderung der Gefahr, welcher ihr Gatte soeben entronnen war, und überhäufte ihn mit zärtlichen Vorwürfen, daß er sie solcher Todesangst aussetzen konnte.

Obgleich der Sieg in dem letzten Gefechte auf der Seite der Polen gewesen war, so konnte Pulawski dennoch nicht daran denken, seine jetzige Stellung zu behaupten. Er war

bemüht, seinen frühern Lagerplatz zu gewinnen, um hinter tüchtigen Verschanzungen einem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Nicht lange ließen ihn jedoch die Feinde in Ruhe, bald kam die Nachricht von dem Anrücken einer furchtbaren Macht. Mit ruhiger Ergebung des Helden bereitete Pulawski seine Vertheidigung vor und erwartete den Angriff mit dem Anbruch des Tages.

Aber die Sonne kam, der Tag verging, die Nacht dämmerte herauf und wenngleich der Vortrab der Russen schon am Saum des Waldes bemerkbar war, so schien er dennoch keine Lust zu haben, die Feindseligkeiten zu beginnen.

Nach Mitternacht endlich röthete sich der Horizont und der Donner von hundert Schlünden hallte über die Ebene hin. Die Russen standen in Schlachtlinie dem Lager gegenüber, während die Kosaken bereits hie und da in die Zelte zu dringen suchten, um Verwirrung zu verbreiten und zu plündern. Die Polen vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung; sie wußten, daß dies die letzte Gelegenheit war, für ihre Sache zu kämpfen; diese Schlacht verloren und das Vaterland mußte unrettbar aufgegeben werden. Doch der kühnste Muth muß der Uebermacht unterliegen. Das edelste Polenblut floß dahin, umsonst — der Sieg hatte sich auf die Seite des Feindes geneigt.

In dem Schmerze der Verzweiflung wollte Lowzinski sich einer flammenden Batterie entgegenstürzen, als ihn ein mächtiger Arm zurückreißt; er blickt um sich, es ist Pulawski, an dessen Seite Lodoiska in Männerkleidung.

„Was willst Du thun?“ schrie der alte Marschall; „das Leben in diesem Augenblicke opfern, hieße sinnlos handeln. Die Schlacht ist verloren, nicht das Vaterland. Erst wenn alle edle Patrioten nicht mehr sind, dann mag

es der Fremde als seine Beute hinnehmen, doch so lange wir leben und Männer, die uns ähnlich sind, soll der Moskowite sich unsers Landes nicht erfreuen! Drum folge mir, unser Leben erhalten wir dem Lande; es ist nicht Feigheit, die uns zur Flucht treibt. Der Tod wollte mich nicht, so oft ich ihm im Getümmel der Schlacht entgegentrat, da es noch galt, ein Großes zu erringen, jetzt halte ich es für thöricht, ihn aufzusuchen. Sieh dorthin, wie unsere Leute fliehen, mögen sie sich erhalten die Braven für eine günstigere Zeit, die sicher kommen wird, sie unterwerfen sich nur scheinbar der usurpirten Gewalt!"

Indem Pulawski diese Worte sprach, eilte er in den Wald, von Lowzinski und seiner Tochter gefolgt. Jetzt wendeten sie sich um und sahen nach allen Richtungen fliehende Polen, verfolgende Russen und die Flammen des Lagers, die die Scene grell beleuchteten.

Von Schmerz zerrissen eilten sie tiefer in den Wald und gelangten bei anbrechendem Morgen zu einer Veste, die dem Starosten Micislas gehörte, einem alten, bewährten Freunde des Marschalls, den nur das höchste Greisenalter abgehalten hatte, an dem Aufstande Theil zu nehmen.

Der achtzigjährige Starost empfing seine Gäste mit Thränen in den Augen. Nachdem er sich von der Veranlassung ihrer Flucht unterrichtet hatte, räumte er ihnen seine bequemsten Zimmer ein und freuete sich, ihnen nach so vielen ausgestandenen Drangsalen Pflege und Ruhe verschaffen zu können.

Pulawski entdeckte hier seinem Schwiegersohne, welchen Plan er für die nächste Zukunft entworfen habe. Er wollte nach Konstantinopel, dem Sultan seine Dienste anzubieten, um ihm in den feindlichen Unternehmungen gegen Rußland beizustehen, die er bereits seit zwei Jahren ohne Glück be-

gonnen hatte. Mit Geld war er genugsam versehen und hoffte daher die weite Reise sicher bestehen zu können. Lowzinski sollte ihn begleiten; seine Tochter jedoch unter fremdem Namen bei Lowzinski's Schwester den Augenblick abwarten, der sie wieder mit ihrem Gatten vereinigen würde.

Als er Lodoiska diesen Entschluß bekannt machte, stürzte sie sich in Lowzinski's Arme und erklärte mit der ihr eigenen Festigkeit, daß keine Macht sie von ihrem Gatten trennen sollte, daß sie bereit sei, selbst den Tod mit ihm zu theilen, und daß sie kein Unglück kenne, das an seiner Seite sie treffen könnte.

Keine Beweggründe waren vermögend, ihren Entschluß wankend zu machen, und obgleich sie der Eile der Flucht manches Hinderniß in den Weg legte, so mußte Pulawski endlich ihren Wünschen nachgeben.

Während dieser Berathschlagungen und der Einleitung einer weitverzweigten Correspondenz, um die Fäden der Verbindung im Lande fortzuspinnen, waren mehre Tage vergangen, und die Ruhe, die sie in Micislas' Veste genossen, hatte ihre Kräfte so weit ersetzt, daß sie daran denken konnten, den Beschwerlichkeiten einer langen Reise muthig entgegenzutreten, als eines Morgens ihr alter Wirth mit bekümmerter Miene zu ihnen trat und ihnen die Nachricht brachte, daß ein Complott gemacht worden wäre, den König aus Warschau zu entführen, daß es aber gescheitert sei und man nun in allen Provinzen des Landes den geflüchteten Verbrechern nachspüre.

„Ja,“ setzte er zögernd hinzu, „man wagt es sogar, Deinen Namen in dies tollkühne Wagstück zu verweben, Pulawski! Und wie ich sichere Nachricht habe, stellt man Dir nach und sucht Dich in diesen Gegenden — ich muß

Dir daher bekennen, daß ich Dich in meinen Mauern nicht mehr sicher glaube."

Pulawski stimmte seinen Besorgnissen bei; er und Lowzinski vertauschten ihre polnischen Uniformen gegen schlechte Bauerkittel, Lodoiska trug den Anzug eines jungen Landmanns dieser Gegend, und nachdem sie alle Mittel angewandt hatten, ihr Aeußeres so zu entstellen, daß ein Erkennen ihrer Person unmöglich war, nahmen sie von ihrem Wirthe Abschied, der sie mit tausend Segnungen verließ, und schlugen den Weg nach der Krimm ein, um — da die Russen sie auf der geraden Straße hart verfolgten — auf einem Umwege die türkische Grenze zu erreichen.

Mit Thränen in den Augen verließ Pulawski sein unglückliches Vaterland: „Ich wollte dich erretten," rief er aus, „und muß von dir scheiden; doch scheide ich nur, um dir nützlicher zu dienen!"

In Nowogorod verweilten sie einige Zeit, um Lodoiska, die von der Angst und den langen Märschen erschöpft war, eine kurze Ruhe zu gönnen. Aber die Nachforschungen, die überall nach den Hochverräthern gemacht wurden, zwangen sie, der rauhen Jahreszeit und ihrer Erschöpfung ungeachtet, in dem unwegsamsten Lande ihre Flucht fortzusetzen. Sie erreichten, immer verfolgt, wie sie aus dem Munde der Landbewohner hörten und oft nur um wenige Stunden verfehlt, den Dniepr, wo sie einen Nachen kauften, um die Reise mit mehr Bequemlichkeit fortzusetzen.

In Zaporiskaja trafen sie Truppen, die dem Aufrührer Pugatscheff entgegengeschickt wurden, und erfuhren die Einnahme von Bender und Oczakow, die Eroberung der Krimm und den Tod des Vezirs Oglu. Der Friede zwi-

schen Rußland und der Pforte erleichterte ihnen die Flucht nach der Türkei.

Sie durchzogen die Moldau und Wallachei, ihre Kräfte nahmen ab und die Beschwerlichkeiten mehrten sich. So erreichten sie Adrianopel, wo sie Halt zu machen beschlossen.

Allein der Verkauf eines Ringes von Werth erregte Verdacht. Man führte sie vor den Kadi. Pulawski gab sich ihm zu erkennen und sie wurden unter Bedeckung nach Konstantinopel gesandt.

Hier endeten für den Augenblick die großen Leiden der armen Verfolgten. Der Sultan empfing sie in einer Audienz und ließ ihnen ein reichliches Einkommen aus seinem Schatz anweisen. Sie erhielten wieder Nachrichten aus dem Vaterlande; Pulawski's Vermögen war confiscirt und er selbst vogelfrei erklärt. Man hatte ihn eines Mordversuchs auf den König angeklagt.

Vier Jahre lebte Pulawski in Konstantinopel und war stets umsonst bemüht, die Pforte zum Kriege gegen Rußland zu reizen, als er im Jahre 1774 die Nachricht von der ersten Zerstückelung Polens empfing.

„Mein Vaterland hat seine Freiheit verloren,“ rief er aus, „wohlan, so will ich sie einem jungen Volke erringen helfen!“

Sie schifften sich nach Spanien ein und gingen von dort nach Amerika unter Segel. Der Congreß stellte sie in seiner Armee unter Washington's Oberbefehl an.

Am Ende des vierten Feldzuges, bei der Belagerung von Savannah, wurde Pulawski tödtlich von einer Kugel verwundet.

Von seinen Kindern und Waffengefährten umgeben, sprach er:

„Pulawski fällt als Märtyrer einer fremden Freiheit und

Polen schmachtet in Fesseln!" Dann ergriff er die Hand Lowzinski's und, indem er sie in die Hand des jungen Lafayette legte, der schmerzvoll an seinem Lager stand, fügte er mit schwacher Stimme hinzu:

„Seid Freunde und Du, Lowzinski, bemühe Dich, ihm gleichzukommen! Wenn der rechte Augenblick erscheint, kehrt in Euer Vaterland zurück und werdet seine Befreier! Lowzinski — das Andenken unserer Schmach und unserer Thaten beselige Dich dann! Rufe den Feinden unserer Freiheit Pulawski ins Gedächtniß, damit sie erbeben. Sie haben uns unsere ererbten Güter geraubt, sie haben unsern Namen durch Lügen befleckt, was ist das Alles? Sie haben unser Vaterland zerrissen — Das mußt Du nie vergessen! Dies zu rächen, ist heilige Pflicht! Ewiger Haß den Russen! Dein letzter Blutstropfen unserm Vaterlande!"

Mit diesem Ausrufe starb er.

Bis zur Unabhängigkeitserklärung focht Lowzinski an Lafayette's Seite in Amerika, dann kehrte er nach Paris zurück.

16.

Der Schluß der Erzählung hatte eine elektrische Wirkung hervorgebracht und nur mit Mühe hielten sich die Freunde zurück, um mit in den begeisterten Ausruf des sterbenden Pulawski einzustimmen.

Kaum war die Vorlesung beendigt, als sie sich des Themas bemächtigten und Jeder in seiner Weise ziemlich wild den Faden der Unterhaltung daran fortspann, bis eine unerwartete Meldung das Gespräch unterbrach. Es war ein Kurier, der gestiefelt und gespornt und vom Schweiße

triefend in den Saal trat und dem General Z., der sich in der Gesellschaft befand, ein Schreiben überbrachte. Aller Augen waren auf den Eintretenden gerichtet, in dem Einige von den Anwesenden einen Bekannten erblickten, dem sie sich freundlich grüßend näherten.

„Aus Frankreich! Er kommt aus Frankreich! Wichtige Dinge! Die Herren beim Congresse werden die Perrücken schütteln!" so tönten die ersten verworrenen Ausrufungen, die General Z. mit diesen Worten unterbrach: „Mein Freund, der von uns Allen gekannte K., der bei dem Beherrscher von Elba eine Zuflucht gefunden hat, schreibt mir soeben aus Fréjus, an der südlichen Küste Frankreichs, woselbst er und Napoleon gelandet ist. Die Einwohner laufen in Schaaren hinzu und huldigen dem goldenen Adler, und in fliegendem Siegesmarsche geht es nun auf Paris los. In acht Tagen hofft er bei der Cour des Kaisers in den Tuilerien seine Aufwartung zu machen."

Eine dumpfe Stille folgte dem ersten Ausbruche der Verwunderung. Jedem drängte sich der Gedanke auf, welchen Einfluß diese große Begebenheit auf Polens Schicksal üben würde. Eine freudige Ahnung überflog die Gesichter. Man beschloß, so bald als möglich Vertraute nach Frankreich zu senden, um die Sache des Vaterlandes bei dem Kaiser zu vertreten, und ich und Adrian sollten nun unverzüglich dahin abreisen. Der andere Tag wurde dazu bestimmt, die nöthigen Anordnungen dazu zu treffen, die Briefe zu schreiben, die Vollmachten auszufertigen und die Stimmung im Allgemeinen zu beobachten, welche diese Nachricht — wenn sie sich verbreitete — hervorbringen mußte, und in der darauf folgenden Nacht sollte die Reise im Fluge angetreten werden.

Die Gesellschaft zerstreute sich jetzt. Ich suchte mein ein-

sames Quartier. Wie groß mir auch die Verhältnisse erschienen, in die mich das Schicksal geworfen hatte, ich fühlte Muth in mir und Kraft, und mit einem freudigen Gefühle ging ich meiner neuen Bestimmung entgegen. Dachte ich dann wieder an Natalie, so sank mein Muth um Vieles. Sie verlassen! Und — ich mußte mir's gestehen — ich konnte sie mir gar nicht als die Meine denken. Es schien mir, als habe sie nur in dies Alles gewilligt, um den Verbündeten einen jugendlich-entschlossenen Geist fest zu gewinnen. Mir keimte oftmals der Gedanke auf, als habe sie schon ein früheres Verhältniß geknüpft — als habe sie — doch meine Grillen häuften sich so, wenn ich auf diesem Wege schweifte, daß ich am Ende in ein Netz von Zweifeln gerieth, aus dem mich nur der Gedanke an meine bevorstehende Reise gewaltsam befreien konnte.

Es war spät am Abende, als ich in diesem Zustande auf dem Sopha saß, ein Buch in der Hand, ohne zu lesen. Der Bediente stand an der Thür, auf den Befehl harrend, mich zu entkleiden. Da wurde geklopft. Ein Diener Nataliens, ein gewandter Franzose, überreichte mir folgendes Billet „de la part de sa maitresse."

„Die beifolgende Einladung zu dem Balle des Fürsten M. erhielt ich für Sie. Da ich den Ball in Begleitung meines Bruders besuchen werde, so wird es mir angenehm sein, Sie, mein Freund, dort zu finden.

Ihre Natalie."

Adrian hatte darunter gekritzelt:

„Wenn wir gleich Nachts fortreisen sollen, so können wir ja doch wol einige Stunden diesem Vergnügen widmen. Ich habe meine Ursachen, den Ball nicht zu versäumen."

17.

Der nächste Tag brachte viel Unruhe. Es mußte hin- und hergelaufen werden, um die Abreise vorzubereiten, und mit Widerwillen dachte ich daran, die letzten Augenblicke in Warschau in der lärmenden Gesellschaft bei dem Fürsten M. zuzubringen.

Dieser Fürst war ein asiatischer Souverain, dem russischen Scepter zinsbar, und hatte den Rang eines Majors bei den Kosaken. Man sagte, er besitze in jenen ungemessenen Steppen einen Landstrich, fast so groß wie Polen, von Nomadenhorden nach allen Richtungen durchzogen.

Man begegnete dergleichen Souverainen, die im russischen Heere nicht selten waren, nicht mit der ihrem hohen Stande gebührenden Auszeichnung, und sie selbst forderten auch nur die, welche ihrem militairischen Range zukam. Dabei waren sie bemüht, ihre asiatische Herrscherlaune, so gut es gehen wollte, zu verbergen und sich nach Umständen recht liebenswürdig zu zeigen.

Als die Zeit nahete, sich bei dem Balle einzufinden, fuhr ich vor das Hotel des Grafen Korecki, hörte aber von dem Portier, daß Natalie in Begleitung ihres Bruders und des Herrn von Boskewicz bereits fortgefahren sei.

War's der Zugwind in der Halle oder mein leichter Ballanzug, ein Frost durchschüttelte mich, daß ich die Fenster schnell in die Höhe zog und dem Kutscher zu eilen befahl. In einer engen Straße der Altstadt wohnte der Fürst in einem geräumigen, doch nicht prächtigen Hause. Die Musik und die Lichtmasse, die durch die Fenster fiel, erfüllte die Straße von einem Ende zum andern.. Ich trat in die Säle, der Fürst kam mir mit einem cordialen Gruße

entgegen. Meine Blicke suchten Natalie. In dem zweiten Saale wurde getanzt; sie war weder Tänzerin noch Zuschauerin. Ich drängte mich in Schlangenwindungen durch die Touren eines französischen Contretanzes, um den dritten Saal zu erreichen. Hier wurde an einem Tische Pharao, an einem andern Würfel gespielt. Ein als falscher Spieler berüchtigter Türke hielt die eine, Baron Leyser die andere Bank. Eine Menge junger Officiere umstanden die Tische und ließen sich um ihr Geld prellen, indem sie durch Necken und Spotten sich an den Räubern zu rächen suchten. Hier sah ich keine Dame und wollte daher vorübereilen, als mir Boskewicz in den Weg trat und mir seine faden Beobachtungen aufdringen wollte. Ich fragte nach Natalie. Er zeigte sie mir in einem nebenanstoßenden Gemache, in einem Kreise von Damen sitzend. Ein junger Cavalier, der mir bekannt zu sein schien, hinter ihrem Stuhle, schien sie auf das Lebhafteste zu unterhalten.

Wie ich näher trat, erkannte ich in ihm den jungen Uhlanenofficier, der auf der ersten Redoute, die ich besuchte, mit Natalien die Mazurka getanzt hatte. „Eine alte Bekanntschaft," flüsterte mir eine innere Stimme zu, und ich blieb, wie träumend, unweit des Kreises stehen und wagte nicht näher zu treten.

„Dort sitzt die Gräfin," hörte ich Boskewicz' heisere Stimme hinter mir, und langsam näherte ich mich meiner Verheißenen.

Meine verwirrte Miene mochte ihr auffallen, sie sah mich befremdet an, sie schien zu fragen, doch ich war nicht geneigt, ihr an diesem Orte die Ursache meines Mißbehagens zu enthüllen.

Ich setzte mich zerstreut neben Natalie, ohne sie zu unterhalten, und, nachdem sie vergebens darauf gewartet hatte,

mischte sie sich in das Gespräch des sie umgebenden Damenkreises. Der junge Uhlanenofficier, dem meine Anwesenheit sichtbaren Zwang auflegte, stand nach einer Weile auf und gesellte sich zu den Spielern. Ich saß wie ein Träumer da, mit weit aufgerissenen Augen nichts sehend, und hatte nicht bemerkt, daß Natalie an dem Arm einer Freundin sich, über mich spöttelnd, entfernt hatte, daß nach und nach alle Damen ihr gefolgt waren und ich endlich allein, inmitten eines Kreises leerer Stühle, zurückgeblieben war.

Meine Besorgnisse, daß Natalie ihr Herz bereits einem Andern verschenkt hatte, stiegen immer lebhafter in mir auf. Dieser Andere war aber der junge Uhlanenofficier, den ich bei ihr getroffen hatte. Es war mir peinlich, zu wissen, daß sie nur aus Gehorsam zu ihrem Vater nicht widersprach, als er mir ihre Hand zugesagt hatte.

Wie verwünschte ich diesen Ball! Noch heute — bevor ich von Warschau abreiste — mußten sich mir diese Zweifel lösen und Alles hinlänglich aufgeklärt sein. Wie hätte ich meinen Geist auf Geschäfte von Wichtigkeit hinlenken können, lastete diese Sorge noch auf mir. Entschlossen sprang ich auf. Mit lächelndem Gesichte stand Boskewicz vor mir, den Halbkreis leerer Stühle um mich her betrachtend. „Welch ein feindlicher Gast hat diesen schönen Kreis davongetrieben?“ sprach er höhnisch.

„Mein Unstern,“ erwiderte ich, „der mir die Gabe geraubt hat, angenehm schwatzen zu können. Die Volière ist leer — sie sind alle davon geflattert, die bunten Vögelchen!“ setzte ich bitter hinzu.

Ich sah nach der Uhr. Die Nacht war weit vorgerückt.

„Es wird Zeit!“ sagte ich zu mir selbst. „Dritthalb Stunden verträumt.“

Adrian kam aus dem Spielsaal. „Die Kerle werden mir die Revange schuldig bleiben müssen, denn wir müssen fort. Wo ist Natalie?" Ich konnte es ihm nicht sagen.

Boskewicz hatte sich wieder entfernt; wir gingen durch die Säle, um sie aufzusuchen.

Der Uhlanenofficier begegnete uns, auch er fragte nach Natalien. Auf unsere Erwiderung, daß auch wir sie suchten, eilte er mit einer Hastigkeit fort, in der sich nur zu deutlich seine Besorgniß offenbarte. Adrian schien verlegen, ich befand mich in einer nicht zu beschreibenden Unruhe. Endlich erblickte Adrian eine ältliche Dame, deren Obhut er Natalie bei seinem Eintritte übergeben hatte. Hier erfuhren wir, sie sei mit einigen jungen Damen und Herren in die obern Zimmer eingeladen worden, um dort, fern von der Musik und dem Geräusche des Balles, eine Tasse Thee zu nehmen und zugleich einige Gemälde anzusehen, welche Gegenden aus der Heimat des Fürsten darstellten. Sie verwundere sich jedoch selbst, setzte sie hinzu, über das lange Ausbleiben der Leutchen, und forderte uns auf, die Damen wieder herunterzubringen, da es wol Zeit zum Aufbruch wäre. Kaum hatte sie diese Rede geendet, als ein furchtbarer Lärm sich von dem Eingange her, dem Saale, in dem wir uns befanden, zuwälzte. Flüchtende Damen, Entsetzen in den Mienen, stürmten voran und suchten Schutz vor der nachdringenden Menge, indem sie auf Tische und Stühle sprangen, die an den Wänden umherstanden. Nach ihnen kamen Väter, ihre Töchter im Arme, die sich ängstlich an ihnen festklammerten, und nun wälzte sich mit fürchterlichem Geschrei eine tobende Menschenmasse einher, die mit Waffen und Fäusten auf einander losschlug. Tische und Stühle, Flaschen und Leuchter sah man in die Luft gehoben, um auf das Haupt des Gegners niedergeschmettert

zu werden. Die Fenster wurden aufgerissen und der Stärkere hob den Schwächern bis zur Brüstung und warf ihn ohn' Erbarmen von einer beträchtlichen Höhe auf das Straßenpflaster hinab. Mitten aus diesem wilden Tumulte sah ich den schönen Lockenkopf des jungen Uhlanenofficiers hervorragen. Er drängte sich durch die Menge, die selbst in der größten Erbitterung des Streites ihm für einen Augenblick Platz machte. Jetzt kam er näher — er trug auf seinen beiden Händen ein todtenähnliches Frauenzimmer, das er auf ein Sopha legte. Eine Menge junger Polen suchte mit Mühe einen weiten Kreis rund um sie zu bilden. Einige Damen hatten sich genähert, um der Unglücklichen Hülfe zu leisten. Ich trat so nahe hinzu, als ich es vermochte — und — ich erkannte Natalie.

Ehe ich mich noch fassen konnte, zerrten einige Polen den Fürsten, der den Ball veranstaltet hatte, in den Kreis. Einige gemeine Kosaken folgten ihm.

Der Fürst war in einem Zustande sinnloser Trunkenheit und vermochte nur lallend einige Flüche auszustoßen und den Kosaken den Befehl zu ertheilen, den jungen Uhlanenofficier festzunehmen. Aber wie ein zürnender Achill stand dieser mitten im Kreise da, und sowie die Kerle sich ihm näherten, streckte er sie mit einem Faustschlage nieder.

„Unter Cavalieren — und ich will Dir die Ehre erzeigen, Dich noch dafür zu halten — werden Streitigkeiten nicht mit Hülfe der Leibeigenen ausgemacht!" donnerte er. „Morgen erwarte ich Dich in der Allee von Lazenka, um zwei Uhr Mittags. Sorge für gute Pistolen!"

Und somit kehrte er ihm verächtlich den Rücken und wandte sich zu Natalie, welcher auch ich mich genähert hatte. Sie lag noch immer in tiefer Ohnmacht da, ihre Kleider waren zerrissen, ihre Haare gelös't, ihre Wangen zeigten

blutige Spuren. Ich muthmaßte das Schrecklichste und wagte nicht um Aufklärung des Gräßlichen zu fragen.

Der Lärm schwieg; die Thüren waren von Wachen besetzt, und ein Officier trat in den Saal und schrieb die Namen aller Anwesenden auf, um sie höhern Orts zu melden. Man hob Natalie auf, um sie in den Wagen zu tragen — ich war nicht im Stande, ihr zu folgen. Da faßte mich Jemand am Arme, ich ließ mich willenlos bis zur Thür leiten. „Adjutanten von Sr. kaiserlichen Hoheit!" rief eine bekannte Stimme der Wache zu, die das Gewehr anzog. Ich blickte auf, es war Leyser, der mich und Adrian zum Saale hinaus und an den Wagen führte.

Wir saßen stumm nebeneinander und traten in das Haus der Trauer, wo der edle Graf von Korecki an dem Bette seiner verlorenen Tochter weinte, welche soeben wieder ihre Augen zum schmachvollen Leben geöffnet hatte.

18.

An die Abreise nach Paris wurde nicht weiter gedacht. Die Nacht brachten wir in stummem Schmerze zu. Das Zimmer der jungen Gräfin war Allen unzugänglich. Ihr Zustand erregte die größte Besorgniß. Es war Keinem ein Räthsel, was diese traurige Begebenheit herbeigeführt hatte. Durch die verrätherische List des gemeinen Kupplers Boskewicz hatte sich die junge Gräfin allein mit einem betrunkenen Wollüstling befunden, der sie mit zudringlichen Bitten bestürmte. Dem armen hülflosen Schlachtopfer gegenüber, das vergebens zu entkommen suchte, wurde das Ungeheuer kühner — der ohnmächtige Widerstand ward bald

überwältigt und das ängstliche Schreien der Armen übertönte der Jubel des Festes.

Doch zu den Ohren des hinaufeilenden Officiers schallte es; mit der Riesenkraft der Verzweiflung zertrümmerte er die Thür, der hündische Räuber floh, und sowie sich die edleren Gemüther sogleich im höchsten Grade der Entrüstung an dem Urheber der Schandthat rächen wollten, so konnte es nicht fehlen, daß die, ähnlichen Gelichters, sich zur Wehre setzten, und so erfolgte dann der tumultuarische Auftritt.

Meine Stimmung nach diesem Vorfalle läßt sich nicht beschreiben. Zu groß war der Antheil, den der junge Uhlane an Natalien genommen hatte, als daß ich nicht die Bestätigung aller meiner Besorgnisse daraus hätte erfahren sollen. Natalie war für mich nicht verloren, denn nie hatte ich sie besessen. Nur dem Vaterlande gehörte ich an — nur seinem Glücke schlug dies Herz — ich mußte mir Fassung erringen, um mich zur Reise anzuschicken.

Um zwei Uhr des folgenden Tages harrte der Uhlan mit seinem Secundanten vergebens auf seinen Gegner in der Allee von Lazenka. Man sah zwei Herren in der Entfernung, die ein strenges Incognito beobachteten, und in denen man die höchste Militairperson in Warschau, von einem Adjutanten begleitet, wollte entdeckt haben, die, entrüstet über den Vorfall, sich mit eigenen Augen von dem Ausgange des Duells überzeugen wollte.

Die Polen warteten lange und verließen endlich nur zögernd den Wahlplatz.

Ich war mit Adrian zugegen gewesen. Stumm und in sich gekehrt saß er an meiner Seite. Das wildrollende Auge schoß Blitze, die bleichen Lippen bebten. Man hätte ihn nicht wiedererkannt.

Er trug mir Einiges auf zu unserer bevorstehenden Ab-

reise zu besorgen und versprach, mich gegen Abend im Reisewagen abzuholen. Ich ging hierauf in mein Zimmer und schrieb einige Zeilen an Natalie unter heißen Thränen.

Gegen Abend kam der Reisewagen; die Postpferde waren vorgelegt. Der Bediente meldete, Graf Adrian würde bald erscheinen, und dann müsse es sogleich fortgehen. Er ließ nicht lange auf sich warten — noch verstörter, als er mich verlassen hatte, sah ich ihn wieder, er fiel mir wild um den Hals und lallte: „Fort! schnell fort!"

Der Wagen flog mit Blitzesschnelle durch die Straßen. Unweit des Korecki'schen Hotels befahl er langsam zu fahren. Er erhob sich stehend in dem Wagen und hielt mit wildem Lachen ein Pistol in die Höhe, einer weiblichen Gestalt entgegen, die zitternd in tiefe Schleier gehüllt auf dem Balcone stand. „Du bist gerächt!" schrie er — warf sich in den Wagen zurück — und ergoß seinen Schmerz in einen Strom von Thränen, während der Postillon munter ins Horn schmetterte und ich, von dumpfer Trauer durchbohrt, die warschauer Linien hinter mir fortfliegen sah.

Bayreuth.

Es gibt Punkte im lieben Deutschland, die ich stets nur im hellsten Sonnenlichte mir denken kann; ich darf — wenn mich Regenwetter oder körperliche Schmerzen trübe gestimmt haben, meine Gedanken nur auf jene Punkte hinlenken und sogleich fühl' ich mich wehmüthig erheitert. Diese Wirkung bringt Bayreuth auf mich hervor. Ich sehe es noch immer vor mir liegen, wie an jenem Tage, wo die Strahlen der untergehenden Sonne den schönen Thurm von St.-Georg so herrlich beleuchteten und die geraden Linien der regelmäßigen Stadt sich von den grünen Höhen losrissen und sich am klaren Horizonte zeichneten; das schwarze Wettergewölk umhüllte die Bindlocher Höhe, um sich in den Schluchten und Klüften der Fichtelberge zu entladen und den Staub des Weges für später kommende Reisende zu löschen.

Es war am späten Nachmittage eines schönen Maitages, als eine polnische Britschka, mit vier litthauischen Falben bespannt, deren weiße Mähnen den Bogen fegten, den Weg von Berneck in die Bayreuther Ebene hinabrollte. Franczuzek, der Kutscher, hatte zu halten, denn erst auf

dem Berge vor Zittau, am vorigen Tage, waren die Reisenden nahe daran gewesen, das Leben zu verlieren. Das Gespann war litthauisch vorgelegt, was man in jener Gegend eine Tschetworka benennt, ähnlich der Quadriga der Alten. Zwei Pferde in der Mitte und zwei in der Wildbahn an jeder Seite, mit krumm gebogenem Halse, galoppirend. Es ist eine herrliche Lust, diese Galoppins so mächtig ausgreifen zu sehen und dabei den Thieren in das kluge Feuerauge blicken zu können, das sie auf die im Wagen Sitzenden richten. Das ist ein Genuß, den wir bei der deutschen und englischen Bespannungsart entbehren müssen.

Vor Zittau, auf dem Berge, ging eine vor uns herfahrende Troika (drei Pferde in der Breite) durch, und nicht lange, so wurde unser frommes und sonst so gescheidtes Viergespann von dem bösen Beispiele angesteckt und lief nach. Der Kutscher verlor Zügel und Besinnung und wir sahen den Tod vor Augen. Eines der Seitenpferde hatte sich bereits aus den Strängen gearbeitet und tobte ganz verwildert neben dem Wagen, und so wollte es der Zufall, daß es mit den Vorderfüßen in den Zügel sprang und einen so kräftigen Ruck gab, so übermenschlich stark, daß das Gespann plötzlich wie durch einen Zauber stand. Wir benutzten den glücklichen Moment und entrannen so der Gefahr.

Obgleich der Bindlocher Weg steil genug hinabstürzt, so überließen die im Wagen Sitzenden sich dennoch sorglos den starken Fäusten Franczuzek's und dachten nicht daran, nach Weg und Pferden zu sehen. Ein eifriges Gespräch schien sie zu sehr in Anspruch genommen zu haben.

Es war ein junger Mann im grünen Militairüberrocke, eine kleine Mütze auf die schwarzen Locken gedrückt, das markirte Gesicht blühend gefärbt und auf der Oberlippe den

leichten Anflug eines Bartes. Ihm zur Seite saß ein etwas älterer, gleich gekleidet, das Gesicht interessant, bleich, die Augen tiefliegend und einen Trichter zum rechten Ohr haltend. Er war harthörig auf diesem Ohr und auf dem linken taub. Der Jüngere hatte eben das zwanzigste Jahr erreicht, der Aeltere das dreißigste noch nicht überschritten. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war Jean Paul. Nicht befremdend in der That, da sie sich seinem Wohnorte näherten und Beide gleich warm den Dichter verehrten.

„Ich bedauere ungemein," sagte der Jüngere, „um den Genuß zu kommen. Bist Du denn aber auch gewiß, lieber S*., daß es Jean Paul war?"

„Ich habe ihn selbst gesprochen und Du hast es ja dann auch später vom Wirthe selbst gehört."

„Ja — der wußte mir aber doch nur zu sagen, daß es ein berühmter Dichter gewesen sei, der mit der Dame durchreiste. Den Namen hatte er vergessen und sagte auf meine Frage, ob es Jean Paul gewesen, mit einer so unschuldigen Miene sein Ja, daß ich daraus wol abnehmen konnte, er habe von diesem Heros unserer Literatur nie sprechen hören."

„Daß Du auch gerade ausgegangen sein mußtest," nahm der Andere wieder das Wort, „und daß ihre Pferde nicht noch eine Viertelstunde länger ausblieben. Wie sehr bedauerte ich es, daß Du diese höchst interessante Bekanntschaft versäumtest, die mich der Zufall machen ließ. Du kannst Dir denken, wie ich die Augen aufriß und wie ich den Moment benutzte, recht viel mit dem Verehrten zu sprechen."

„Und nach Schlesien reiste er?" fragte der Jüngere.

„Zur Herzogin von Kurland. Er begleitete die Frau von der Recke,“ entgegnete Jener.

„Wie verwünsche ich meinen Unstern,“ rief der Jüngere aus. „Ich freute mich nur auf zwei Dinge, da ich die Marschroute in Warschau erhielt. Erstens auf die Bekanntschaft Jean Paul's während des Rasttags in Bayreuth, und zweitens auf den großen Rasttag in Nürnberg, der alten deutschen Stadt, der Stadt meiner großen Vorliebe! Nun ist Jean Paul fort und statt auf Nürnberg, werden wir auf Bamberg dirigirt.“

Unter solchen Gesprächen hatten die Reisenden die Stadt erreicht, wo ihr Wagen sich einer langen Reihe anderer anschließen mußte, um die Vertheilung der Quartierbillete abzuwarten, die vom Rathhause geholt wurden. Der Jüngere der Beiden, der Niemand anders als ich selbst war, saß traurig und nachdenkend in der Britschka zurückgelehnt, während der Andere, Hauptmann S*., fortgelaufen war, um selbst sein Billet einzutreiben. Mir war es nun ganz gleich, wo ich hingelegt wurde, da mein schöner Plan mir vereitelt war, bei Jean Paul selbst einquartirt zu werden. Es war spät am Abend, als ich mein Billet bekam, das mich in ein entlegenes Gäßchen zu einer armen Familie brachte, deren ängstlich freundlichen Empfang ich in meinem wachsenden Unmuthe ziemlich barsch vergalt. Ich lag auf dem Sopha, als die Thür aufgerissen wurde und S*. mit wildem Geschrei hereinsprang.

„Endlich habe ich Dich gefunden! Wo Teufel haben sie Dich hingelegt. Hier kannst Du nicht bleiben; das ganze Haus stinkt, daß man umkommen möchte. Hier ist's ja ärger als in der schmuzigsten polnischen Stanzie. Sind wir darum nach Deutschland gezogen, um den theuern Dreck des Vaterlandes auch hier zu finden? Nein! da hab'

ich's besser getroffen! Komm zu mir, das ist ein Zimmer! und welche charmante Leute! Weißt Du, bei wem ich die Ehre habe einquartiert zu sein?"

„Mir gleich," brummte ich. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich alle Philister in Bayreuth kennen lernen will?"

„Was Philister!" schrie S*. „Bei dem Herrn Legationsrath Richter lautet mein Billet, und wenn ich auch noch nicht so glücklich war, meinen Herrn Wirth zu sehen, so hoff' ich doch, diesen Abend an seinem Tische, im Kreise seiner Familie, seine köstliche Bekanntschaft zu machen."

Ich war mit einem Male vor Zorn glühend; bald aber glaubte ich die Neckerei meines Freundes zu begreifen und sagte: „Immerhin! ergötze Dich bei der Frau Legationsräthin. So lange bleiben wir nicht hier, bis Er aus Schlesien zurückgekehrt sein wird.

„O, über den Leichtgläubigen!" lachte S*. „Jean Paul denkt nicht daran, nach Schlesien zu reisen. Er ist hier und das Ganze war eine Erfindung von mir, um Dich von Deinem Gedanken abzubringen, Dich dort einquartieren zu lassen. Der mit der Frau von der Recke durch Zittau reiste, war der sentimentale Tiedge, nach dessen näherer Bekanntschaft wir Beide nicht eben geizen."

Der Verfasser der Urania, der in dem ersten Jahrzehend des Jahrhunderts von der Jugend angebetet wurde, hatte in dem zweiten nur noch einen geringen und sehr gemäßigten Anhang. — Ich vermochte S*. nichts zu erwidern, so böse hatte mich seine Falschheit gemacht. Doch was war zu thun; er war anscheinend der Glückliche und ich mußte mich in Geduld fassen. Aber von diesem Augenblicke an war mir meine schmuzige Posada ganz unerträglich. Ich befahl meinem Bedienten die Effecten zusammen-

zupacken und in das beste Hotel zu gehen. Er führte mich in das Brandenburger Haus, das damals noch eines alten, anständigen Rufes genoß, den eine hübsche Wirthin frisch zu erhalten wußte. Mit S*. sprach ich nichts mehr; er lachte und ging fort.

Den Abend strich ich allein in den Straßen umher, die durch die angekommenen Truppen ein seltenes Leben zeigten. Kleine Jungen drängten sich an mich und boten sich zu Führern zu hübschen Mädchen an. Eine empörende Unsitte, die man leider in vielen deutschen Städten findet. In den schönen Häusern brannten Lichter, die Thüren standen offen und die Nachbarn plauderten vertraulich miteinander. Ich hatte später Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß die Einwohner von Bayreuth, trotz aller Fehler deutscher Kleinstädter, die auch ihnen ankleben, dennoch Geselligkeit und Gastfreundschaft in ungewöhnlichem Grade besitzen.

Ohne daß sich mir ein Abenteuer aufgedrängt hätte — ich suchte keines — erreichte ich meinen Gasthof, um nach dem stürmischen Tage die Ruhe zu finden.

Am andern Morgen — ich sitze gerade beim Frühstücke — tritt S*. wieder zur Thür herein. Er war mir so widerwärtig geworden, daß ich mich zusammennehmen mußte, ihm nicht unhöflich zu begegnen. Ich erwartete wieder Ausbrüche der Lustigkeit zu vernehmen oder etwa eine Ausmalung des gestrigen Soupers bei Jean Paul mit gesättigtem Pinsel. Wie sehr überraschte es mich aber, als er ganz kleinlaut anfing eine Jeremiade anzustimmen. Er war keineswegs der willkommene Gast im Hause des Dichters, wie er sich geschmeichelt hatte, und jeder Andere von feinerm Zartgefühl würde ohne Weiteres auf und davon gezogen sein. Dann hätte er aber nichts von Jean Paul's Häuslichkeit berichten können, und S*. war keineswegs

der Mann, der eine für gut erklärte Prise so leicht aufgab.

Jean Paul hatte starke Einwendungen gegen die Aufnahme der Einquartierung gemacht. Er habe nicht nöthig, Officiere zu bewirthen, hatte er gesagt, und für die Gemeinen war ein Uebereinkommen mit einem Bierwirthe in der Nachbarschaft getroffen. Er lief selbst zur Municipalität, um sich den unwillkommenen Gast vom Halse zu schaffen, und kam mismuthig nach Hause, als es ihm nicht geglückt war. Man kann sich denken, daß S*. nicht zu Tische gezogen wurde, sondern auf seinem Zimmer essen mußte; ebenso, daß er seinen berühmten Wirth weder zu sehen noch zu sprechen bekam.

„Das schreckt mich jedoch gar nicht ab,“ rief S*., „ich werde dennoch den ungeschlachten Menschen zahm machen! Und auch Du sollst ihn kennen lernen. Ich habe mir vorgenommen, ihn diesen Nachmittag zu einer Fahrt nach der Eremitage einzuladen; das schlägt er nicht aus und Du begleitest uns.“

Obgleich ich nicht so fest daran glaubte, daß Jean Paul die Einladung annehmen würde, so begab ich mich doch zur bestimmten Stunde in sein Haus in der Friedrichsstraße. Indem ich in das Zimmer trat, welches mein Freund bewohnte, fiel mir ein großes Bild auf, das einen starken Mann mit gefärbtem Gesichte und dunkeln Haaren darstellte. Es war des Dichters wohlgetroffenes Portrait, das mir um so mehr auffiel, als ich, nach dem schlechten Kupferstiche vor seinem Hesperus, mir ihn ganz anders gedacht hatte.

S*. lief fort, um Jean Paul zu holen, der noch immer nicht seine Einwilligung gegeben hatte; bald aber kam er mit einem traurigen Gesichte zurück. Ein russischer Fürst

hatte sich bei ihm melden lassen, und es war ihm daher unmöglich — wie er vorgab — mit uns zu fahren.

Ich setzte mich übel gelaunt in den bereit stehenden Wagen und ließ es nicht fehlen, meinen Nebenmann über seine Hinterlist, die ihm so schlechte Früchte getragen, weidlich zu necken.

Die Tugend sollte indeß bald ihren Lohn finden. Mich erwartete in der Eremitage ein Glück, von dem ich jetzt noch keine Ahnung hatte.

Diese Eremitage ist ein Lustschloß der vormaligen Markgrafen und im damaligen Geschmacke mit vieler Pracht ausgeführt. Die Gegend ist entzückend, schöne alte Bäume, Wasserkünste, ein guter Gasthof; die Einwohner strömten in Schaaren aus der Stadt, um sich hier ihres Lebens recht zu freuen.

Wir setzten uns unfern einer großen Damengesellschaft, und obgleich die Hitze drückend war, ließen wir uns, nach nordischer Sitte, heißen Punsch bringen und blickten und horchten nach den Damen hinüber, unter denen einige uns bedeutend anzogen.

Während jedoch diese Anziehenden ruhig und still dasaßen und Kaffee schlürften oder die Nadeln und den Faden bewegten, mühte sich eine großgewachsene Frau ab, die Gesellschaft auf das Lauteste zu unterhalten.

Sie war in ein langes wollenes Gewand von himmelblauer Farbe gekleidet, das mit gelben Zacken von Atlas besetzt war, und trug auf dem Kopfe einen großen Scheibenhut, gleichfalls blau und gelb, ähnlich dem der Johanna von Aragonien in dem bekannten Gemälde von Raphael, jedoch mit dem Unterschiede, daß lange, weiße Straußenfedern davon herniederwehten. An der Brust steckte ein weiß emaillirtes ziemlich großes Schild, an gelber Schleife, wie ein

Ordenszeichen. So trugen sich damals deutsche Frauen; man nannte es „mittelalterlich."

Diese mittelalterliche Gestalt war aber die Witwe des alten Amtmanns in Altengleichen, Johann Gottfried Bürger's, Frau Elisa; sehr verrufen in deutschen Gauen, ob schnöder Schmach und Untreue, die sie ihrem Eheherrn zugefügt, und eines vagabundirenden Lebenswandels wegen, so sie führte, als öffentliche Schönrednerin und Schaustellerin, wie auch Komödiantin, wo eine Bühne und die Anwesenheit einer Truppe ihr die Ausübung dieser Kunst gestatteten.

Jetzt, wo ich diese Schilderung entwerfe und das traurige Schicksal dieser Frau mir wieder auftaucht in meinem Gedächtnisse, kann ich mich nicht enthalten, einige Worte einzuschalten, die darauf Bezug haben.

Nie hat ein gemeines, kleinliches Geklatsche einen Menschen so unglücklich gemacht als gerade das, was von dem alten Bürger ausging über seine ehelichen Verhältnisse und von seinen Freunden in alle Winde vertragen wurde. Wie viele Untreue wird bei Tage und Nacht verübt, ohne daß man durch ihre Enthüllung es für gut findet, sich selbst an den Pranger zu stellen. Der alte Bürger fand dies für gut, und es gab sogar Leute, die den grämlichen Greis deshalb bedauerten. Aus Eitelkeit freit er ein munteres, frisches Mädchen, das er nie gesehen, blos weil es vorgibt, sich in seine Dichtungen verliebt zu haben, und reißt seine „Einzige," der er das hohe Lied gesungen, aus seinem Herzen, und eine Andere noch, deren Name mir entfallen. Ich glaube, sie hieß Molly. Das frische Mädchen kommt aus dem heitern, freundlichen Schwaben nach dem steifen, kalten Göttingen, der langweiligsten Stadt Deutschlands für alle Leute, welche die Bibliothek nicht benutzen können

oder wollen. Die junge, hübsche Frau Professorin, mit den Feueraugen, dem junonischen Körperbau und der süddeutschen Anmuth der Rede macht Aufsehen und die jungen Leute drängen sich hinzu, ihr den Hof zu machen. Der Herr Professor ist damit einverstanden bis zu einem gewissen Punkt, und es ist ihm lieb, durch solche Aufmerksamkeiten der Pflicht überhoben zu sein, die junge Frau am Arm zu führen und zu unterhalten und der Pfeife und andern gewohnten Ergötzlichkeiten dafür treu bleiben zu können. Indeß muß er doch zu Zeiten sich aus der Ruhe reißen, um ihr ein Vergnügen zu machen. Er muß im Winter ein paar Bälle besuchen, und während er im Rauchzimmer beim Gläschen schmauchend sitzt, wird der Frau erlaubt, ein Tänzchen mit den Herren Studirenden zu versuchen. Die arme Frau, sie tanzt noch so gern und an Aufforderungen fehlt es nicht; allein der grämliche Herr hatte nur einen Tanz zugestanden und sie fürchtet seine üble Laune. Unterwürfig drängt sie sich daher zu seinem Sitze, von einem ganzen Schwarme eifriger Anbeter gefolgt. Diese bestürmen den alten Professor und er willigt endlich ein, seine Frau noch ein Tänzchen mitmachen zu lassen. Schon ertönen Geigen und Pfeifen und die Paare hüpfen in den Saal; mit misgönnendem Blicke sieht der alte Hypochonder den Glücklichen nach; die Pfeife schmeckt ihm plötzlich nicht mehr, er steht unruhig auf und schleicht fort, um den Tanz zu belauschen. Da sieht er sie hinschweben; ihre Blicke ruhen glühend auf einander; ihre Arme umschlingen sich fest; Brust ist an Brust geschmiegt; ihr Athem begegnet sich, vermischt sich — auch das sind Küsse — Küsse vor Aller Welt Augen gegeben — seine Ehre ist gekränkt — das hat er nicht erlaubt; er schnaubt Rache und verflucht seine Ohnmacht; Gott weiß, was ihm

Alles durch den Sinn fährt; aber rächen kann er sich doch, er kann zanken, kann seiner armen Frau das Leben sauer machen und das will er. Er schleicht nach Hause, während der tosende, wilde, lustige Tanz fortdauert. Der alte, mürrische Mann liegt schon lange, die Schlafmütze über die Nase gezogen, im Bette, als die Tänzerpaare sich lösen und der Student die Professorin zum Sitze führt. Aber so ermüdet sie ist, so läßt es ihr keine Ruhe, sie eilt ins Rauchzimmer, wo sie ihren Alten zu finden wähnt, um an seiner kalten Hand in das kältere Ehebette zu wandeln. Aber o Himmel! welch ein Schrecken bemeistert sich ihrer! sie findet ihn nirgend. Er sei schon lange nach Hause gegangen, der Herr Professor Bürger, antworten ihr mit höhnischem Lächeln die herumsitzenden Philister. In Schweiß gebadet, eilt sie ihm nach; sie schellt ein-, zweimal mit klappernden Zähnen; sie schellt lange; schon klirrt hie und da ein Fenster der Nachbarschaft, das neugierig geöffnet wird; nur in ihrem Hause scheint Alles vom Todesschlaf beseelt. Endlich vernimmt sie das Klaffen des Mopses, andere Hunde werden wach, es entsteht ein furchtbarer Lärm. Nun erst wird das Fenster über ihrem Kopf geöffnet und das zürnende Antlitz des Herrn Professors in der Nachtmütze wird oben sichtbar. Schnarrend und brummig fragt er: „was es unten gebe?" Und erst nachdem sie sich genannt und demüthig um Verzeihung gebeten, wird geöffnet und sie mit einem derben Verweise eingelassen.

Am andern Tage war das Geschichtchen für die Stadt fertig.

Diese Begegnung kehrte öfter wieder und das bitter getäuschte Weib, das in dem Sänger feuriger Lieder auch einen feurigen Mann vermuthet hatte, denkt plötzlich

an Rettung aus diesen Sklavenfesseln, und den Thränen, Tag und Nacht vergossen, folgen ruhigere Betrachtungen über ihre Lage und besonnene Blicke auf ihre Umgebung. Hier war von keiner Verführung, von keinem Ausbruche roher Sinnlichkeit die Rede; der zärtliche, zuvorkommende, aufmerksame Jüngling, der sich der armen, gekränkten, gemishandelten Frau annahm, wurde erhört und eine Ehe gebrochen, die nie hätte zusammengefügt werden sollen. Und welch ein gemeines Geschrei nun darüber erhoben wurde, und wie alte und junge Philister nun zusammenstanden, den belachenswerthen Alten zu beklagen und eine junge, schöne, unglückliche Frau mit Schmach und Schande zu verfolgen, die sie ihr ganzes Leben hindurch nicht verließen, und von Klippe zu Klippe schleuderten, bis sie im hohen Alter, erblindet, an Allem Mangel leidend, von spärlichen Almosen ihre Tage fristend, in Frankfurt starb. Die Geschichte dieser Frau ist ein Denkmal der Rohheit in Deutschland, das mehr als alles Andere die Erörterung der großen Frage: „über die Emancipation der Frauen" zu beschleunigen heißt.

Wie viele der Schönsten seufzen in geheimen Ketten gewissenloser Tyrannen, die um einige Tropfen Milch mehr oder weniger in ihrer Tasse Kaffee, um ein weiches oder hartes Rindfleisch tagelang schmollen; die nie fragen: was gefällt Dir? was beliebt Dir? sondern als unverbrüchliches Gesetz ihren Willen dictiren; wie Viele dieser armen Geschöpfe dulden im Stillen, und zeigen der Gesellschaft ihre holdlächelnden Züge, und kämpfen und ringen mit der Tugend, und bleiben treu ihren Peinigern. Wahrlich diese Beklagenswerthen verdienen ein besseres Loos; man reiße sie endlich aus dem barbarischen Zwang, der sie umgürtet, und gebe diesen edlen Geschöpfen ihre natürlichen Rechte wieder. Von aller

Heuchelei, von aller Lüge, von allem Hohn, womit unsere heutige Gesellschaft so überschwänglich reich gesegnet ist, sind mir keine widerlicher als die Ausdrücke von sogenannter Minne und Galanterie, womit man sich in gewissen Theilen Deutschlands so viel weiß. Kaltes, herzloses Ceremoniell, steife Convenienz, um die Zuchtruthe und Kette zu verdecken, bis die Begierden gestillt sind. Was wissen die meisten Männer von Heute von der Achtung, die sie ihren Frauen schuldig sind; und sie sollten von Minne und Galanterie einen Begriff haben? Das ist eine Dummheit wie so viele andere; ein Wortprunk, nichts weiter, wobei sich Jeder denken kann was er will, wobei sich aber die Meisten nichts denken.

Arme Elisa Bürger! Du hast mir nicht das geringste Mitleid entlockt, als ich Dich kennen lernte im altdeutschen Kleide und Körner'sche Verse recitiren hörte und eigene schlechtere machen sah; Du hast mich gelangweilt und wurdest mir zuwider, als ich Dich mit schlechtem Komödiantengesindel umherziehen und plastisch-mimische Darstellungen geben sah; Glaube, Liebe, Hoffnung, von Dir dargestellt, sahen alle drei wie Furien aus; aber ich hätte Thränen für Dich gehabt in Deiner armen Jugend und konnte um Dich klagen, da ich Dein elendes Alter erfuhr, das diese Jugend Dir bereitet hatte.

Man kann aber dem alten Bürger Unrecht geben und dennoch seine Lenore hochhalten; dies ist mein Fall.

Wir sitzen wieder unter den grünen, hohen Bäumen der Eremitage, beim Punsch, und hören, wie die Bürger mit Pathos declamirt. Ich muß jedoch sagen, daß ich mehr Auge als Ohr war, denn in dem Damenkreise zeigten sich Einige, die die Aufmerksamkeit eines zwanzigjährigen jungen Menschen in hohem Grade verdienten. Unsere

grünen Röcke und das ungewöhnliche Erfrischungsmittel, das wir hier unter Bier und Kaffee einnahmen, erregte auch Jenseits Aufmerksamkeit, und man sandte uns einladende Blicke herüber, die wir bald verstanden. Ich saß, ehe ich selbst recht wußte, wie ich so schnell hingekommen war, bei einer jungen, schönen Frau, die wol einige Jahre älter als ich sein mochte. Sie war erfreut, mich nicht ganz so wild zu finden, wie sie sich die Kinder des Nordens gedacht hatte, und daß ich deutsch sprach, erhöhete ihre Freude um ein Bedeutendes. Sie befragte mich über meine Reise, und als ich ihr von einer Freundin zu erzählen wußte, bei welcher ich in Dresden einquartiert gewesen, so war sie untröstlich darüber, daß diese mich nicht an sie empfohlen. Ich erinnerte sie daran, daß der Zufall nun ja doch diesen Fehler gutgemacht habe, und sie gab sich endlich zufrieden, pries den Zufall und fing von der italienischen Schule in der dresdener Gallerie an. Sie wollte Urtheile über die Carracci's von mir hören, sie sprach von Raphael, Mengs, Amor und von den Pastellen der Rosalba Carriera; ich sah ihr gern zu, wenn sie sprach, und überhörte dabei, was sie sagte, wodurch ich manchmal in große Verlegenheit gerieth. Dies schob sie zwar auf meine Unkenntniß des Deutschen, aber sie konnte sich dennoch nicht enthalten, mir über mein Deutsch einige Artigkeiten zu sagen, das ich für einen Ausländer zum Verwundern gut sprechen sollte. Es beschämte mich einigermaßen ihr gestehen zu müssen, daß ich von Geburt ein Preuße sei, und daß die Eigenschaften, die mich ihr als Ausländer erscheinen ließen, lediglich meinem Vaterlande zu Gute kämen, dem ich in der That, außer einigen angeborenen Sprachfehlern, wenig auf der Welt zu verdanken habe.

Wir waren so vertieft, daß wir weder auf die Declamation der Bürger, noch auf die Conversation der Andern hörten; aber es fing an dunkel zu werden, und das merkte ich, denn ich konnte nicht so deutlich mehr die lieblichen Züge meiner neuen Bekanntschaft erkennen. Ich bedauerte, daß wir uns so bald schon trennen sollten. Sie neigte sich zu mir und sagte: „Wenn Sie bei mir soupiren wollen, so wird es mir angenehm sein; die Bürger und ihre Begleiterin sind von der Partie.“ Ich darf nicht erst versichern, daß ich die Einladung annahm, und mit welch triumphirender Miene ich S*. sagte, daß ich nicht mit ihm heimfahren könne, weil ich eingeladen sei! Meine liebliche Freundin gab den Befehl anzuspannen, ich setzte mich zu den drei Damen und wir fuhren in langer Reihe nach der Stadt zurück; S*. allein in seinem Wagen machte eine trübselige Figur. „Er möge sich bei Jean Paul schadlos halten!“ sagte ich zu mir selbst.

Vor einem schönen Hause wurde gehalten; wir traten in reich möblirte Zimmer; die Fenster standen geöffnet; Blumenduft überall verbreitet. Die geschmackvolle Eleganz, die mir hier entgegentrat, ließ mir keinen Zweifel über den Rang, den meine neue Bekanntschaft in der Gesellschaft einnahm, deren Namen ich jedoch noch nicht wußte.

Nicht ohne einige Aengstlichkeit hatte ich vernommen, daß die Bürger zugegen sein würde, weil ich vermuthete, hier ihren Declamationen nicht entgehen zu können; aber ein besserer Stern waltete über mir; der Flügel war geöffnet und unsere graziöse Wirthin setzte sich daran und begleitete sich zu Goethe'schen Liedern, die sie meisterhaft vortrug. Der gefühlvolle Ausdruck dieser herrlichen Stimme ist mir stets gegenwärtig geblieben. Sie sang eben Clärchens Lied von Beethoven, als die Thür aufgerissen wurde

und zwei russische Officiere hereinstürzten und sich vor der Sängerin auf die Knie warfen. Ich wunderte mich anfänglich über diese Bekanntschaft, allein der ängstliche Schrei der Dame, ihr Aufspringen und die Entschuldigungen, welche nun die Exaltirten auf Französisch hervorstotterten, zeigten mir bald, daß sie, diesem Hause ganz fremd, im Vorübergehen von dem Gesange angezogen, auf solche Weise ihrer Bewunderung Luft hätten machen wollen.

Es war eine tolle Zeit, von der man in dieser ruhigen, schläfrigen, ernsten sich gar keinen Begriff machen kann. Die beiden Russen standen bei dem Jägerpiquet, welches im Gefolge des Hauptquartiers war, rohe Natursöhne vom Dniepr, und huldigten hier am Fuße des Fichtelberges einer schönen Sängerin. Da war nichts übel zu nehmen; man bat sie zu bleiben; man spielte ihnen vor nach Herzenslust; ein russisches Rondo von Himmel, das sie entzückte; dann gingen sie mit vielen Höflichkeiten, bescheidener als sie eingedrungen waren. Man lud sie aber auch dafür auf den andern Tag ein.

So waren die Freuden von 1815. Ich durfte länger bleiben. Sie befragte mich über meinen Aufenthalt in Bayreuth und was ich schon für Bekanntschaften gemacht. Da fiel mir Jean Paul ein, zum ersten Mal an diesem Abende, vermuthlich weil ich weniger humoristisch als lyrisch gestimmt war. Sie sagte mir, daß sie Jean Paul oftmals bei sich sehe, und daß sie die Einzige sei, die sich über seine Eigenheiten, welche den Convenienzen der bayreuther Gesellschaft entgegenliefen, hinwegsetzte. Sie wollte ihn für den nächsten Abend zum Thee laden; „oder noch besser,“ setzte sie hinzu, „wir machen morgen Nachmittag eine Fahrt nach Phantasie, dort ist er gern und schlägt uns die Einladung sicher nicht ab.“

Ich wurde entlassen, mit der Bitte, mich andern Tages um zwei Uhr einzustellen. Die Bürger und ihre Begleiterin fielen mir noch als Last zu; ich hatte sie in den Anker zu führen, wo sie wohnten. Beim Abschiede wurde ich auch hier eingeladen, mich am Vormittage einzustellen. Ich nahm dankbar diese Einladungen an und versprach zu kommen.

Ganz berauscht ging ich nach Hause! Bekanntschaften die Hülle und Fülle, und welche schöne Perspective! „Ach, mein guter S*.!" rief ich aus, „das hättest Du nicht gedacht. Nun bin ich der Hahn im Korbe. Der arme Schächer wird wol wieder auf seinem Zimmer haben speisen müssen und hat wahrscheinlich Jean Paul noch nicht einmal gesehen!"

Am andern Morgen konnte ich im Vorbeigehen es nicht unterlassen, S*. von meinem Glücke in Kenntniß zu setzen; er war noch immer in seiner Bekanntschaft nicht weiter gekommen, ehe ich ihn aber verließ, kam das Mädchen und verkündete mit feierlichem Tone: „der Herr Legationsrath und die Frau Legationsräthin ließen sich zu heute Mittag die Ehre ausbitten." Also doch eine Spur von Gastfreundschaft. Dies war mir um Jean Paul's willen lieb.

Ich fehlte nicht zur bestimmten Stunde in dem eleganten Hause meiner neuen Freundin. Zwei Wagen standen vor der Thür und mehr Damen, als darin füglich Platz hatten, saßen im Zimmer, bereit fortzufahren. Jean Paul hatte sich entschuldigen lassen, statt dessen aber für den Abend bestimmt zugesagt. An seiner Statt war seine liebenswürdige Gattin erschienen, und mir war in jenem Augenblicke so lebhaft die Stelle aus den Flegeljahren im Sinne, wo er von dem Interesse spricht, das wir an den

Geliebtinnen und Frauen großer und berühmter Männer nehmen, daß ich doppelt das Glück empfand, die seinige kennen zu lernen.

Phantasie war damals eine etwas verwilderte Schönheit des vorigen Jahrhunderts; nichtsdestoweniger aber ein reizender Aufenthalt. Bedeckte Laubengänge, Terrassen, Treibhäuser, geschorene Hecken, Pavillons — lauter bekannte Dinge! Aber ein Thal liegt daneben, oder vielmehr ein Grund, voll seltsam geformter Steine, und das gibt der Gegend etwas Eigenthümliches. Ein grotesker Stein in der Mitte, der früher der Katzenstein hieß, wurde jetzt von den Damen „Jean Paul Stein" benannt und sie sagten mir, daß er hier vor einiger Zeit Morgens zu liegen pflegte, um zu dichten. Sie pflückten einige Epheublättchen und steckten sie in die Sträuße, die Aller Hände zierten und die sie für ihn, den großen Blumenfreund, bestimmt hatten. So hübsch es in Phantasie war und so liebenswürdig die Unterhaltung der Damen, so sehr sehnte ich mich doch nach Hause zu fahren. Die Andern waren nicht meiner Meinung; der Abend war zu schön und recht zur Schwärmerei gemacht; man blieb, bis die Sonne untergegangen war.

Wie wir in die Gesellschaftszimmer traten, kam uns ein dicker Mann freundlich entgegen, der schon auf uns gewartet zu haben schien. Alle Damen hüpften auf ihn zu und präsentirten ihm ihre mächtigen Blumensträuße, die er sich lächelnd an die Brust mit vielen Nadeln befestigen ließ.

Jean Paul war nicht eben elegant gekleidet, aber in seinem Anzuge lag dennoch der Ausdruck einer kleinstädtischen Zierlichkeit. So trug er z. B. eine weißgestrickte Weste, die natürlich ganz formlos war, an deren Rande sich eine Guirlande aus grünen Korallen hinschlängelte. Der Hals

war offen, der Rock abgetragen und sehr kurz, welches jetzt nicht auffallen würde, damals aber gegen die herrschende Mode sehr contrastirte. Ich trug einen sehr enganliegenden Ueberrock, auf den ich treten konnte, und oftmals, im schnellen Gehen begriffen, darüber stolperte.

Man setzte sich zum Thee; man musicirte; die Bürger declamirte. Jean Paul, mit dem ich eben im Gespräch begriffen war, zog mich in ein Nebenzimmer, um die Leute nicht in ihrer Andacht zu stören, wie er sagte, in der That aber, weil er kein Freund von dergleichen Declamatorien war. Hier hingen schöne italienische Landschaften an den Wänden, nach der Natur gezeichnet. Die boromäischen Inseln, die Ufer des Lago maggiore, die in seinem Titan eine so bedeutende Rolle spielen. „Sind meine Schilderungen nicht treu?" fragte er mich, „trag' ich meine Leser nicht gleichsam auf den Armen umher und zeig' ihnen Alles deutlich?"

„Nicht allen Lesern gleich," bemerkte ich. „Nun ja," erwiderte er, „ich gesteh' es, sowie die Leser sich ihren Autor wählen, so halte ich es auch für billig, daß die Autoren sich ihre Leser wählen dürfen."

Man nahm es mir übel, daß ich ihn der Gesellschaft entzog; die Wirthin selbst kam zu uns, um uns in den Salon zu führen. In demselben Augenblick war einer von den Zuhörern bei Anhörung eines Gedichts der Bürger, in süßem Selbstvergessen auf dem parkettirten Boden ausgerutscht und der Länge nach hingefallen. Jean Paul war ziemlich einsylbig geworden; man bat ihn sich zum Flügel zu setzen. „Er phantasirt himmlisch," sagte mir die Dame des Hauses, „nur wird es leider oft zu lang. Er kann nicht aufhören, wenn er ins Feuer kommt."

Er setzte sich nach einigen Umständen und präludirte.

„Lieben Sie das Lied: Namen nennen dich nicht — das in ganz Deutschland als Ihr Lieblingslied bekannt ist?" fragte ihn Jemand.

„Lieblingslied?" sagte er, „wer hat ein Lieblingslied? Das kann nur der Schweizer von seinem Kuhreihen sagen. Ich habe indeß das Lied gern, das ist wahr, ich weiß aber nicht, wie es zu jenem Namen gekommen ist."

Er fing zu spielen an; kühne Griffe, mächtige Accorde! Man stand lauschend umher; nicht Einer war in der Gesellschaft, der nicht die innigste Verehrung, die reinste Bewunderung vor dem Manne hegte. Sein Spiel machte daher den tiefsten Eindruck.

Man hat schon oftmals auf die Aehnlichkeit Beethoven's und Jean Paul's hingewiesen; ich habe sie Beide gekannt und gefunden, daß sie selbst bis auf ihr Aeußeres sich erstreckte. Beethoven war etwas kleiner, aber auf den ersten Anblick dieselbe kräftige Natur, dieselbe Nachläßigkeit in der äußern Erscheinung, dieselbe Gutmüthigkeit, dasselbe einfache, herzliche Wesen. Nehmen wir ihre Werke, so finden wir in Beiden dieselbe Tiefe, dieselbe scharfe Charakteristik, dieselbe ausführliche Malerei, die Schilderung ruhiger Gemüthszustände und das plötzliche Aufstürmen zur höchsten Leidenschaft; manchmal Gedanken, die der plattesten Wirklichkeit entnommen zu sein scheinen, neben dem höchsten Schwunge zur Erhabenheit. Ich getraue mir in Beethoven's Symphonien den Sonntag des schwedischen Landpfarrers, den Traum eines Unglücklichen, den Brief der Natalia Aquiliana und die herrlichsten Stellen im Titan nachzuweisen.

In Jean Paul's musikalischen Phantasien wurde seine Verwandtschaft mit Beethoven aber erst recht deutlich.

Nach beendigtem Spiel wollte er Thee; aber der Thee

war längst fortgetragen und die Bedienten brachten ihm andere Erfrischungen. Er bestand aber auf Thee und begehrte ihn so laut im Vorzimmer, daß die Dame des Hauses ängstlich auffsprang, um nach der Ursache des Lärms sich zu erkundigen, und wie natürlich sogleich Thee zu bringen befahl.

Leider ist es nur zu wahr, daß er im Eifer des Gesprächs dann diesen Thee so stark mit Rum zu versetzen pflegte, daß er am Ende reinen Rum trank und so für die Gesellschaft fast untauglich wurde. Dies war die Ursache, daß er von vielen bayreuther Gesellschaften, welche die Gegenwart des herrlichen Mannes mit dieser Unannehmlichkeit nicht erkaufen wollten, ausgeschlossen blieb.

Man trennte sich. Ich begleitete Jean Paul bis zu seiner Wohnung. Meine Seligkeit läßt sich nicht beschreiben. Noch vor wenigen Monaten betete ich ihn aus weiter Ferne an, und nun durfte ich an seiner Seite schreiten. Es kam mir wie ein Traum vor. Der Himmel war gestirnt; er sprach Einiges über Astronomie; es war seine Lieblingswissenschaft. An der Thür lud er mich ein, ihn zu besuchen. Ich blieb so lange bei ihm stehen, bis von innen geöffnet ward und sein alter Spitz, der wohlbekannte „Spizius Hofmann", an ihm wedelnd aufsprang.

Der Marsch nach Frankreich verhinderte mich von Jean Paul's Einladung Gebrauch zu machen. Am andern Morgen waren wir schon auf dem Wege nach Bamberg. Zu meinem Glücke wurde hier ein längerer Rasttag gemacht.

Sogleich setzte ich mich mit meinen bayreuther Freunden in Rapport, und eine Partie nach den muggendorfer

Tropfsteinhöhlen wurde beschlossen, an welcher Jean Paul auch Antheil zu nehmen versprach.

Dies war die anmuthigste Reise, die ich in meinem Leben gemacht habe. Es fehlte weder an Scherzen, noch an Intriguen und andern geselligen Würzen. Schöne Damen von fern und nah hatten sich angeschlossen, aber keine Einzige war von ihrem Manne beglückt, dafür aber fehlte es nicht an heimlichen und öffentlichen Courmachern und ein ganzer Troß fremden Militairs umschwärmte die bunte Karavane.

Ich hatte aus Frankreich mit meiner Freundin in Bayreuth einige Briefe gewechselt. Mit Sehnsucht erwartete ich den Augenblick, sie wieder zu sehen. Sie hatte mir ein Rendezvous auf dem Rheine gegeben. Allein den Frühling fand ich an dem Rheine, nicht sie. Ihr nächster Brief meldete mir, daß sie durch Krankheit abgehalten worden wäre.

Ich und mein Reisegefährte, der Baron P. von R., langten endlich an einem freundlichen Sonntage in dem goldenen Anker in Bayreuth an. Ich schickte sogleich den Lohnbedienten mit einem Billette zur Freundin, um sie von meiner Ankunft zu benachrichtigen.

„Kommen Sie heut Abend," lautete die Antwort, „und ist Ihr Begleiter von den gesitteten Russen Einer, der Vergnügen in unserer Gesellschaft findet, so bringen Sie ihn mit."

Ich fand einen ausgewählten Kreis bei ihr; einige schöne Frauen, den Grafen Drouet-d'Erlon, der damals in seiner Verbannung, unter dem Namen „Baron Schmidt",

in Bayreuth lebte, den Herrn von Osmund, einen Freund Jean Paul's, der unter dem Namen „Emanuel" in seinen Schriften vorkommt, u. s. w. Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, mußte ich noch zurückbleiben, um meine Krieges- und Reiseabenteuer zu berichten. Nachdem Alles mit großem Interesse angehört worden war, und ich mich entfernen wollte, wurde geschellt, und ein Bedienter erschien mit Kerzen, um mich nach meinem Zimmer zu geleiten. Meine Sachen waren bereits aus dem Gasthofe hierher gebracht worden, und die liebenswürdige Frau erklärte, daß ich nun ihr Gast wäre und es mir recht lange in ihrem Hause gefallen lassen möchte.

Am andern Morgen hatte sie einen Damenkreis im Hofgarten versammelt, dem ich einige Scenen eines Trauerspiels vorlas, das ich dichtete. Es war noch sehr früh und der Morgen köstlich. In der Ferne sahen wir Jean Paul, eine Tasche von Leder auf dem Rücken, einen Knotenstock in der Hand und seinen Hund neben sich, seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machen. Er pflegte dies jeden Tag zu thun, selbst im Winter, wo er sich Bretter auf den Schnee legen ließ, weil er am besten im Freien arbeitete. Ich würde aufgesprungen und ihm nachgelaufen sein, aber man sagte mir, daß er sich nicht gern in seinen Gedanken stören ließ.

Nachmittags besuchte ich ihn. Er hatte einen sonderbar hüpfenden Gang, und der dicke, große Mann, in einem ziemlich saloppen Negligé, machte eine originelle Figur in dem kleinen, niedrigen Schreibzimmer. Vor dem Sopha stand der Schreibtisch und queer daneben ein Schrank mit Abtheilungen, die mit Buchstaben bezeichnet waren, worin er seine Excerpte hatte. Ich hätte gewünscht, in diesem Reichthume stöbern zu dürfen. Neben ihm auf dem Sopha lag

der Spitz, der an einigen fetten Theilen des Schlafrocks leckte. Auf dem Tische, bei aufgeschlagenen Büchern und Papier lagen Pfropfen, an denen noch Harz und Pech klebte und die leicht errathen ließen, welche Gattung von Flüssigkeit sie einst verschlossen hatten.

„Sie finden mich nicht in der besten Laune," fing er an, „denn ich habe in jeder Woche meine drei Passionstage. Der eine, wo meine Zimmer gescheuert werden, der zweite, wo sie meine Kleider ausklopfen, und der dritte wo mein Barbier kommt. Heut ist nun Alles zugleich über mich hereingebrochen und Sie können wol denken, wie mich das in Unruhe versetzt."

Trotz dieser häuslichen Leiden fand ich ihn jedoch gesprächig und heiter. Er war so freundlich, mich um mein Trauerspiel zu bitten, und versprach mir darüber seine Meinung zu sagen.

Es war ein seltsames Misverhältniß zwischen Jean Paul und seinen Mitbürgern, die zum größten Theile keine Ahnung von seiner Bedeutung hatten. „Alles Todte lebt hier," sagte er zu mir in Bezug auf Bayreuths herrliche Natur, „aber alles Lebende ist hier todt," setzte er dann seufzend hinzu.

Er durchstrich gewöhnlich einsam die Gegend, stieg aber nur selten auf die Berge. „Die Menschen steigen hinauf, um Das zu suchen, was sie eben verlassen: die Ebene!" pflegte er zu sagen, „und so wünschen sie gar oft wieder ihre Wünsche zurück."

Seine liebenswürdige, geistreiche Frau schätzte er sehr. „Sie hat mehr Verstand als ich," sagte er mir einmal. Seine älteste Tochter, ein kleines Mädchen, fand ich die Flegeljahre lesend.

Man sprach damals in Bayreuth davon, daß Jean

Paul einen deutschen Don Quixotte soeben schriebe; ich weiß nicht, was man damit eigentlich sagen wollte, und glaube auch nicht, daß er sich mit dieser Idee beschäftigte; nach seinem Tode ist darüber nichts laut geworden.

Niemand ist wol so unglücklich wie Jean Paul mit seinen Nachahmern gewesen. Sie haben ihm hin und wieder seinen formlosen Styl nachgebetet, sie haben wol auch Anspielungen aus allen Wissenschaften bei den Haaren herbeigezogen und sich darin gefallen, von der Erde sich aufzuschwingen und durch die Lüfte nach andern Planeten zu segeln, auf die Erde hinabzublicken, und die Thränen, die darauf geweint, die Blutstropfen, die darauf vergossen werden, aus der Ferne zu betrachten und dabei von Liebe und Sternen und Blumen gar schöne Träume zu haben und in lyrisch-überschwänglicher Prosa sich darüber vernehmen zu lassen; das war leicht! Aber seine scharfe, wahre Charakteristik, seine Laune, seine Komik, worin kein anderer deutscher Schriftsteller ihn erreichte, sein tiefes Gefühl, wo es sich ohne Visionen und Träume und Tiraden, so anspruchlos und rührend, in kleinen, der Natur abgelauschten Zügen kundgibt; diese seltenen Gaben seines Genius stehen unerreicht unter uns da und wir rufen Jedem, der sich mit einiger Anmaßung seinen Nachahmer nennen will, Jean Paul's eigene Worte zu: „Wer Lust hat, sich als deutscher Romancier zu versuchen, der setze sich hin und beendige die Flegeljahre."

Viele Jahre nach diesen Vorfällen waren verstrichen, als der Director einer Schauspielergesellschaft in Bayreuth seine Ankündigungen erließ und das Publicum zum Besuch des Theaters einlud. Es war ein Mann in den besten Jahren, der sich eifrig nach Diesem und Jenem im Orte erkundigte. Wenn man ihn fragte, ob er schon hier gewesen, da er so bekannt scheine, so lächelte er seltsam und seufzte tief. Er schien nicht glücklich zu sein.

Am späten Abend, nachdem die erste Theaterprobe beendigt war, die der Eröffnung der Vorstellungen voranging, lief er allein durch die öden, regelmäßigen Straßen des Städtchens. In der Friedrichsstraße blickte er lange nach einem Fenster im zweiten Stocke eines schönen Eckhauses, dann setzte er sich auf die Schwelle dieses Hauses und schien in trüben Gedanken versunken. Erst tief in der Nacht raffte er sich auf und schwankte heim.

Welch ein Abstand von Sonst und Jetzt! Jener trübsinnige Schauspieldirector war wiederum ich, der an den Ort zurückkehrte, wo er einige Momente seiner heitern glanzerfüllten Jugend verlebt hatte. Wie ich dahin gelangte, ist mir hier zu erzählen nicht möglich. Jenes Fenster war sonst mit gelber Seite verhängt, dort stand das Canapee mit den schwellenden gelbseidenen Kissen, wo ich in süßer, vornehmer Ruhe die Stunden der Tageshitze verträumte, bis die Kühle des Abends zu den anmuthigsten, geistreichsten Genüssen lud! Drüben wohnte Jean Paul! Das war sein Fenster, aus dem mir sonst die späte Studirlampe leuchtete; jetzt war Alles finster, wie ausgestorben. Ach! und er war ja gestorben! Er schlief draußen unter dem Hügel und sie hatten ihm liebend seine Lieblingsblumen aufs erloschene Herz gelegt. Er hatte die Blumen so lieb, der weiche, fromme Mann.

Wie ich nach Hause ging, begegneten mir ein Paar Mitglieder meiner Schauspielergesellschaft, die eben aus einem Weinhause kamen. Sie begrüßten mich mit „Herr Director"; ich lief unwirrsch vorbei.

Am andern Morgen bei früher Stunde besuchte ich Jean Paul's Grab und weinte dort; als ich in mein Bureau trat, warteten bereits viele Leute, die sich abonniren wollten, und auch die Frau Legationsräthin Richter hatte geschickt. „Wenn der Herr Director Derselbe ist, der einmal vor Jahren im Hause des Herrn Legationsraths gern gesehen wurde, so wünschte seine Witwe recht angelegentlich ihn wiederzusehen;" so sagte das Mädchen, welches die Abonnementsbillete holte.

„Er ist Derselbe und auch nicht," antwortete ich beengt, und als das Mädchen um Deutlichkeit bat, da es nicht wußte, was es der Herrschaft ausrichten sollte, fügte ich hinzu:

„Ich lasse der gnädigen Frau für Ihre gefällige Theilnahme danken und werde der Erinnerung Ehre zu machen suchen."

Das Mädchen ging dankend davon und versicherte, daß es ihrer Herrschaft sehr angenehm sein würde, da sie meinen Besuch als gewiß annahm. Ich ging aber nicht hin in das Haus Jean Paul's, auf die Gefahr hin, gegen die Höflichkeit zu fehlen. In der That aber glaubte ich so die Erinnerung zu ehren.

Ich lehrte an dem Tage die „Sieben Mädchen in Uniform" das Exercitium.

Der Vorstellung wohnte ich nicht bei. Es war herbstliches Wetter; das Theater war überfüllt und mein Kassirer sagte mir mit freundlicher Miene, daß die Gagen gedeckt

seien. Das hieß freilich mir eine bedeutende Sorge vom Halse nehmen; ich blieb aber ziemlich unempfindlich dabei.

In den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, ging ich die Allee hinauf, die nach Eremitage führt. Die Spitze des Fichtelberges war in dunkle Wolken gehüllt und die hohen Pappeln der Straße ragten aus dem Nebel. Die herbstliche Landschaft vermehrte das Wehmüthige meiner Stimmung. Ich strich durch die Gebüsche, an den Wasserkünsten, an dem Sonnentempel vorüber:

„Den Plätzen allen meiner stillen Freuden! — —

Ich fand den Tisch, wo ich und S*. Punsch getrunken; dort stand die Bürger und declamirte; des Regens wegen waren Tische und Bänke umgelegt, ich richtete sie zurecht und setzte mich ungeachtet der Näſſe. Mir ward es so leichter; es schien mir, als ob Alles rings um mich weinte. „Jetzt werden sie wol schon ihr Exercitium machen und die Leute werden klatschen und die Gage ist gedeckt!" sagte ich zu mir selbst und mußte bitter lachen.

Ich brach erst spät auf. Das Theater mußte längst aussein. Ich war bis auf die Knochen durchnäßt. Da stand ein kleines Häuschen auf dem Wege, ich klopfe an, um mich durch ein Getränk zu erwärmen. Ein runzeliges Mütterchen machte vertrauenvoll auf. „Machen Sie mir ein Glas Punsch, wie Sie es sonst für Jean Paul machten," rief ich der Alten zu.

Wie elektrisch durchfuhr es sie; sie lief hin und her, sie machte Feuer, sie schleppte dies und das aus dem Schranke herbei, und im Nu dampfte ein großes Glas Punsch vor mir, übermäßig heiß, übermäßig stark, übermäßig sauer. So pflegte sie es ihm zu machen.

„Ich bin durchnäßt," sagte ich, „und will diese Nacht hier schlafen. Geben Sie mir das Bett, das Sie sonst für Ihn bereit hielten."

Geschäftig führte mich das Mütterchen ins obere Stockwerk, in das grüne Stübchen, wo ein reinliches Bett stand.

„Ach!" seufzte sie, „wenn's jetzt hell wäre, wie würden Sie sich freuen über die Aussicht. Darum liebte es auch der selige Jean Paul so.

„Ich kenne die Aussicht wohl," sagte ich, indem ich mich rasch entkleidete, denn ein Fieber schlug meine Zähne aneinander und verlangte, daß ich mich ins Bett legte. Und die Alte stand immer vor mir und erzählte mir viel von Jean Paul, ihrem besten Freunde. Ich ließ mir die wohlbekannten Geschichten erzählen, als wenn sie mir etwas Neues wären.

„Am Morgen kam er, sehr früh, und dann hieß es: Alte, mein Frühstück! aber weiter wurde nichts gesprochen, und fleißig drauf losgeschrieben. Wenn ich dann bei mir dachte, Mittag ist's längst und der arme Jean Paul bekommt zu Hause nichts mehr zu essen, dann ging ich zu ihm, zupfte ihn am Aermel und fragte: Nun wie wird's denn heute werden? Und dann lachte er und sagte: „Ist's denn schon so spät, koch' mir, was ich gern esse!" Und dann backte ich ihm einen fetten Karpfen und dazu eine große Schüssel Salat, denn Das wußte ich schon, aber er aß nur sehr wenig. Und die letzten Jahre fast gar nichts mehr, da war der gute Jean Paul ganz abgefallen; seine alten Röcke waren ihm so weit geworden, die schlotterten nur so um ihn, das war ein Jammer zu sehen. Den Tod seines Sohnes konnte er nicht verschmerzen. „Der holt mich bald nach!" pflegte er wol oft zu sagen. Aber vorgelesen hat er mir von seinen Schriften, der gute Mann,

bis zuletzt, als er gar nicht mehr schnaufen konnte. Er sagte immer: Du verstehst schon, was ich sagen will, Du verstehst mich am besten! und ich sagte ihm dann wol manchmal, was mir nicht gefallen wollte, und er versprach es zu ändern. Ja, nun er todt ist, sehe ich erst ein, was ich an ihm verloren. Er war mein Alles und mein größtes Glück. Er hat mich zur berühmten Frau gemacht, die von Fremden aus allen Welttheilen besucht wird, aber ich wollte er lebte noch und sie kämen blos um seinetwillen und bemerkten mich gar nicht. Die Engländer sind gekommen und haben mir das Zimmerchen hier für theuere Miethe erstehen wollen; ich geb's aber nicht her; denn wenn ich nicht Morgens hier andächtig sein könnte, so müßte ich schier vergehen. Nun, so auf eine Nacht, gebe ich's denn schon ein Mal her, wenn Einer kommt, der ihn gut gekannt hat, und bei solchem Wetter, wo man dem heulenden Hund die Thür öffnet!"

— — Gute, geschwätzige Rollwenzel! Du warst Jean Paul's Freundin! Deine rührende Gestalt ist durchaus erforderlich, das Bild unseres großen Humoristen zu ergänzen. Er erfreuete sich wohl persönlicher Gunst höhergestellter Frauen; die Krüdener schloß sich einst Stunden lang mit ihm ein, als er, ein junger burschikoser Geselle, in Berlin war, um ihm die Haare zu schneiden und zu ordnen, die Staël hat ihn besucht, aber die Rollwenzel ist ihm treu geblieben; sie hat ihm bis an sein Lebensende das kleine, grüne Stübchen aufgeschlossen, ihm sein Leibgericht gebacken und ihm treuherzig ihre Meinung über seine Schriften gesagt. Das war sein Salon! Die Rollwenzel war Das für ihn, was die Recamier für Chateaubriand war, und wahrlich nicht minder!

Dem stillen, innerlich heitern Dichtergemüth genügte sie

so, wie die ewige Aussicht auf den Ochsenkopf, der die waldigen Gipfel ringsum überragte, die Pappeln der Eremitage und die Steine von Phantasie. Wie reich, wie vornehm ist solch ein deutscher Dichter und wie weise! Den einzigen Mangel, den Jean Paul von diesem Umgang, von dieser Umgebung verspürte, war, daß er nicht glücklich im Schildern feiner Salons und moderner Abgeschliffenheit war. Wie anziehend macht ihn das!

Ich habe nach dieser Nacht die alte Rollwenzel noch einige Male besucht. Sie schien sehr an Kräften abzunehmen; ich dachte mir wohl, daß sie es nicht lange mehr ohne ihren Freund aushalten werde. Und richtig ist sie kurze Zeit darnach gestorben.

Wie eine Saite, die einmal einen starken Ton gab, noch lange nachklingt, so tönte mein erster Aufenthalt in Bayreuth durch mein ganzes Leben, bald erfreulich, bald zur Wehmuth auffordernd, einst sogar geheimnißvoll und schaurig.

Ich saß mit meiner Frau im weiten Zimmer eines alten Hauses auf dem Schrannenplatze in München. Es war wieder im Spätherbste, aber viele Jahre waren seit meiner Theaterdirection und jenem Besuche bei der Frau Rollwenzel vergangen. Es dunkelte bereits tief, wie ich es liebe, wenn ich meinen Gedanken nachhänge; Alles war still um uns her; man vernahm das Picken der Taschenuhr. Plötzlich sagt meine Frau mit dem Ausdruck der Bangigkeit: „Hast Du nichts gehört?"

„Es wird die Mutter sein," sprach ich, „ich höre draußen im Gange vor unserer Thür etwas rascheln. Oeffne!"

Meine Frau gestand, daß sie sich fürchtete. Lachend erhob ich mich; vor der Thür fand sich aber Niemand; dafür

raschelte es jetzt am Ofen, längs der Wand, wie wenn ein gelähmter Vogel mit den Flügeln in einem engen Raume um sich schlägt.

„Es ist jetzt im Zimmer — ein Thier!“ rief ich, und schnell wurde Licht gemacht — aber nichts wurde gefunden. Das Geräusch hatte aufgehört und Alles war wieder still ringsum und die Taschenuhr pickte wieder vernehmlich.

Wir saßen uns stumm gegenüber; die Sagen von Anmeldungen Sterbender wurden in uns wach und wir theilten uns darüber manche Erfahrung mit.

Ich konnte nicht einschlafen und quälte mich mit Gedanken von Ahnungen und Anmeldungen; bekämpfte sie bald als Aberglauben, bald mühete ich mich ab, zu ergründen, auf wen sich dies Geräusch bezogen haben könne: „Wen es wol abfordere,“ wie die Leute sagen.

Und nach ein paar Tagen finde ich in der münchener Zeitung die Todesanzeige jener Dame, in deren Hause ich einst in Bayreuth so liebreich aufgenommen worden war. Sie war nach München gereist, um von den dortigen Aerzten sich kuriren zu lassen, und an jenem Abende, präcis um die Stunde — wie es in der Anzeige hieß — gestorben, als wir das Geräusch vor der Thür und dann im Zimmer vernahmen.

Ich hatte nicht gewußt, wie nahe ich ihr damals war; sie aber hat, wenn sie des Bewußtseins fähig gewesen, meiner gewiß im letzten Augenblicke gedacht!

Sechs Wochen aus dem Tagebuche einer Frau von Stande.

Wem alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben hin sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn,
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin. —

Friedrich Schlegel.

5. Mai 1815. Abends.

Der erste Tag ist vorüber. Mein Mann wird in seiner Garnison ruhig schlafen, denn der Marsch wird ihn ermüdet haben; ich aber sitze schlaflos da, die Feder in der Hand, von seltsamen, nie geträumten Gedanken heimgesucht.

Mit achtzehn Jahren — nach einer zweijährigen Ehe, zur Witwe geworden, Strohwitwe, wie es die Leute nennen — Strohwitwe auf unbestimmte Zeit, in einer mehrfach bewegten. Ein seltsames Geschick! Ich stand vor sei-

nem Bilde. Wie ernst er auf mich niederblickt, wie steif — wie — wie ausgestopft in der weißen Uniform — das bleiche Gesicht, der fahle Schnurrbart, die großen, blauen Augen, der stiere, ernste, kalte Blick. Nein, Karl, Du nimmst mir's nicht übel, ich konnte Dir nicht folgen in die kleine Festung an der Grenze, wohin Dich Dein Fürst und Deine Pflicht leiteten. Ich werde mich mit Dir beschäftigen, wir werden uns oft schreiben, in solcher Abgeschiedenheit findet die Liebe Nahrung, ich fühle, wir werden glücklicher sein, wenn wir einst wieder vereinigt sind.

Gute Nacht, Karl! Wärst Du hier, ich wollte Dich herzlicher küssen, als ich Dich je geküßt habe. Nun, da Du nicht hier bist, will ich Deinem Bilde den Kuß geben. Pfui, der garstige Maler! wie kreidig, wie gespenstig er Dich gemacht hat. Annibal Caracci hatte Recht, es wäre für manchen Maler zu wünschen, wenn die weiße Farbe die theuerste wäre. Aber — bleich bist Du wirklich, und recht kalt und geistlos kannst Du auch aussehen, wenn Du nicht gerade die Pfeife im Munde hast, und das wollte der Maler nicht leiden.

Schön bist Du nur, wenn Du reitest. Und nun nochmals gute Nacht, Karl! Wenn Du einst wiederkehrst und dies Blatt liesest — so wirst Du ja sehen, daß ich mich vor dem Einschlafen mit Deinem Bilde — mit Dir — beschäftigt habe.

6. Mai.

Welch angenehmen Tag habe ich verlebt! Nicht einen Augenblick habe ich Langeweile verspürt, und bin Strohwitwe! Wie unrecht that Karl der guten Präsidentin

Sie ist unterhaltend, liebt die Unterhaltung, und läßt sich daher unterhalten. Sie soll daheim im kalten, fernen Pommern einen alten, grämlichen Mann haben, der ihr das Leben verbittern wollte. Das litt sie nicht und zog heim zu ihren lieben Verwandten im Süden. Die lebensfrohe, weltkluge, junge Frau war mir stets eine angenehme Erscheinung! Warum wollte Karl nicht leiden, daß ich mich ihres Umgangs erfreute? Sie lebt frei und unabhängig und läßt sich ein wenig den Hof machen. Cousin Fritz wird augenscheinlich begünstigt; wie fein sind jedoch die Aufmerksamkeiten, die er ihr widmet, wie zart die Art, wie sie sie empfängt! Das muß man gesehen haben, um sich von Minne und Galanterie einen Begriff zu machen.

Ja, ja, Karl! das muß man gesehen haben! Was machst Du jetzt wol? Ob Du auch an mich denkst? Morgen bekomme ich den ersten Brief von Dir. Wie freue ich mich darauf — den meinen hast Du schon gelesen, und wol auch geküßt. Gute Nacht, Karl!

7. Mai.

Welch ein Frühling! welche Blütenfülle! wie viel Nachtigallen! o Karl — wäre das nicht Alles so, ich würde mich doch recht sehr um Dich grämen! Unser schönes Thal ist himmlisch geworden. Man sagt, die rauhen nordischen Krieger, die auf ihrem Heereszuge durch unsern freundlichen Ort kamen, seien entzückt davon.

Wie es wol in Karl's Garnison aussehen mag? Um eine Festung ist Alles rasirt — das muß traurig sein. Wie ist es möglich, solchen Garnisondienst zu ertragen, während die Kameraden mit offener Brust und freier Stirne dem Feinde entgegenziehen? Karl findet sich ganz behaglich.

Er schildert mir seine Lebensweise, die Manège, den Whist-Klubb und ein Diner beim Commandanten. Mich freut's, daß er zufrieden ist, — ich bin es auch.

Wie verändert meine Wohnzimmer sind, Karl würde sie nicht wiedererkennen. Alte, liebe Beschäftigungen habe ich wieder hervorgesucht. Guitarre, Klavier, Harfe, eine Menge Noten, Lectüre, Stickereien, Alles bunt durcheinander und doch so sinnig. Es sieht wahrhaft genial bei mir aus, und vor Allem hab' ich dich wieder, geliebte Staffelei! Du, die Karl nicht leiden mochte, die ich wider Willen verbannen mußte. Wie ich heute so dasaß, die Palette auf dem Daumen, und die Farben zu einem frischen Blumenstrauße nach Abraham Mignon mischte, da fielen mir meine Mädchenjahre ein. Ich lasirte und lasirte, der Thautropfen auf der Rose wollte mir nicht gelingen — da fiel eine Thräne darauf.

Böser Karl, wie konntest Du mir auch zwei Jahre lang diese reinkünstlerische Freude versagen! Die Hofräthin hat einige von den fremden Officieren kennen gelernt, die sie mir rühmt; es sollen Leute von vieler Liebenswürdigkeit unter ihnen sein.

8. Mai.

Die Hofräthin, die Präsidentin und ich, wir hatten eine Spazierfahrt nach dem Lustschlosse Meillerie verabredet. Madame S., die fremde Schauspielerin, die mit so vielem Beifalle auf unserm Duodeztheaterchen Gastrollen gibt, eine Frau von Bildung und feiner Sitte, war zum Essen bei mir, und da ich wohl wußte, wie gern jene Damen in Gesellschaft von Künstlern sich befinden, so lud ich Madame S. ein, an unserer Partie Theil zu nehmen.

Daß Cousin Fritz bereits zu Pferde vorausgeeilt war und uns erwartete, versteht sich von selbst, denn die Präsidentin war ja mit uns. Es liegt allerdings ein großer Reiz in solchem Cicisbeat, und ich sehe ein, daß sich's eine Frau, sei sie freiwillig oder unfreiwillig Strohwitwe, wol gefallen lassen kann.

Ei, wie frivol! ich erschrecke fast darüber, dies geschrieben zu haben. Doch in einem Tagebuche sollte man nie etwas ausstreichen. Es soll uns ja unsere Stimmungen, Meinungen und Gefühle an jedem Abende eines durchlebten Tages nach späten Jahren noch zurückempfinden lassen.

Der Nachmittag wurde angenehm hingebracht. Madame S. declamirte einige schöne Dichtungen, und dies zog einige nordische Gäste, die, unfern von uns, sich unter den ringsumhersitzenden Kaffee- und Biertrinkern durch den Genuß dampfenden Punsches auszeichneten, in unsere Nähe. Ehe wir's uns versahen, war ein Gespräch eingeleitet, da die Fremden sich mit Geläufigkeit unserer Sprache bedienten.

Ich muß gestehen, daß diese Männer einen sehr günstigen Eindruck auf mich machten. Einige unter ihnen zeigten einen nicht gewöhnlichen Grad von Bildung. Besonders war es Einer, der mir viel von Dresden und der dortigen Gallerie zu erzählen wußte. Er schien entzückt, als er hörte, ich triebe diese Kunst mit Leidenschaft.

Ich sagte es ihm nicht — ich hätte nie das Herz dazu gehabt. Die Präsidentin that es und die Hofräthin stimmte in ihr Lob ein, das sie mir spendete. Der junge Officier gab nicht undeutlich zu verstehen, wie gern er von meinen Arbeiten zu sehen wünschte. Ich zagte ordentlich, ihn zu

mir einzuladen. Es schien mir zwar unhöflich, jedoch wußte ich mir nicht zu rathen.

Der Abend war bereits hereingebrochen. Der große Kreis um unsern Theetisch hatte sich in kleinere Kreischen aufgelöst. Was sich angezogen hatte, saß traulich zusammen, in halbleiser Rede begriffen.

Man dachte nicht ans Nachhausefahren. Madame S., die immer wieder aufs Malen und immer wieder auf meine Kunstleistungen zu sprechen kam, lud endlich, da der junge Fremde seinen Wunsch unverhohlen zu erkennen gab, diesen ein, mit uns zu Nacht zu essen. Ich erschrak über die Dreistigkeit der Frau; doch mußte ich freundlich in die Einladung einstimmen, die der Fremde, wie mir schien, mit großer Freude annahm.

Ehe wir zurückfuhren, bat ich Karl's Schwester, Ottilie, uns zu begleiten. Die Präsidentin war früher nach Hause gefahren, von Fritz begleitet; der Hofrath war uns mit seinen Töchtern nachgekommen, zu denen bei der Heimfahrt sich die Hofräthin gesellte, und somit war für Ottilien und den Fremden in meinem Wagen Platz geworden.

Der Abend floß sehr heiter in Gesprächen über Kunst und Musiciren hin, und es ist bereits ein Uhr, da ich dies schreibe, und noch keine Stunde, daß die Gesellschaft mich verlassen hat.

Für Morgen ist eine Spazierfahrt nach Schönthal projectirt. Der Himmel gebe schönes Wetter dazu!

Ach Karl, Du schläfst wol schon längst und träumst von mir — ich lösche das Licht, und will, bis ich einschlafe, nur an Dich denken!

9. Mai.

Nie ist mir Schönthal so entzückend vorgekommen, wie heute. Es war dieselbe Laube, dasselbe Haus, dieselbe Ferne, und doch Alles so anders. Die Durchsichtigkeit des Himmels war echt italienisch, und dies gab dem Ganzen den zauberischen Reiz.

Der steife Schloßgarten mit seinen Grotten und Arcaden, Taxuswänden und steinernen Götterfamilien, der mir sonst in der Nähe dieser Landschaft doppelt verhaßt war — dieser steife Schloßgarten, der dem abscheulichen Hirschpark Ludwig's XV. wol ähnlich sehen mag, kam mir in meiner heutigen Stimmung sogar angenehm vor. Ich durchstrich ihn nach allen Richtungen und ließ — unbelauscht, wie ich zu sein glaubte, mir das glühende Gesicht von dem feinen Staubregen erfrischen, den die Attrappe in der Hand einer grünlichen Najade mir willig spendete. Ich hatte die Augen geschlossen und fühlte mich bei der drückenden Hitze durch die feinen Wassertheile wunderbar erfrischt. Plötzlich ist der Regen gehemmt, ein glühender Hauch berührt mein Gesicht. Erschreckt öffne ich die Augen und gewahre zu meinem Schrecken einen schwarzen Schnurrbart und einen weit laut auflachenden Männermund dicht vor dem meinigen. Ich trete zurück — und erblicke nun — Theodor — so heißt der junge fremde Officier, den ich gestern kennen lernte.

Es kam mir vor, als sei Das, was er gethan, unanständig, und ich wollte mich erzürnt stellen. Es gelang mir jedoch nur halb und Theodor hörte nicht auf zu lachen. Und was hatte er denn gethan?

Wir gingen neben einander hin, und ich befand mich wohl in seiner freien Unterhaltung. Dieser spielende Witz, diese

leichte Frivolität, die selbst, wenn auch nicht gerade heilige, doch sehr gravitätische Dinge mit Sarkasmen und Neckereien wie mit den hüpfenden Lichtfunken eines Prisma's bewarf, war mir neu, beengte mich zwar, doch konnte ich mich nicht satt hören.

Was diese Männer, die in weiten Zügen im Gefolge siegreicher Waffen wie im Fluge die Welt sehen, für einen hohen Grad von übermüthiger Sicherheit besitzen! Eine Frau, in meinen Verhältnissen geboren und erzogen, staunt solche Größe an und muß sich vom Schwindel ergriffen fühlen, sieht sie sich plötzlich in diese Verhältnisse versetzt.

Interessant ist der Umgang mit den Fremden auf jeden Fall; ich denke, mit Vorsicht kann und darf er genossen werden. Wie freue ich mich, daß Karl nicht hier ist. Auch er ist ein artiger Mann, Cavalier, Soldat — aber er hätte es gefühlt, wie sehr er hinter diesen Fremden zurückstehen muß, und das wäre mir in so mancher Hinsicht unangenehm gewesen. Nein Karl, es ist recht gut, daß Du jetzt nicht hier bist!

10. Mai.

Der Tag verging einsam und unfreundlich. Es regnete und ich verließ mein Schlafzimmer nicht, weil ich an Migräne litt. Gegen Abend ward meine Laune mir selbst unerträglich. Ich hatte weder Cousin Fritz, noch den Baron von M., noch sonst Jemand von meinen kleinstädtischen Bekanntschaften vorgelassen, die Alle zur gewöhnlichen Theestunde sich eingestellt hatten, und war daher genöthigt, in der Gesellschaft meiner Bonne, der langweiligsten von der Welt, zu soupiren.

Kein Wort entschlüpfte ihren dichtgeschlossenen Lippen.

Es war entsetzlich. Unmuthig warf ich den Flügel eines kalten Kapauns, den ich voll Ingrimm abnagte, auf den Teller, sprang auf, warf mich mit Ungestüm in den Lehnsessel am Pianoforte und phantasirte. Nach einigen wilden Läufen und grellen Uebergängen spielte ich unwillkürlich die sanfte Melodie:

„Il est trop tard pour qu'amour nous engage“

und hatte mich ganz in das süße Lied hineinversenkt, als ein lauter Schrei meiner Bonne mich aus meinen Träumereien weckte. Ich blickte erschreckt um.

Wie in einem Zaubermährchen, wo ein neckender Geist, in vielerlei Gestalten, auf allen Wegen, den Rittern und Damen, bald hilfreich, bald verderbend entgegentritt, so geschieht es mir mit diesem Menschen.

Ich blicke um — und Theodor und noch vier oder sechs seiner Spießgesellen, wer mochte sie zählen! knien mitten im Zimmer und klatschen Bravo. Dann erst springen sie auf und bringen die höflichsten Entschuldigungen vor. Meine Zaubertöne haben sie herbeigelockt, haben sie dergestalt berauscht, daß sie die Sitte höhnend, eingedrungen seien in das Zimmer einer Dame, zu dieser Stunde, in solcher Anzahl. Welche Ueberschreitung des in unserm Städtchen als schicklich Anerkannten! Ich erschrecke, wenn ich daran denke!

Aber erfüllt sind die Menschen von der liebenswürdigsten Offenheit und der echtesten Galanterie, wogegen unsere schalen Höflichkeitsformen gewaltig abstechen.

Wie oft sang ich bei offenem Fenster, in den duftendsten Frühlingsnächten, bei besserer Disposition der Kehle meine lieblichsten Lieder, und nie fiel es einem unserer Honoratioren ein, wenn ihn sein Weg aus der Harmonie

vorüberführte, in das Zimmer zu dringen und wie anbetend auf die Kniee zu stürzen. Ja, Karl selbst lag, mir den Rücken zukehrend, mit dem Kopf zum Fenster hinaus, Rauchwolken vor sich hinblasend, die ihm angenehmer schienen als Blütenduft, und in meine hingeseufzten Töne nicht selten einen gellenden Pfiff dazwischen sendend, der dem Favorithunde Madame galt, welcher in weiten Kreisen, laut bellend, gleich dem Höllenhunde, auf der Straße herumtobte.

11. Mai.

Das fremde Corps, das bereits einige Tage hier ist, wird noch eine Woche bei uns bleiben. Unsere Familien sind damit recht sehr zufrieden und die Fremden scheinen es auch zu sein. Jene wetteifern in geselligen Vereinigungen, diese können nicht aufhören, unsere Gastfreundschaft zu loben. Ach — auch mir kann es recht sein, wenn sie noch hier bleiben — doch werde ich mich ein wenig aus den Gesellschaften zurückziehen. Ich fühle, daß diese geräuschvollen Vergnügungen meinen Nerven nicht zuträglich sind, und meine künstlerischen Bestrebungen, die mich gleich nach der Abreise meines Mannes so sehr in Anspruch nahmen, haben fast aufgehört. Und dann — das ewige Einerlei dieser Gesellschaften. Dieselben Gesichter — dieselbe Alltäglichkeit — dieselbe Langeweile — und doch war es nicht möglich, heut' von Hofraths vor Mitternacht davon zu kommen. Die Kinder in dieser Familie sind mir unausstehlich — namentlich das älteste Fräulein, die zum Abbrechen Schlanke, Blanke, Kranke. Welche traurige Schwärmerei, welche herausfordernde Züchtigkeit, welch kindischer Eigensinn! O mein Gott! Und mit diesem Wesen konnte Theodor den ganzen Abend plaudern, heimlich plaudern. Was ist mit Pauline zu reden,

worauf sie nicht ein Ja oder Nein antwortet — dieses Ja oder Nein wird zwar gedehnt, gestoßen, geschleift, spitz und tief vorgebracht; aber dennoch ist es immer ein geistloses, kahles Sylbchen, und es zeigt von einer übergroßen Eitelkeit, sich selbst sprechen zu hören, mit einem solchen Automaten den ganzen Abend hinzubringen.

Ich habe Kopfschmerzen — Morgen will ich früh aufstehen und an Dich schreiben, mein guter Karl.

12. Mai.

Am heutigen Nachmittage große Conferenz bei der Hofräthin. Es wird eine Fahrt in das nahe Gebirge veranstaltet werden und die uns befreundeten Officiere des fremden Corps sollen daran Antheil nehmen. Die Gesellschaft wird zahlreich. Ich verließ die Versammlung bald, weil ich launisch war, und übertrug meine Stimme der guten Hofräthin, die zugleich Vorstand des ordnenden Comités ist. Sie ist zu solchen Dingen sehr geschickt und zeigte alsbald ihren Tact, daß sie erklärte, keine von den zärtlichen Müttern dürfe ihre Kinder mitnehmen, die bei einer solchen Partie nur störend wären, und selbst ihr Paulinchen würde zu Hause bleiben.

Als ich nach Hause gekommen war, beendigte ich den am Morgen angefangenen Brief an Karl, der ihm nun einen Auszug dieses Tagebuches bringt. Er bat mich selbst um einen bloßen Auszug, da doch alle die Geringfügigkeiten meiner kleinen Häuslichkeit für ihn ohne Interesse wären. Ich werde seinem Befehle nachkommen.

Theodor ist bei aller Liebenswürdigkeit dennoch ein ganz schrecklicher Mensch. Von einer Ausgelassenheit, die an Verruchtheit grenzt. Ich wollte um Alles in der Welt nicht

in nähere Gemeinschaft mit ihm gerathen. Er begeht die tollsten, verwegensten, verbotensten Streiche und mit einer Liebenswürdigkeit, daß man fast vergißt, wie toll, verwegen und verboten sie sind.

Was thut er heute!

Mein Kammermädchen steht im Vorzimmer und hat die Weisung, Niemand einzulassen. Ist stehe ganz entkleidet vor dem Trumeau und wasche mir Brust und Rücken. Da wird die Thür des Vorzimmers aufgerissen und nach mir gefragt. Das Mädchen antwortet, und wenn ich gleich diese Antwort nicht verstand, so lasse ich mich dennoch nicht stören, da überdies meine Thür verschlossen ist. Plötzlich höre ich halbleise die Worte: „Wenn Du Dich unterstehst!" — und bald darauf noch leiser ein Wimmern, ein Bitten, wie wenn Jemandem Schmerz zugefügt wird, und zwar so nahe an der Thür, daß ich sogleich an ein Lauschen denken mußte.

Ein eiskalter Schauer überläuft mich, ich weiß nicht, was es ist; um jedoch hinter die Sache zu kommen, gehe ich nach dem Hintergrund der Stube, gleichsam um etwas zu holen, und den Lauscher an der Thür, den nun ich belauschen wollte, nicht zu verscheuchen. Ich drücke mich an die Wand, in welcher die Thür befindlich ist, und schleiche so sachte zum Schlüsselloch. Da erblicke ich Theodor, den Finger meines Kammermädchens zwischen den Zähnen, das Auge an die Oeffnung gedrückt, um bei dem leisesten Versuche von ihrer Seite, sein Lauschen zu verrathen, wie sie mir nachher gestand — ihr den Finger abzubeißen. Halb ohnmächtig warf ich mich auf die Ottomane, hüllte mich in einen Shawl und klingelte. Mein Mädchen trat mit einer verstörten Miene durch eine Tapetenthür ein, indeß hörte ich, wie Theodor sich kichernd entfernte.

13. Mai.

Der Tag verging mit den Vorbereitungen zur Reise. Unter Anderem ward auch an Karl geschrieben.

Die Sonne schien herrlich und das Gebirg lag in seinem veilchenblauen Dufte da, der immer beständiges und schönes Wetter anzeigt. Die Reise wird acht Tage dauern und ich verspreche mir viel Vergnügen davon.

Ich konnte meine Augen nicht von den seltsam geformten Kuppen abbringen, die wie ein mystischer Vorhang am fernen Horizonte ausgespannt waren, der mir jetzt noch so Manches verbirgt. Ich bin überzeugt, daß mir diese Reise die Lösungen bringen wird.

Die warme Sommernacht spielt durch das geöffnete Fenster mit ihren Düften und Klängen, hoch oben leuchtet der Mond, im Westen zucken Blitze. Es ist göttlich! Mir wird so heiß! Ich will mich ins Fenster legen. — — Gute Nacht, ihr lieben Berge! Bald werden wir uns näher kennen lernen. Ihr sollt mir eure geheimen Herrlichkeiten alle zeigen. Die verschwiegensten Thäler mit ihren Silberbächlein, ihren schwarzen Felsenhäuptern, die sie bewachen, den endlosen Höhlen, wo die Metalle wachsen, den friedlichen Sennhütten, wo Unschuld und Treue wohnt, und den romantischen Trümmern, die an Stärke mahnen.

Unschuld, Treue, Stärke!

Mir fallen die Augen zu. Das nächste Blatt bringt die Beschreibung des ersten Reisetages.

14. Mai.

Wir sind im ersten Nachtquartier, dicht am Fuße der Berge, der heutige Tag ward von einer glühenden Sonne

beschienen und von einem dicken Chausséestaub eingehüllt. Die Wagen fuhren im langsamen Zuge bergan und die Kutscher gingen antreibend und schwitzend nebenher. Die Lebendigkeit der Gesellschaft am kühlen Morgen der Abfahrt war bis zum Mittage bedeutend erloschen; einsylbig, die Meisten schlafend, erreichten wir das Wirthshaus, wo Halt gemacht wurde. Gegen Abend ward es wieder lustiger. Man hörte aus diesem und jenem Wagen Gesang und Gelächter erschallen, und meine Gefährten, Madame S. und Theodor, stellten eine kleine Witzjagd an. Ich finde keine Freude an diesem Waidwerke und schwieg daher.

Bei der Abendtafel zeigte sich von allen Seiten ungemeine Heiterkeit. Mir dauerte sie zu lang. Ich stand auf, durchstrich den kleinen Garten, der hinter dem Wirthshause liegt, und verlor mich in Gedanken vertieft auf eine Wiese, die ein von Erlengebüschen eingefaßter brausender Waldbach durchtos'te. Ein ernster Fels stand hoch am Ende der Wiese und ließ die Mondscheibe nur so viel hinübergucken, um dem Thale eine freundliche Dämmerung zu verleihen. Im nahen Tannenhorste schrie der Holzhäher, Tausende von Insecten sangen aus den verschiedenartigsten Kehlen und in den sonderbarsten Tonarten ein Elfenconcert von Oberon, und gleich den Edelsteinen an Erlkönigs Mantel umblitzten mich die funkelnden Johanniskäferchen, vor deren buntem Feuerprunk die still eingeschlafenen Wiesenblümchen verschwanden.

Ich schlenderte den Bach entlang, nicht achtend seiner Felsenufer, die rauher, spitziger, unwegsamer wurden. Je weiter ich mich von der lärmenden Gesellschaft entfernte, desto wohler ward mir. Meine Brust war offen und ein schönes Gefühl nach dem andern zog hindurch. Ich dachte Freundschaft — Kunst — Liebe — vergaß Alles, was mich

im Hause beengte, und war ganz glücklich. Je näher ich dem schwarzen Felsen kam, desto mehr entzog er mir von den Mondstrahlen, das Thal ward wild und finster und nur die glühenden Würmchen, meine Begleiter, leuchteten mir gütig. Aber welch ein buntes, flackerndes Licht — sie schwirrten in immer dichtern Haufen — ich hörte das Säuseln ihrer kleinen Schwingen — mir schwindelte. Ich griff nach ihnen — sie flohen, die bunten Gesellen. Ich tappte hin und her, um sie zu erreichen, ich mußte sie haben — da gleitet mein Fuß — ich greife nach einem Strauche, der mit schwacher Wurzel in der spärlichen Erde des Felsenufers haftet, und Strauch und ich, wir beide stürzen in die schäumenden Wellen. Da hebt mich ein starker Arm empor und trägt mich auf einen weichen Rasenfleck. Der Schreck hatte mich unfähig gemacht zu reden, ich war aber keineswegs besinnungslos. Ich fühlte Schmerz am rechten Arm, den ein spitzer Kiesel verwundet hatte, und sah Theodor's Gestalt neben mir knien, mich sorgsam in seinen Mantel hüllend, um mich, die ganz Durchnäßte, zu erwärmen.

Mit Besorgniß erkundigte er sich nach meinem Befinden. Er nahm mir das nasse Tuch vom Halse, schlug seinen Mantel und seinen Arm fester um mich, und halb von ihm geführt, halb getragen, legte ich den Weg zum Wirthshause zurück. Kaum hatte er meine Entfernung bemerkt, so war er mir nachgeschlichen. Es machte ihm Freude, wie er mir gestand, mich zu belauschen, und doppelte Freude jetzt, da er mein Retter geworden war, setzte er scherzend hinzu.

Wir fanden die Gesellschaft noch lärmend beisammen. Mein Unfall ward bespöttelt, wie ich es voraussehen konnte. Ich nahm Veranlassung, mich zurückzuziehen, um nach dem unfreiwilligen kalten Bade durch ein warmes Bett und

schnelle Entkleidung einem Fieberanfalle vorzubeugen, und schreibe diese Zeilen in einem hübschen, reinlichen Zimmer, das ich mit Madame S. theile, die soeben zur Thür hereintritt.

Ich muß für heute schließen, und möchte doch noch gern so viel schreiben. Und was? Die Begebenheiten sind alle mit der frauenzimmerlichsten Breite erzählt — es ist nichts zurück — und doch — aber wie sollte ich das zu schildern versuchen?

15. Mai.

Meine einmal durch nichts abzuhaltende Tagebuchschreiberei vor dem Schlafengehen entschuldigte mich bei der Gesellschaft, für einige Augenblicke den gemeinschaftlichen Speise- und Schlafsaal zu verlassen.

Den gemeinschaftlichen Schlafsaal? Ja, ja. Wir stecken bereits tief im Gebirge, unser Wirthshaus hängt an einer Zacke, und da war nicht Raum für so zahlreiche Gesellschaften, wie die unsrige, die gehörigen Gemächer anzubauen. Ein großer Raum, und darin rechts eine lange Streu für die Herren, links für die Damen, dies ist das Schlafgemach.

Die Herren lachten, die Damen ließen es nicht an Ausrufungen aller Art fehlen, als uns der ehrliche Wirth mit seiner einfältigen Miene die Sache als ganz gewöhnlich vorstellte. Einige wollten sitzend auf Stühlen die Nacht hinbringen, Andere sich einen Platz im Freien suchen, noch Andere die Lichter brennen lassen. Doch diese schönen Vorsätze konnten nicht in Ausführung gebracht werden. Nach dem beschwerlichen Klettern und Steigen mußten die Dämchen der Ruhe pflegen, und das Sitzen auf dem Stuhle wäre nicht im Stande gewesen, sie zu den Strapazen des

morgenden Tages zu erstärken. Das Schlafen im Freien war ganz unmöglich. Das Haus stand auf einer Klippe, von Abgründen umgeben, da war kein Platz zu einem solch romantischen Nachtlager, besonders für Damen. Das Licht brennen zu lassen, verbot die Schamhaftigkeit der müden Damen, die sich nothgedrungen der Streu bedienen mußten, nun vollends. Es mußte daher das allgemeine Lager gut geheißen werden, und für Prüderie wurde erklärt, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Ein ältlicher Herr machte den Vorschlag, zwischen beiden Lagern, die wie feindliche sich gegenüber lagen, einen Wall von stark angefeuchtetem Sande aufzuführen, um so den Versuch eines nächtlichen Ueberfalls am andern Morgen sogleich aus den Fußstapfen entnehmen zu können. Der Vorschlag, den er, wie ich glaube, aus Arnim's Wintergarten entlehnt hatte, fand Beifall. Der Wall, oder vielmehr Damm, wurde gemacht, und nachdem sich Alles zur Ruhe gelegt hatte, sollte der alte Wirth mit einer Walze ihn ebnen und glätten.

Ich höre lachen, mein Name wird gerufen, ich muß mich auf die Streu legen.

16. Mai.

Welche unruhige Nacht in dem gestrigen Wirthshause! Heute sind wir auf geebneter Straße in einem geräumigen. Die Romantik verliert dabei und das Abenteuerliche, was die Decenz und die Moral gewinnen. Kaum waren die Lichter gelöscht, so entstand ein Flüstern, ein Zischeln, ein Kichern und ein Husten rings umher, als wenn Kobolde und Gnomen aus den Spalten des alten Gesteines kröchen, um die Ruhe der müden Wanderer zu stören. Drückende Hitze und tiefe Finsterniß hatten sich vereinigt, um den

Aufenthalt zu einer Hölle umzuschaffen. Wie oft auch der Wunsch geäußert wurde, ein Fenster möge geöffnet werden, Niemand wagte es, und erbot sich ein kühner Mann dazu, gleich kreischten die Damen laut auf, denn der uns umgebende Sandwall hätte die Fußstapfen gezeigt, und auf die unschuldigsten Leute hätte ein gräßlicher Verdacht fallen können. Endlich ergab sich Jeder in das Unvermeidliche, es ward still, und nur hier und da verrieth ein Seufzer aus tiefer Brust, daß nicht Alles schlief.

Mein Loos war schrecklich. Neben mir lag die pommersche Präsidentin, deren derbes Naturell ihr einen der Ermüdung entsprechenden Schlaf bewirkt hatte. Sie schnarchte laut, lachte laut, sprach verworren im Schlafe, und warf mir mehrmals während ihrer Monologe den centnerschweren Arm auf die Brust, daß mir der Athem verging. An der andern Seite lag Madame S., die mit leisem Flüstern alle Schönheiten der Gebirgsnatur, wie sie sie am Tage in ihre, jedem Schönen offene Seele empfangen hatte, sich recapitulirte und sogar eine rhythmische Schilderung davon versuchte. Sie wollte nämlich hinter dem Zeitgeschmacke nicht zurückbleiben und übte sich im Improvisiren, um sich nächstens öffentlich darin bewundern zu lassen. Mein Antipode war Theodor. Nachdem er mir eine gute Nacht gewünscht hatte, wa er — wie es schien — fest eingeschlafen. Ich lag mit offenen Augen da, verstopfte mein Ohr vor den Einflüsterungen der Madame S. und suchte mich vor den Attaken der Präsidentin zu sichern. Unter diesen ermüdenden Bestrebungen brachen die ersten Morgenstrahlen durch die bunten Vorhänge der Fenster und spendeten mir einen kurzen erquicklichen Schlummer.

Mit lautem Jubel wurde die Sicherheitscommission geweckt, denn Niemand durfte das Lager verlassen, ehe diese

den unerstiegenen Sandwall recognoscirt hatte. Dieses geschah mit Umsicht und Sorgfalt, und die ganz gekleideten Herren und Damen erhoben sich in dem unordentlichsten Aufzuge von der Erde.

Man fühlte sich unbehaglich, nahm einsylbig das Frühstück und selbst der Sandwall war kein Gegenstand des Scherzes mehr. Vielleicht eben darum, weil er so glatt dalag und nicht einmal den Schein eines Verdachts aufkommen ließ.

Die Naturschönheiten häuften sich auf unserer heutigen Fahrt und die Bewunderung wuchs in demselben Maße. Da wir Abends unserer heutigen Nachtherberge zurollten, verengte sich ein himmlisches Thal und die Felsen sahen mit recht grotesken Gesichtern auf uns hernieder. Gefällte Bäume stürzten krachend von der Höhe, und das reißende Gebirgswasser führte sie hinab in die Ebenen, wo sie zu Flößen verbunden wurden, die Aexte schallten oben im Forste und von den Firnen erklangen die Hörner zum Gruße der scheidenden Sonne. Theodor schien weicher gestimmt, als gewöhnlich. Sein Auge ruhete mild, wie ich es noch nie gesehen, auf dem meinigen. Er hatte meine Hand ergriffen. Madame S. schien begeistert, auch sie nahm seine Hand. „Wir wollen hier im Angesicht dieser Felsenzeugen einen Bund schließen für die Ewigkeit," rief sie. Und da hatte sie Theodor einen Kuß gegeben, dann küßte sie mich. Theodor sah mich seelenvoll an und — ich gab ihm einen recht herzlichen Kuß. „Den bin ich Ihnen noch schuldig für meine Rettung an jenem Abende," sagte ich eben so unbefangen, als ich dies jetzt niederschreibe.

Wie ich höre, sind wir hier nahe an der Grenze. Ein Weg über's Gebirg führt in ein paar Stunden zu Karl's

Garnison. Ein Bote soll ihm morgen einige Zeilen von mir bringen.

Mein Gott, ich übersehe, was ich geschrieben habe, und erstaune. Ich sollte schläfrig sein und bin es nicht. Es war ein herrlicher Abend, ich werde noch im Bette an das himmlische Thal denken, was wir durchflogen haben. So muß sich Jean Paul sein Rosanathal gedacht haben.

17. Mai.

Heute lös'te sich die große Gesellschaft in kleinere auf und nur der Mittagstisch vereinigte sie wieder. Die Präsidentin ist Schuld daran. Stets sonderte sie sich mit ihrem Cicisbeo ab, ihr folgten einige andere Damen und nun ist die Mode allgemein geworden.

Gleich nach der Mahlzeit trennten sich die Paare; Alles, was sich leiden mochte, fand sich leicht, und die dunkeln Gebüsche, die frischen Felsenpartien nahmen die Lustwandelnden auf. Ich hatte mit Theodor eine bedeutende Höhe erstiegen, von wo wir das Thal überblicken konnten, und es nahm sich recht lieblich aus, die bunten Gestalten es nach allen Richtungen durchziehen zu sehen.

Wir wanden uns auf steilem Wege tiefer in die Felsen hinein. Kein erwärmender Sonnenstrahl — Alles kalt und öde. Endlich standen wir in einem Felsgewölbe, aus dessen Höhe sich donnernd ein Wasserfall zu unsern Füßen stürzte. Die Felsbrücke bebte, worauf wir standen, und ein mehrstimmiges Echo hallte den Donner des Sturzes lange nach. Es war ein herrlicher Moment. Wir sahen Beide hinauf, wo das Gewölbe geöffnet war und die Sonne aus Wassertropfen einen funkelnden Diamantenkreis erschuf. Mein Blick fiel auf den seinen. Theodor's Auge wiederstrahlte

den Himmel. Seine Arme hatten mich umfaßt — die Felsen erzitterten — Wasser tos'ten — die Donner dröhnten — die Sinne vergingen mir — und ich warf mich, aufgelös't von der Gewalt der Umgebung, an die Brust des Starken!

Ja, ich lieb' ihn! Dir vertrau' ich's, stille, verschwiegene Nacht! Ich lieb' ihn — und müßt' ich darüber vergehen. Ich fühl' es, ich werde stärker sein, als meine Liebe.

18. Mai.

Der schönste Morgen der Reise. Der Himmel gewinnt an Helle, je tiefer wir in das Gebirge dringen, und dieses wird zauberischer, je mehr wir davon kennen lernen.

Was aber den Morgen so ganz besonders verherrlichte, war, daß Madame S. es vorzog, zu Fuße zu gehen, um den Morgen besser genießen zu können. Ich war mit Theodor allein im Wagen. Er erzählte mir von seinem Vaterlande, das sehr fern von dem meinigen liegt. Er schilderte es mir als reizend. Er schilderte es so reizend und fragte, ob ich mich wol je entschließen könnte, es mit dem meinigen zu vertauschen. Als Mittags die Kutschen einen breiten Weg hinabrollten, um in den Hof des rothbedachten Wirthshauses einzubiegen, überraschte mich der Anblick meines Mannes, der in Uniformsüberrock und Mütze, eine lange Pfeife im Munde, dastand und einer dickwangigen Bauerdirne in den Arm kneipte, daß sie laut aufschrie und mit dem Rechen nach ihm schlug. Er hatte meine Zeilen erhalten und konnte es sich nicht versagen, die wenigen Stunden Wegs zurückzulegen, um mich zu sehen. Hätte er es doch nicht gethan. Ich muß gestehen, seine etwas steife Figur paßt nicht in unsere Ungezwungenheit.

Indem ich dieses schreibe, schläft er bereits sanft. Ich konnte den ganzen Tag nicht eine Geschichte mir aus dem Sinne schlagen, die ich vor langer Zeit schon hörte.

Eine junge Dame in unserer Gegend hatte mit einem fremden Krieger während des letzten Feldzuges einen Liebeshandel angeknüpft. Sie entschloß sich, ihm Alles zu opfern und ihm in sein Vaterland zu folgen. In einer stattlichen Equipage sah man sie an seiner Seite davonfahren und nach einem Vierteljahr schon erfuhr man ihren Tod. Als sie sich der Grenze seines Vaterlandes näherte, wo wilde Einöden sich unermeßlich ausdehnten, verlor sich nach und nach die geheuchelte Liebenswürdigkeit des Verführers, sein rauhes Wesen nahm so überhand, daß die Unglückliche nicht mehr daran zweifeln konnte, er liebe sie nicht und wolle sich ihrer auf gewaltsame Weise entledigen. Einst mitten in einem furchtbaren Walde, in dem sie sich schon seit mehren Tagen befanden, und der sich noch immer unermeßlich vor ihren Blicken ausdehnte, eröffnete der Fremde der Unglücklichen, daß er sie nicht in sein Vaterland mitnehmen könne und daß sie sogleich den Wagen verlassen müsse. Er pfiff, der Kutscher hielt, er öffnete den Schlag und wollte Die — die er oft seinen Engel genannt, vor welcher er auf den Knien wie zur Anbetung gelegen hatte — verächtlich aus dem Wagen schleudern. Aber in der schrecklichsten Verzweiflung umklammerte sie seine Knie, dieselben Blicke, die einst im übermüthigen Wahn ihn zum Glücklichsten zu erheben glaubten, dieselben Blicke, die ihm Alles, das Köstlichste, was er erflehte, gewährten, waren jetzt in Thränen gebadet auf ihn gerichtet und hofften noch Kraft genug zu besitzen, seiner Seele nur ein ärmliches Erbarmen einzuflößen. Umsonst!

„Ich eile in die Arme meines Weibes," rief der Schreckliche, „was willst Du, Verworfene, in jener heiligen Nähe?"

Da verließen sie die Kräfte, ein Stoß und sie stürzte zum Wagen hinaus. Der Fremde zog eine Börse und warf sie ihr zu. Dieser Augenblick des Zögerns genügte, ihr die Besinnung wieder zu geben. Sie schwang sich empor und versuchte den Wagentritt zu erreichen, da wurden die Pferde angetrieben, ein Schuß aus dem Schlage streifte ihre Schulter, ihr Blut floß und sie sank ohnmächtig in den Graben zur Seite des Weges. Bauern fanden sie und nahmen sich ihrer an. Bald darauf kamen Briefe nach Deutschland, die von ihrem Unglücke Nachricht gaben, doch indem Anstalten getroffen wurden, sie zurückzuholen, erfolgte ihr Tod in dem fremden Lande, der sie mitleidsvoll dem unnennbarsten Elende entriß.

Betrogen — so schändlich betrogen von Dem, dem man Alles hingab — was kann schrecklicher sein?

Ich weiß nicht, was mir diese entsetzliche Geschichte so lebendig ins Gedächtniß ruft? Es ist mir leichter, da ich sie in meinem Tagebuche aufgezeichnet sehe.

Mein Mann ruft: Lieschen! im Schlafe. Nun wahrhaftig, das nenne ich eheliche Zärtlichkeit. Er träumt von mir.

19. Mai.

Ein trüber, regnerischer Morgen. Karl beurlaubte sich bei der Gesellschaft. Wir hatten ihm, er uns wenig Vergnügen gemacht. Die Gegend soll bei schönem Wetter sehr anmuthig sein. Heute jedoch, wo lange Nebelschleier um die schönen Häupter der Felsen hingen und die Natur versäumt hatte, Toilette zu machen, war von der Anmuth nichts zu spüren. Dabei blies ein rauher Wind und trieb feinen Regen in den Wagen. Madame S. litt an Zahnschmerzen, wir mußten die Seitenleder zumachen, um jeden

Zugwind zu vermeiden, und so fuhren wir still und trübe im Halbdunkel und schlossen von Zeit zu Zeit die Augen.

Wir waren ein paar Stunden so fortgerollt. Die S. hatte ihren Kopf mit einer Menge Shawls verschanzt, so daß sie weder sehen, hören, noch sprechen konnte. Ich konnte mich daher nur mit Theodor unterhalten.

Er warf scherzend die Frage auf, welch Liebeszeichen vor dem andern den Vorzug habe, ein Blick, ein Händedruck oder ein Berühren mit der Fußspitze, und nahm sich vor, dies Thema als Tenzon in Versen zu behandeln.

Zuerst, meinte er, ein Blick sei zu öffentlich, ein Jeder könne ihn deuten und verstehen; ein Händedruck knüpfe ein bloßes Freundschaftsband; aber das Berühren mit einem zarten Füßchen dringe bis ins Innerste der Seele und spräche deutlich, wenn auch sehr geheimnißvoll, den Wunsch aus, daß man geheim besitzen wolle.

Ich lachte und bemerkte ihm, wie Blick und Fußberührung oft sehr zufällig wären, und nur Eitelkeit sie sich zu Gunsten deutete, wie man aber viel wagte, sie sogleich für Liebeszeichen zu halten. Ein Händedruck sei jedoch bestimmter, und er spräche deutlich: ende deine Klagen, Geliebter!

Auch das ließe sich hören, meinte er. Im Ernste aber wäre diese Zeichensprache mit Hand und Fuß unbestimmt, wenn die Augen nicht interpretirten. Nur wenn sich diese Sterne entwölken, wissen wir, ob die Herrin dräuen will, oder ob sie: hoffe! sagt. Drum gewähren Blicke das höchste Glück der Liebe, so lange — fügte er hinzu — zwei Liebende belauscht sind. In der Einsamkeit jedoch, wo kein Verrätherauge wacht, ist es der Kuß. Er küßte mich, ohne daß ich es wehren konnte. Der Wagen erhielt einen starken Stoß, die S. rührte sich, wir fuhren aus der Umar-

mung auf und sahen, wie wir den Wagen öffneten, daß wir am Wirthshause hielten. Das Unwetter nahm zu und wir fuhren nicht weiter. Der Rest des Tages wurde mit Pfänderspielen und andern Zeit ertödtenden geselligen Fadaisen hingebracht. Die Gebirgsreise hat ein Ende. Morgen rollen wir auf der Chaussée den kürzeren Weg nach Hause, wo wir übermorgen eintreffen werden. Der Mond scheint, die Sterne blinken, die Luft ist lau, wir werden schönes Wetter haben. Unten erklingt eine Guitarre — es singt: gute Nacht! Das ist Theodor. Genug für heute, ich will mich noch ein wenig ins Fenster legen.

20. Mai.

Die Chaussée mit ihrer Einförmigkeit, die immer mehr und mehr von dem Gebirge sich entfernte, und die Geschwätzigkeit der Madame S., die gleichsam heute einholen wollte, was sie gestern versäumt hatte, machte diesen Tag zu dem langweiligsten unserer Reise.

Im Wirthshause angekommen, besahen wir die zur Aufnahme bestimmten Zimmer, und ich nahm eine kleine Erkerstube in Besitz, in welcher nur ein Bett stand, deren Fenster aber eine liebliche Aussicht nach dem Gebirge gewährte, das bereits wie ein dunkelblauer Strich sich am Horizonte hinzog.

Mein Tagebuch liegt vor mir aufgeschlagen, ich weiß nichts mehr zu schreiben, und doch lege ich die Feder nicht weg, mir ist's, als müßte sich noch etwas ereignen — mir ist's, als hörte ich die Guitarre — und doch ist Alles still — nur in mir sind die Klänge, horch — nein — da tönen sie wirklich!

Soeben verläßt mich Theodor! Was soll ich schrei-

ben? Kann ich's? Mein Kopf! Mein Kopf! Ich stehe an einem Abgrunde, möge der Himmel mich nicht verlassen!

21. Mai.

Wie ein Traum hingeschwunden all die Seligkeit! Ich sitze in meinem Boudoir, meine Bonne hat mich soeben verlassen. Sie wollte eine Reisebeschreibung, ich gab ihr den gedruckten Wegweiser und sie war zufrieden.

Ich werde ihn nun nicht mehr alle Tage sehen, nicht mit ihm zusammensein vom Aufgange der Sonne bis zum späten Abend, nicht in seinen Blicken lesen. Bald — bald wird er mich ganz verlassen — er wird seinen Fahnen folgen — er wird mich vergessen — und ich werde ihn nie wiedersehen! Es ist gut, daß es so kommen wird. Ich fühle es, bliebe er länger in meiner Nähe, ich würde in dem Grade elend werden, als ich jetzt glücklich bin!

22. Mai.

Ich sah ihn den ganzen Tag nicht. Meine Freundinnen wußten, daß das fremde Regiment noch einige Wochen bei uns auf eine Marschordre warten müsse. Meine Freundinnen erzählten mir's, und er ließ sich den ganzen Tag nicht sehen — er hatte mir nichts mitzutheilen. Am Abende erschien er höflich, gemessen, es war Theegesellschaft bei mir. Ich konnte ihm nichts sagen. Ich wollte ihm nichts sagen, und kein verstohlenes Zeichen verschämter Gunst, kein Blick, Händedruck oder Fußberührung erfreuete ihn, obgleich er dazu aufzufordern schien und seine Hand so auf den Rand des Sophas gelegt hatte, daß ich sie ihm unbemerkt unter der Tischdecke wol hätte drücken können.

Aber leise schob ich meinen Finger in seinen Ermel, und indem mein Puls an dem seinigen schlug, zerriß ich unbemerkt die Manschette mit meinen Nägeln in hundert Stücke. Er fühlte die Bewegung der Finger, das Pochen der Pulsadern, er wähnte nicht, daß ich, vom Zorn übermannt, ein Werk der Rache übte.

Endlich war es geschehen, ich zog meine Hand zurück, er erhob den Arm, entdeckte, was ich gethan. Eine flammende Röthe überflog ihn, er verließ seinen Platz und bald darauf ohne Abschied die Gesellschaft.

Er ist wie Alle! Ich will mir's aus dem Kopfe schlagen, es wird zu meinem Glücke sein!

23. Mai.

Ich sah ihn nicht! Ein Tag vergangen und ich sah ihn nicht!

Ein angefangener Brief an Karl liegt vor mir. Ich bitte ihn, mich zu sich zu nehmen. Ich bin nicht im Stande, den Brief zu vollenden. Sollte er mich wirklich nicht geliebt haben? O die Männer! die Männer!

24. Mai.

Ich bin krank — sehr krank!

Hätte ich die Gebirgsreise doch nie mitgemacht! Ich weiß es, ich werde sterben und ich bin zufrieden und ruhig.

Heute sah ich ihn vorübergehen. Ich verbarg mich hinter dem Vorhang, mein bleiches Gesicht sollte er nicht sehen, diesen Triumph gönnte ich ihm nicht. Unnütze Vorsicht! Mit keinem Blicke grüßte er das Haus! Fast erscheint es mir wie Sünde, jetzt zu meinem Mann zu reisen. Mein Herz ist zerrissen von einem Andern, ich gehöre einem An=

dern an — ich kann — ich will nicht heucheln. Ich habe Karl nie geliebt — nur einmal geliebt — da ich ihn sah — nur einmal beglückt geliebt, da ich glaubte, daß er meine Gefühle theilte.

Ich bin die arme, unglückliche Thörin, die er von seiner Seite wegstößt, in einer Wüste einsam verzweifelnd liegen läßt, und da sie seine Knie umfaßt, mit seinen Waffen grausam verwundet. Ich fühl's — die Wunden sind tödtlich — lasse mich daran verbluten, gütiger Himmel!

25. Mai.

Ein Tag, wie die vergangenen, zog langsam mit allen seinen Qualen an mir vorüber. Ich hatte mich Abends ins Fenster gelegt, um frische Luft zu schöpfen. Es war bereits spät, die lange, breite Straße war todt, auch konnte das Wetter nicht zum Spaziergange einladen. Es war für die Jahreszeit rauh und der graue Wolkenhimmel verhieß Regen. Und doch bei diesem Wetter und zu solcher Stunde spazieren gehen? Wer sollte das glauben? Pauline an Theodor's Seite. Die kränkliche, nervenschwache Pauline — und wie zärtlich er sie umfaßt hält — und wie lebendig die Unterhaltung ist! Pauline!

Ich habe ihn verloren — jetzt fühl' ich's — für ewig verloren!

26. Mai.

Gedanken, wie sie der tollste Wahnsinn gebiert, bestürmten mich den ganzen Tag. Ich wollte sie zu mir bitten lassen, ihr eine saftige Frucht geben, eine Tasse Chocolade bereiten und darin den Tod — o, es ist schrecklich! Nicht ihr — mir den Tod! Für mich hat das Leben keine Freude

mehr — doch für sie — warum ihre Freude morden? Sie darf sie genießen — für mich war der Gedanke schon Verbrechen!

Ich schritt über die Schwelle — ich kann nicht mehr zurück!

Er liebte auch mich — ja, er heuchelte nicht. Diese Männer können lieben — nicht wir. Er liebte mich — er liebt Pauline — und er liebt mich noch.

Ich bin eine Thörin, mich darüber zu grämen. Er ward von mir anscheinend beleidigt, er verlangte als Genugthuung, daß ich ihn wieder anzuziehen, wieder gut zu machen suchte — und ich verliere den Verstand und wundere mich darüber, daß er ihn nicht auch verloren hat.

Ich Rasende, wohin schweifte ich aus? Denke an Gift, Mord und Verdammniß, und kann mit einem Worte mir jede Seligkeit, die ich verloren wähne, wieder schaffen.

Ja, ich will es!

Morgen soll er an meinem Theezirkel Theil nehmen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

27. Mai.

Heute beschäftigte ich mich auf die angenehmste Weise. Ich ließ zwei der schönsten Zimmer, mit der Aussicht nach dem Garten, für Theodor einrichten, denn ich nahm mir vor, ihn aufzufordern, diese Wohnung anzunehmen. In der jetzigen kriegerischen Zeit ist es weniger auffallend, einem fremden Officier Obdach zu geben, ja, hier in diesem Falle, wird es mir selbst zu Gunsten ausgelegt, da er kränklich ist und in seinem jetzigen Quartier ihm die nöthige Pflege nicht zu Theil werden kann. Um übrigens noch jeden Schein des Anstandes zu wahren, soll Karl's Schwester

während dieser Zeit bei mir wohnen. Ich habe lange schon dieses innere behagliche Leben nicht gespürt, das heute mein ganzes Wesen wieder einmal durchdrang. Ich ordnete Alles auf's Beste an; die schönsten und bequemsten Dinge wurden nach den freundlichen Zimmern gebracht, und man konnte auf den ersten Blick sehen, daß hier eine liebende Hand gewaltet hatte.

Der Abend kam unter diesen angenehmen Beschäftigungen so schnell heran, daß ich kaum bis zum Eintritte der Gesellschaft mit der Toilette fertig wurde. Ottilie mußte daher die Wirthin machen.

Ich konnte mich nicht vom Spiegel trennen. Alles, was schön an mir war, schien heute im vollsten Glanze zu prangen. Mein Anzug war gewählt und kleidsam. Ein mir eigenes Lächeln, wobei sich die Lippen gerade so viel öffnen, um die Zähne nur halb sehen zu lassen, und an den Mundwinkeln ein leichtes, reizendes Fältchen bilden, gelang vollkommen, wie ich es vor dem Spiegel versuchte, und ich war mit mir selbst zufrieden. Die Stürme der vorhergehenden Tage hatten meinem Wesen einen Schimmer von Leid aufgedrückt, das mir ganz interessant schien, und ich schwebte anscheinend heiter und ruhig dem Gesellschaftszimmer zu. Der Bediente öffnete mir die Thür, ich trat in den Saal, meine Augen überflogen ihn schnell, ich fühlte einen Stich durch's Herz und hatte meine ganze Fassung nöthig, Herrin meiner Gesichtszüge zu bleiben.

Zuerst suchte mein Auge Pauline, sie saß in ihrer ganzen kindischen Einfalt bei der Mutter, den ältern Damen zuhorchend. Meine Ruhe war wiedergekehrt, ich grüßte den Kreis und nahm meinen Platz am Theetische. Von hier aus überblickte ich die zahlreiche Versammlung. In einer Fensterecke stand Theodor mit einem alten Generale Napo-

leon's, der nach der Restauration Frankreich als Régicide verlassen mußte und in unserm Städtchen seine Verbannung in Ruhe verlebte. Der alte Franzose bemerkte mich und machte auch Theodor aufmerksam. Nun nahete er sich mir. Welch ein Augenblick! Die Tasse zitterte mir in der Hand, ich mußte sie auf den Tisch setzen. Seine kalte, gemessene Höflichkeit zerstörte meine guten Absichten. Allein mußte ich mit ihm sein, so war es nicht zu ertragen. Die Gesellschaft währte eine Ewigkeit. Ich beobachtete Theodor und Pauline, doch kein Zeichen eines Einverständnisses störte meine Ruhe. Die Gesellschaft empfahl sich, Theodor verstand meinen Wink und blieb. Ich war mit ihm allein, das so lang herbeigewünschte tête-à-tête war erreicht. Ich saß ihm auf dem Sopha gegenüber. Wie viele Anreden ich auch für diesen Fall im Voraus mir ausgedacht hatte, keine wollte mir über die Lippen. Ich saß ihm lange stumm gegenüber. Wie lange, vermag ich nicht zu bestimmen. Aber es dünkte mich wol nur lange gewesen zu sein, denn ich war fast ohne Bewußtsein. Dieses kehrte erst wieder, als ich ihn weinend in die Arme schloß und meine Lippen auf den seinigen ruhten.

Doch von Paulinen wurde kein Wort gesprochen. Kein unlautres Gefühl durfte sich in diese reine Seligkeit mischen. Die Welt verging uns — wir waren nur Liebe — und da diese langsam, auf Rosengewölken zum Himmel schwebend, uns verließ, hatten wir die Gewißheit, daß wir glücklich waren.

Morgen nimmt Theodor die für ihn bestimmten Zimmer ein.

28. Mai.

Das Gefühl, für einen Geliebten zu sorgen, ist Seligkeit. Von dem Erwachen an, beschäftigte ich mich mit ihm.

Ich erkundigte mich nach Allem, was ihn betraf, und freute mich, da die Stunde des zweiten Frühstücks kam, und er um die Erlaubniß anhalten ließ, die Chocolade mit mir zu nehmen.

Er hatte im Garten ein artiges Liedchen gedichtet, ich setzte mich an's Clavier und improvisirte sogleich eine Melodie dazu. Er wollte nicht zurückstehen und improvisirte ein neues Lied. Dann küßten wir uns — dann sangen wir — unser Leben ist ein Gedicht, von himmlischen Klängen umwoben. O, wie glücklich sind wir!

Nichts stört unser Glück. Ottilie ist ein bescheidenes, gutes Geschöpf!

29. Mai.

Karl ist krank. Diese Nachricht erhielt ich heute. Die Krankheit wird wol nicht von Bedeutung sein. Die Familie muthete mir zu, hinzureisen, aber gerade in diesem Augenblicke würde die Gesellschaft in unserm Städtchen einen Todesstoß durch meine Abwesenheit erhalten haben.

Ottilie reis't zu ihrem Bruder, sie wird ihn sorglich pflegen, deß bin ich gewiß und ich kann ruhig sein.

Ich — jetzt fortreisen? In dem Augenblick, wo unser Liebhabertheater den Fremden zu Ehren zwei Vorstellungen vorbereitet?

Ich kann Theodor nicht bewegen, mitzuspielen. Wie gern würde ich mit ihm als primo amoroso meine Lieblingsrollen spielen!

Morgen mit dem Frühesten reis't Ottilie ab. Ich muß ihr einen Brief an Karl mitgeben, den ich jetzt noch schreiben will. Sie schien mir sehr traurig, als sie Abschied nahm, denn morgen werde ich sie nicht mehr sehen. Ich

schlafe noch, wenn sie abreis't. Das gute Mädchen nimmt sich die Krankheit des Bruders zu Herzen.

Es ist mir leid, daß sie fortreis't, wir lieben uns wie Schwestern.

30. Mai.

Die Proben haben ihren Anfang genommen und wir sind förmliche Schauspieler. Wir suchen Das durch Kunst darzustellen, was uns im Leben unbewußt so gut gelingt, und unsere Kunst scheitert daran. Wie schwer ist es, sich in ein so plattes Liebesverhältniß eines Lustspiels hinein zu finden. Das ist's ja aber eben, daß uns der Eigensinn eines mittelmäßigen Dichters es vorzeichnete. Der Dichter in uns ist mächtiger — wir wollen die Schranken überschreiten — wir wollen wahr sein und spielen schlecht, denn die Unnatürlichkeit des ganzen Lustspiels verlangt das Coquettiren mit der Leidenschaft, das Hinstreifen an ihrer Oberfläche, und so wird es eine elende Mischung von Traum und Wirklichkeit. Die Liebe als flaches Kind der schalen Convenienz darzustellen, wem kann das behagen? Und kann es mir behagen, die ihre furchtbaren Abgründe nicht abschreckten, hinabzusteigen? Ja — diese Leidenschaft ist furchtbar — groß — und beseligend! — Amor spielt mit dem Löwen, aber er bändigt ihn nicht. Der wilde Löwe läßt mit sich spielen — doch wenn er es nicht mehr zugibt — — —

Wir geben Müllner's „Onkelei," und Kind's „Nachtlager in Granada." Gewöhnliche Liebhabertheaterspeise! Paulinen wurde die Gabriele im Nachtlager zu Theil. Das Kind ist mir zuwider. Ich mochte während der ganzen Probe, die mit einem Thee bei Hofraths verbunden war, nicht ein Wort mit ihr wechseln, obgleich sie sich zusehends an mich drängte. Ich erwiderte nicht einmal ihren „guten Abend!"

31. Mai.

Alle Tage Probe. Die Fremden werden uns nun bald verlassen und die Aufführung muß daher beschleunigt werden.

Lächerliche Eitelkeit der Kleinstädter, sich als mittelmäßige Schauspieler vor fremden Kriegern zu produciren. Gern wäre ich davon geblieben, doch daran war nicht zu denken, und Theodor wäre ja denn doch täglich in die Proben gelaufen, um Pauline zu sehen. Wie er sich abmüht, Leben in diese Marmorfigur zu bringen, der unberufene Herr Regisseur! Wie das vorgesprochen wird und wie das mechanisch nachpiept. O, ich verwünsche diese Komödie! Karl soll bedeutend krank sein, wie ich heute hörte. Ich verderbe den Leuten vielleicht den Spaß und reise zu meinem Manne.

1. Juni.

Ich bin schändlich hintergangen! Wie wird das enden? Kann ich den Verräther, den Treulosen unbestraft lassen? Und wie soll ich ihn bestrafen? Die Rache wird mir ein Mittel an die Hand geben, ich will meine ganze, feste Besonnenheit behalten.

Heute wurde mit vollem Costüme eine Generalprobe des „Nachtlagers" gehalten. Das Theater stellte die Ruinen des verfallenen Maurenschlosses vor, der deutsche Prinz hielt seinen Monolog. Mein spähendes Auge suchte Theodor und fand ihn nicht. Da fällt mir's mit Centnerlast auf's Herz, daß Gabriele erst gegen das Ende des Stückes zu erscheinen hat. Ich habe keine Ruhe auf dem Platze, von dem ich zusehe. Mit leisem Schritte durchstreife ich das Theater, die Ankleidezimmer — da schallt ein leises Flüstern aus einem Corridor — ich öffne die Thür, die nur

angelehnt ist. Theodor tritt mir verstört entgegen, und ein Forteilen, wie auf Flügeln, wird am andern Ende des Ganges hörbar.

Theodor scheint betreten, doch findet er schneller seine Fassung wieder, als ich die meinige. Er sagt mir scherzend einige Artigkeiten über meine Toilette. Da tritt die Präsidentin herein, mischt sich in unser Gespräch und bemerkt sogleich, daß Theodor's Nasenspitze die Spuren von Schminke trägt. Sie räth uns vorsichtiger zu sein und verläßt uns lachend. Theodor nimmt meinen Arm, und ich habe Verstellungskraft genug, ihm noch in Gegenwart der Präsidentin mit meinem Tuche die Schminke abzuwischen, die ein Raub von Paulinens Wangen war.

Wir sprachen viel mit einander, anscheinend gleichgültig — doch nun, da ich allein bin — fühl' ich meine Kraft gebrochen und mich der Auflösung nahe. Heute schrieb Ottilie — ach Gott! Was schrieb sie denn? Karl wird besser! Ich — ich werde sterben!

2. Juni.

Ich blieb den Tag über in meinem Boudoir und sah Theodor nicht, der sich nach meinem Befinden erkundigen ließ. Die Mitglieder des Liebhabertheaters waren alle da, sie fürchten, meine Unpäßlichkeit könne ihnen den Spaß verderben — sie sprechen davon, die Rolle anders zu besetzen. Dahin soll's aber nicht kommen, ich werde meine Rolle zu Ende spielen und sollte sie unter meinen Händen zu einer Marwood werden.

Ich hatte die Hofräthin bitten lassen, mir Paulinchen zu schicken. Sie erschien, die Heuchlerin, in ihrer ganzen Unbefangenheit. Mit welcher Theilnahme erkundigte sie sich nach meinem Befinden! Wie kindisch war ihre Unterhal-

tung, es bedurfte nichts mehr, als die Gegenwart dieser Zauberin, um meinen Haß in Verachtung umzuwandeln. Wie sehr verachtete ich ihn um ihretwillen! Schon wünschte ich sehnlich, wieder allein zu sein, und wollte ihr unumwunden sagen, sie möge sich entfernen, als sie mich fragte, ob es mir nicht angenehm wäre, wenn sie etwas läse.

Ich bat sie darum und zeigte auf ein reichgebundenes Buch, das mir Theodor in einem Anfalle übermüthiger Laune einst aus seinem Vorrathe mitgetheilt hatte, und das nun auf der Chiffonnière dalag, da ich nach einigen Capiteln, die ich darin gelesen, es nicht mehr in die Hand zu nehmen wünschte.

Es war einer jener ältern lasciven Romane der Franzosen, die wie ein feines Gift in die Herzen schleichen, das Blut in Wallung bringen und die Phantasie zu üppigen Extravaganzen hinreißen.

Pauline griff sorglos darnach und rühmte vor Allem den Einband; der Titel war ihr fremd, ihre Gouvernante, die ihr doch so viele vortreffliche Werke gerühmt hatte, schien von diesem Autor nichts zu wissen, nie hatte sie ihn ihr genannt.

„Ich habe es von Theodor," bemerkte ich hingeworfen und beobachtete sie scharf, aber sie blickte mit ihren großen, blauen, nichtssagenden Augen so kalt auf das Blatt, als läge ihr jetzt nichts ob, als die ersten Worte, die sie lesen wollte, buchstabirend zusammen zu bringen. Sie las. Erst schüchtern und monoton, dann fing sie zu declamiren an, gerade so, wie sie es gelernt hatte. Man konnte nicht verlangen, daß sie es besser mache. Und die stärksten Sachen trug sie vor, Sachen, die ich ohne Erröthen mir selbst nicht vorzulesen im Stande gewesen wäre, und mit einer Stimme — und so unbefangen — und so kalt!

Ich vermochte mich nicht zu halten.

„Nun, wenn dieses keine Unschuld ist," sagte ich, „so gibt es keine!" und bei diesen Worten schlug ich ihr das Buch aus der Hand.

Entsetzt sprang sie auf. „Was ist Ihnen, Tante?" schrie sie.

„Und Du wagst es, Freche, mit mir eine solche Mummerei zu treiben?" sprach ich bebend. „Du lies't mir da Dinge vor — doch wisse jetzt, daß ich Dich nur auf die Probe stellen wollte. Alles ist nun klar am Tage, Heuchlerin! Die Larve der Unschuld ist Dir vom Gesichte gerissen und Du stehst in Deiner Schändlichkeit vor mir. Sprich, was hattest Du gestern mit Theodor?"

Wie ein Marmorbild stand Pauline vor mir. Ihr Busen hob sich krampfhaft. Einen Augenblick nachher fiel sie in einen Sessel.

Ich hatte mich erhoben und überhäufte sie mit den Ausbrüchen meiner Erbitterung. Sie schien mich nicht zu hören. Endlich rief ich die Worte: „So gestehe mir's, wie weit Du mit ihm bist. Gestern, ich weiß es, auf der Probe waret Ihr im finstern Corridor zusammen, Du hattest ihn geküßt, die Schminke Deiner Wangen trug er als Trophäe seines Sieges auf dem Gesichte, so wurdet Ihr verrathen!" Bei diesen Worten erhob sich Pauline. Sie schien ihre ganze Kraft zu sammeln, um mir zu betheuren, daß diese Beschuldigung falsch sei. Sie gestand, daß Theodor sie liebe, daß er es ihr versichert habe; daß sie jedoch stets zu schüchtern war, ihm zu erklären, wie sehr auch sie ihn liebe; daß sie nur erst dreimal mit ihm allein gewesen sei und darüber die schrecklichsten Gewissensbisse empfunden hätte; daß sie ihn nicht wiedersehen wolle, weil sie einsähe, daß er ihrer spotte, und was dergleichen kindische Floskeln mehr

waren. Und dabei hatte das überströmende Auge einen so himmlischen Ausdruck, dabei öffnete sich der Mund so reizend, dabei bog sich der Schwanenhals so üppig, als sie den Kopf, vor mir hinstürzend, auf meine Knie fallen ließ, daß die schweren, blonden Flechten zu beiden Seiten heruntersanken. Sie war so schön in diesem Augenblick — und dazu der hinreißende Zauber der unschuldvollsten Unbefangenheit, — ich stieß sie mit dem Fuße weg und sie blieb unweit von mir liegen, als ob sie die schwerste Sünderin wäre, die von einer Heiligen Vergebung ihrer Frevel erflehen wollte.

Eine lange Pause trat ein. Ich wollte Ruhe zeigen und bedurfte der Zeit, um mich zu sammeln.

„Pauline," sagte ich endlich, „ich werde Dein Vergehen Deiner Mutter verschweigen, doch hüte Dich vor Theodor und vor Allem wage es nicht, ihm von diesem Auftritte Mittheilungen zu machen. Schwöre mir dies."

Sie schwor. Eine Bewegung der Hand zeigte ihr an, daß sie sich entfernen solle.

Ich blieb allein mit meinen Gedanken — mit den schwärzesten — welch ein Ende wird das nehmen?

Ich griff nach einem Buche. Meine Blicke fielen auf die Worte:

„Ob Lieben — Leiden sei?" —

begierig las ich weiter:

„Ob Leiden — Lieben sei?
Weiß ich zu sagen nicht;
Aber ich sage frei,
Lieblich das Leiden ist,
Wenn Leiden Lieben ist!"

Lieblich? o die Thoren! sie kennen die Liebe nicht! — Grenzenlos ist mein Leiden!

3. Juni.

Ich verabscheue ihn und doch kann ich nicht von ihm lassen. Ist er in meiner Nähe, so kann ich die natürlichste Gleichgültigkeit erkünsteln, und bin ich allein — so fühle ich alle Qualen der Hölle. „Aus welchem Buche las Dir denn Pauline gestern vor?“ fragte die Hofräthin, da sie sich nach meinem Befinden erkundigte. „Sie hatte den Titel vergessen, war aber noch so bewegt, als sie nach Hause kam, daß mit ihr den ganzen Abend nichts anzufangen war.“

„Es war eine ganz unschuldige Liebesgeschichte,“ erwiderte ich, „die Heldin hieß Pauline und da kann sie das Unglück, das über die arme Person hereinbricht, auf sich bezogen haben. Deine Pauline neigt zum Sentimentalen.“ Die Mutter versprach, die Romane fern von ihr zu halten, und wußte nicht, daß das Mädchen selbst schon mitten in einem artigen sich befand, der um so gefährlicher bei ihrer Unbefangenheit für sie wurde. Romane würden Pauline eher gefrommt als geschadet haben.

Theodor kam gegen Abend; ich war für ihn unwohl und er entfernte sich bald. Ich hoffe, ihn bald hassen zu können.

4. Juni.

„Also eine Komödie spielten Sie mit mir? Wie lächerlich! Waren meine geringen Reize solcher Anstalten werth? und waren sie's — sind sie hinwieder so geringfügig, nicht länger vorhalten zu können? — Warum all der Prunk von Geist, Wissen, Liebenswürdigkeiten aller Art — Sie konnten sich's bei einer Andern bequemer machen. Oder war es die thörichte Eitelkeit, Eine mehr auf Ihrer Liste

zu haben? Werden Sie klein genug sein, mit dem Falle eines Weibes sich zu brüsten, die Sie für edel hielt, da sie sich Ihnen hingab? Bedenken Sie dabei, daß Sie vor ihr lagen, um Gegenliebe flehten, aufgelöst in schwärmerischer Zärtlichkeit, und daß in jenen Augenblicken die Heuchelei Ihnen so fern war, wie jetzt eine lautere Regung des Gefühls. Der Verderbteste hat Momente, wo er sich mit einem Grade von Genialität zu einer gewissen Poesie des Lebens hinaufschwingen kann; in solchen Momenten liebten Sie mich und da waren Sie gut. Ja, Sie liebten mich da schon, als ich nur Mitleid für Sie empfand. Ihre Leidenschaft erzeugte erst nach und nach die meinige, meine Reize umstrickten Sie zuerst, Sie lagen flehend vor mir — Sie können mit dem Falle eines Weibes, wie ich, sich nicht brüsten.

Ich gebe Sie auf, eben so leicht auf, als ich Sie erhörte. Es war ein Taumel der Sinnlichkeit — ich bin zur Besinnung gekommen. Ziehen Sie stolz auf Ihrer Siegesbahn dahin; ich werde, fern von allem Neide, meine Aufmerksamkeit auf würdigere Gegenstände lenken und mich um Ihre Eroberungen nicht kümmern.

Meine einzige Bitte ist, vergessen Sie mich ganz. Ein einziger sehnsüchtiger Gedanke an mich wird mir als Sünde angerechnet werden, der einst schwer auf meinem Innern lasten wird. Vergessen Sie mich ganz, wie ich Sie vergessen will!"

Dieses Schreiben lag vor mir, meine bebende Hand legte die Feder nieder, mein Auge überflog die undeutliche Schrift und eine Ruhe war in mein Herz gekommen, wie ich sie lange nicht empfunden hatte.

Der Lack träufelte brennend hernieder, mein Wappen war bereits darauf gedrückt, die Aufschrift gemacht.

Ich blickte stolz auf mein Werk — ich fühlte meinen Werth. Ich hatte Stärke genug gehabt zu entsagen und die unwürdigen Bande mit einem Streiche zu durchhauen. Ein rascher Gang durch's Zimmer, ein tiefer Athemzug — ich schellte. Mein Mädchen trat ein.

„Dies Billet soll mit dem Früheſten — doch es hat Zeit bis morgen." — Das Mädchen stand noch eine Weile, dann zündete sie die Nachtlampe an und ging, eine gute Nacht wünschend, hinaus.

Ich konnte kein Wort hervorbringen, warf mich in die Sophaecke und biß die Lippen wund. Es ist bereits hoch am Tage, da ich dieses schreibe, und noch ist kein Schlaf in meine Augen gekommen.

5. Juni.

Ich sah am Morgen den Brief auf dem Tische liegen — ich wollte ihn noch einmal lesen, ehe ich ihn absandte. Behutsam öffnete ich ihn, um das Papier nicht zu zerreißen. Mein Auge überflog die Zeilen. Wie schal, wie ungeziemend kam mir jetzt der Inhalt vor. Bis jetzt hat er keine Zeile von mir emfangen, und dabei soll es bleiben. Ich will ihm mit Kälte begegnen — noch acht Tage — und er verläßt mein Haus — diese Stadt — und ich werde ihn nie wiedersehen — nur noch acht Tage — ich will ihm nichts merken lassen.

Noch stand ich mit dem Briefe in der Hand, als Theodor gemeldet wurde. Ich wollte ihn nicht sehen und hatte eben dem meldenden Bedienten befohlen, ihn abzuweisen, als er selbst die Thür öffnete und eintrat. Voll Verwirrung blieb ich stehen, er näherte sich scherzend und mit der Vertraulichkeit, die er sich nun einmal angemaßt hat,

zog er mir den Brief aus den Fingern. Ich wollte ihn ihm entreißen. Er aber, viel größer als ich, hielt ihn hoch, daß ich ihn nicht erreichen konnte, und las ihn so.

Kaum hatte er ihn geendigt, als er ein lautes Lachen aufschlug, das er aber plötzlich abbrach und ernst meine Hand ergriff.

„Also Eifersucht!“ rief er; „ich täuschte mich bisher nicht. Es ist mir lieb, daß ich dahinter komme, was Ihnen eigentlich trübe Laune machte. Ist es möglich, daß Sie Ihre Vorzüge selbst so sehr verkennen, zu glauben, ich könnte Sie für die Präsidentin opfern?“ — „Für die Präsidentin, Heuchler?“ fragte ich forschend und mein Athem wurde freier.

„Sie verfolgt mich mit ihrer Neigung, die mir wahrhaft zur Last wird, und ich bin unserm Verhältnisse diese Offenheit schuldig“ — erwiderte er. „Und die Schminke, gestern?“ fuhr ich fort.

„Nun ja, wir begegneten uns im dunkeln Gange, durch eine von jenen durch sie selbst herbeigeführten Zufälligkeiten,“ sagte er heiter, „und — bestrafen Sie mich dafür, schöne Frau, nach aller Strenge — und ich küßte die Präsidentin.“ — „Die Präsidentin? Theodor — nur das?“ rief ich entzückt.

„Und was denn sonst?“ fragte er unbefangen. „Ich schwöre, daß ich in jenem Gange die Präsidentin küßte.“

„Und Pauline — Theodor?“ sagte ich rasch.

„Ich verstehe Sie nicht,“ antwortete er — aber bei der Nennung Paulinens war in seinen Mienen Etwas zu lesen, das zwar unverständlich für den Augenblick mir war, aber dennoch mich wieder in das stürmische Meer meiner Zweifel zurückwarf.

Er wollte wissen, was ich mit Pauline meinte — ich

aber war stark genug, meine innere Bewegung zu verbergen und das Gespräch auf gleichgültigere Gegenstände zu lenken. Er war heiter und scherzte viel; ich mußte ihm versprechen, nicht mehr eifersüchtig zu sein, und er versprach mir — wenn es mir Spaß machte, seinen komischen Roman mit der Präsidentin fortzuspinnen.

Ich bat ihn darum, es zu unterlassen. Er wird mir wieder interessant, dieser Mensch, und ich werde, wie ich hoffe, ihn mit kaltem Blute beobachten können.

10. Juni.
(5 Tage später.)

Er hat etwas Dämonisches, dieser Theodor. Ihm ist nicht zu widerstehen. Jetzt, da er mir wieder alle seine zartesten Aufmerksamkeiten verschwendet — wie sollte ich ihm da zürnen? Und wenn er die Präsidentin küßte, war es ein Kuß, wie er mir ihn gibt? Und wenn er mit Paulinen von Liebe schwätzte, war es mehr als Geschwätz?

Meine Ruhe ist wieder zurückgekehrt; alle meine Lieblingsneigungen erwachen auf's Neue. Ich male, sticke, musicire, ich pflege meine Blumen, ich füttere meine Vögel, ich bin wieder ganz glücklich. Gott Lob, daß ich die Komödie vom Halse habe! Das war noch eine harte Prüfung. Ich mußte mit der Präsidentin, mit Pauline zusammensein; ich hoffe, es war zum letzten Male; ich sage mich los von diesen Coterien; ach — und überdies — wie wenige Tage sind es noch, daß Theodor mein sein wird, und muß ich in diesen Tagen nicht ungestört die Freude seines Umgangs haben? Ist er fort — ja dann — —

Ist er fort, so will ich wie ein Einsiedler leben und die traurige, harte Gegenwart durch tiefe Meditationen erfrischen. Ich werde ein geistiges inneres Leben führen.

Dürft' ich, könnt' ich ihm folgen, so wär' es freilich wol besser. Ich kann mir Klärchens Worte nicht aus dem Sinne bringen:

„Ich ging wol zum Thor 'naus, mit muthigem Schritt,
Ging durch die Provinzen, und überall mit."

11. Juni.

Immer einsamer wird es um mich her, immer belebter in meinem Innern. Ich sehe Niemand mehr als ihn, und wollte, daß es immer so bliebe!

Das Verhältniß mit meinem Manne fängt an mir lästig zu werden. Ich fühle, daß ich ihn nie geliebt habe, ihn nie lieben konnte. Ich wünschte, diesen Banden entspringen zu können. Was soll ich beginnen? Ich werde verzweifeln müssen, wenn Theodor mich verläßt, und werde den Verstand verlieren, wenn Karl zurückkehrt. Die Sache ist zu weit gediehen, ich kann nicht mehr zurück. Meinem Manne nicht Alles entdecken, heißt, ihn auf das Schändlichste hintergehen und wird von der Welt verabscheut. O diese arge Welt! Alles vergibt sie, wenn nur der erbärmliche, äußere Anstand gerettet ist; aber stürze dich vor aller Leute Augen in den Abgrund und begrabe darin, wie Curtius, dein Köstlichstes, so wird ein Jeder dich verwünschen und dir seine wohlgemeinten Flüche nachsenden.

Diese Frauen — die ich kenne — welche Gattinnen sind sie! o mein Gott! wie gräßlich haben sie mit Kälte und Besonnenheit gesündigt; jene Mädchen, wie sie Tugend

heucheln und Laster empfinden — aber — die Gesellschaft schätzt sie hoch — ihrem Namen wird stets eine schöne Eigenschaft angehängt — sie wissen ihren Ruf zu bewahren; der heilige Anstand wurde nicht verletzt und dafür schützt er sie.

Meine übersprudelnde Leidenschaftlichkeit — meine empörende Sinnlichkeit — meine flatterhafte Untreue — meine beispiellose Frechheit — ach! ich fühle es wohl, die kalten Herzen, die nicht so fühlen, wie ich, werden mir tausend Kränkungen bereiten, und darum meid' ich sie.

Aber Eins will ich von mir wälzen — die Falschheit. Karl soll es wissen, daß ich ihn nicht liebe — daß ich nie wußte, was Liebe war — und ihn nie geliebt habe. Ich war ein Kind, dem man weiß machte, es müsse einen Mann nehmen, und dies Kind zeigte sich eben so folgsam wie früher, als man ihm die Kuhpocken impfte. Es that ja nicht weh, dachte es, und Spielzeug setzte es die Fülle. So ward ich mit meinen Kindesträumen, mit meinen Spielsachen, mit meinen kleinen Schmerzen, mit meinen eben so kleinen Freuden zu einem ältern, kältern, unfreundlichen, vom Leben starkberührten Manne ins Bett gelegt. Ich sollte Pflichten übernehmen, die ich nicht kannte; ich sollte ihn allein lieben, mit ältern Frauen mich anständig unterhalten können. Alles Liebe verlassen, mit meinen Gefährtinnen nicht mehr spielen — ach! und alles Dies wurde von einer Person gefordert, die sich innig freute, wenn sie ein großes Stück Torte bekam, und Abends unbelauscht die schöne Gliederpuppe hervorsuchte, die ihr lieber war, als die prächtigsten Spitzenkleider in ihrem Trousseau.

Glücklich waren jene Tage, bei aller Ruhe und Heiterkeit, nicht zu nennen. Glücklich bin ich erst jetzt — und wenn auch Alles für mich verloren ginge — das Bewußt-

sein, daß Er mich liebte, die Glückseligkeit dieser Tage reichen hin, mehr als ein Menschenleben mit Glück reichlich auszustatten.

12. Juni.

Ob ich an Karl schreibe? Ob ich zu ihm reise? Und wenn ich's thue — was soll daraus werden?

Theodor reist ab. Werd' ich ihn wiedersehen? Oft schwebt mir das Wort auf der Zunge, das ich nie auszusprechen wage: Theodor, ich will Dein Weib sein!

Wir werden uns schreiben. Er wird zurückkehren. Ich werde sein glückliches Weib sein!

Muth! Muth! Verhaßte Bande lösen ist ein angenehmes Geschäft. Karl soll von Allem unterrichtet werden.

13. Juni.

Kann ich denn selbst diese wenigen Tage nicht in ungetrübter Heiterkeit hinfließen sehen? Abermals eine Störung, und welche unangenehme!

Der alte Oberforstmeister, Karl's Vater, traf ein und scheint sich für längere Zeit in unserm Hause installiren zu wollen. Zum Glücke ist es groß genug, und er kann unstörend und ungestört mit seinen großen Jagdhunden einen Theil des Mittelgebäudes einnehmen, während ich und Theodor den angenehmen Seitenflügel nach dem Garten hin bewohnen.

Aber unangenehm war es mir doch, daß der Alte kam, und gerade in diesem Augenblicke.

Er hatte gehört, daß Karl in der Garnison erkrankt ist, und will zu ihm reisen, da führt ihn denn der Weg hier

durch. Er wunderte sich, mich hier zu finden. Die Pflege des kranken Gatten müßte die Frau selbst übernehmen, sagte er hingeworfen. Ich bemerkte ihm, daß Ottilie, die sorgliche Schwester, diese Pflicht übe. Er wolle mir auch darüber keine Vorwürfe machen, sagte er. Aber Alles ist so ernst und feierlich an dem Manne — er spricht so kurz, betont so gewichtig und seine Augen wollen so vielsagend unter die weißen, buschigen Brauen vorgucken. Er fragte, ob mein Oheim, der Minister von L., schon angekommen sei. Ich wußte nichts davon und erwartete ihn auch nicht.

Gegen Abend rollte eine alte, gewappnete Familienkutsche vor und Seine Excellenz ließen sich herausheben und die Stufen hinaufleiten. Hier mußte ich schon mehr Aufwand von Höflichkeit machen, als bei dem alten Nimrod. Ich ließ dem Oheim die Staatszimmer anweisen. Niemanden wurde die Ankunft gemeldet; er wolle incognito bleiben, sagte er.

Es scheint, als ob die alten Herren mir imponiren wollten. Das Ganze sieht einem Familiencongresse ähnlich. Es ist mir gleich, was sie beginnen, wenn ich nur schon über die nächste Zukunft mit Theodor gesprochen hätte.

Thörin! die nächste Zukunft heißt: Trennung! Dies steht unwiderruflich fest.

Er war den ganzen Abend bei mir. Wir blieben von den hohen gastlichen Familienhäuptern unbesucht. Sie seien müde, ließen sie vermelden, und baten sich aus, den Thee en retraite zu trinken.

Uebermorgen geht Theodor fort — also nur morgen noch — morgen — und dann? — —

Es war ein schöner Traum! werde ich einst beim Erwachen sagen — ich weiß dies träumend schon und bin

nicht im Stande, den Schlaf zu verlängern, der mir all dies Glück schenkt. Ist es nicht grausam? —

14. Juni.

— — Da ward die Thür aufgerissen und Karl trat in das Zimmer. Theodor sprang auf, ich fiel ohnmächtig in meinen Stuhl zurück.

Soeben verläßt mich Ottilie.

Sie haben sich auf Pistolen gefordert.

15. Juni.

— — — — — — — —

✝

18. Juni.

Hier sitz' ich einsam auf einem alten Waldschlosse, von meinem Vater ererbt, und habe Muße genug, über das Vergangene nachzudenken.

Mit welchen Gefühlen ergreife ich heute die Feder, die ich am 15. niederlegte!

Karl ist geblieben — ich bin Witwe. Soll ich mit 18 Jahren todt für die Welt sein?

Theodor hat mich verlassen, er ist seiner Bestimmung entgegengereist. Ich bin frei und fühle nur bei ihm — — O mein Himmel! was wollte ich niederschreiben?

Wunderbares Ding um ein Weiberherz! Ich wollte die Triebfedern kennen, die das Alles in Bewegung setzen. Eitelkeit? wie oft sah ich sie gekränkt. Sinnlichkeit? pfui!

ich vermied sie gern, denn sie ist das Grab jener zugleich so peinlichen und beseligenden, sehnsüchtigen Marter. Coquetterie, das Gefühl, Männer in Fesseln zu schlagen? Und was haben wir von diesen Siegen? Alles Das ist es nicht — und doch eine so süße Mischung von Allem — es ist ein Wahnsinn — doch so holdseliger Art — ein berauschendes Gift — eine bezaubernde Lüge!

Ich werde eine Reise unternehmen, ich will frei und ungebunden sein. Dies Tagebuch sei hiermit geschlossen, und wenn mir auch noch Trübes begegnen sollte — ich glaube, Trüberes steht mir nicht bevor, und darum will ich diese Zeilen nicht wieder zur Hand nehmen, ich werde die Erinnerung dieser Tage doch nicht aus meinem Gedächtnisse verwischen.

Noch einen Blick werfe ich auf diese Blätter vom 5. Mai bis zum 15. Juni, sechs verhängnißvolle Wochen — mit dieser Aufschrift verschließe ein Siegel sie, das erst nach meinem Tode erbrochen werde. Theodor soll meine Abreise erfahren. Ach — ich sah ihn nicht wieder, nach jenem unseligen Vorfall. Ich liebte ihn unaussprechlich, ich liebe ihn noch — er ist kein Mörder — Karl fiel im Duell. Ich gehe nach Italien — dort will ich Theodor wiedersehen und, wie auf Lavazerstörungen fruchtbare Pflanzungen gedeihen, es versuchen, auf den Trümmern alter Größe mir ein junges Glück zu erbauen.

Nachschrift am Rhein.

Gleich einem Codicill hänge diese Nachschrift an meinem Tagebuche. Es ist das Vermächtniß einer Sterbenden.

Die Einsamkeit im Schlosse war mir unerträglich, die Besuche, die ich empfing, waren es mir noch mehr; erheucheltes Beileid, erkünstelte Tröstungen, schlecht verkappte Neugier.

Man hatte verbreitet, Karl habe bei seiner Rückkehr ein geladenes Pistol unvorsichtig berührt und auf diese Weise sich selbst den Tod gegeben. Zwar entstand zu gleicher Zeit ein schreckliches Gerücht mit Blitzesschnelle — man machte Theodor zum Meuchelmörder, mich zur Mitschuldigen; das fand aber nicht allgemeinen Glauben. Die Abreise Theodor's war durch das Aufbrechen der Truppen in unserer Gegend motivirt und konnte daher mit Karl's Tode nicht in Verbindung gebracht werden.

Ich war noch zwei Tage in der Stadt geblieben und hatte Alles ertragen, was meine Lage Fürchterliches mir auferlegen wollte. Dann floh ich in die Einsamkeit meines Waldschlosses, wo ich mein Tagebuch beendete und dann aufbrach, um meiner Stimmung eine freundlichere Richtung zu geben.

Ich sann nach, wohin ich mich wenden sollte. Italien, die Schweiz, Tyrol, die großartige Geselligkeit einer Residenz — ich schwankte stark in meiner Wahl. Da fielen mir Käthchen's Worte ein:

„Der Rhein ist mir vor Allem gegenwärtig" — und ich sah ihn wieder in Gedanken, wie ich ihn einst in unbefangener Jugend gesehen, mit seinen grünen Wogen, noch grünern Weinbergen und seinen altergrauen Burgtrümmern.

Eine unbeschreibliche Sehnsucht ergriff mich — ich flog an den Rhein.

In Frankfurt sah ich Theodor's Truppen. Auch hier mußten sie mehre Tage verweilen; diesen Schneckenmarsch verlangte die Politik.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich.

Mit Vorsicht forschte ich und erfuhr, daß die meisten Officiere sich nach dem reizenden Wiesbaden begeben hatten.

Andern Tages eilte ich dahin. Ich suchte Theodor überall, wo sich die elegante Welt versammelt. Ich fand ihn am Spieltische.

Leichenblaß starrte er mich an. Sein Gruß war mir befremdend. Meine Augen schweiften umher; die Blicke seiner Kameraden, die um den grünen Tisch versammelt waren, schienen spöttelnd auf ihn sich zu richten; dies blieb mir nicht verborgen.

Ich eilte nach Hause. Ein Diener des Gasthofes wurde abgeschickt, Theodor eine Einladung zu überbringen.

Er würde die Antwort schicken, brachte er zurück.

Betäubt warf ich mich auf das Sopha; der Diener trat nach einigen Stunden ein und überreichte mir ein Billet folgenden Inhalts:

„Madame!"

„Es thut mir leid, Ihrer Einladung nicht folgen zu können. Wir sind auf dem Marsche, und da muß sich's der Soldat so leicht als möglich machen. Ein Uebermaß von Sentimentalität wäre vollends ganz unerträglich.

Unser Roman ist, denk' ich, zu Ende. Es fehlte sogar die tragische Katastrophe nicht. Sie werden eben so gut wie ich wissen, daß Fortsetzungen nie gelingen, und besitzen Geist, Schönheit und Talent genug, einen neuen Roman

zu beginnen. Was mich betrifft, so gibt mir die Lebendigkeit des Badeorts für die kurze Dauer meines Aufenthaltes zu viel Stoff, um lange bei unserm letzten Capitel verweilen zu können; daher erlauben Sie, daß ich es hiermit schließe.

Theodor."

Ich war keines Entschlusses fähig — meine Thränen flossen ununterbrochen. Die Postpferde sind bestellt — eine Reise nach Italien soll mich zerstreuen — diese Blätter — nichts soll mir ihn wieder ins Gedächtniß rufen — diese Blätter bleiben in Deutschland zurück.

Auf dem Marsche.

1.

Chalons hatte sich im Jahre 1815 dem Einzuge der Alliirten widersetzt; eine offene Stadt; es hat sie Blut und Trauer genug gekostet. Wie wir endlich einzogen, waren viele Personen schwarz gekleidet und Alle machten uns mürrische Gesichter. Es hatten mehre Familienväter den tollkühnen Versuch mit dem Tode gebüßt.

Die Stadt ist eine der ansehnlichsten, die wir auf unserm Marsche nach Paris gefunden; sie schien uns aber dennoch für einen Aufenthalt von vier Wochen — so lange sollte das russische Hauptquartier hier zubringen — nicht einladend genug zu sein. Chalons liegt an der Grenze, wo der fruchtbare Boden sich in die traurige Kreide verliert, welche dieser Gegend den Namen der Läuse=Champagne verschafft hat. Es regnete bei unserer Ankunft, die Pferde blieben bei jedem Schritte in der Kreide stecken, die zum Kitte geworden war; unmuthig fragte ich mich zur Mairie hin, denn mir war das unangenehme Geschäft zu Theil geworden, für mehre vornehme Herren Quartier zu machen. Dies Geschäft war in der That in mehr als einer

Hinsicht unangenehm. Nicht nur hatte man eine große Mühe dabei, sondern noch seltener Dank. Und waren auch die Herren mit den Quartieren bei der Ankunft zufrieden, hatten sie sich erst zu besuchen angefangen, dann ging gewiß die Unzufriedenheit an; denn da wohnte Der und Jener weiter, bequemer, anständiger; da hatte der Quartiermacher den Major aus alter Freundschaft besser bedacht als den General; da fehlte es nicht an Sticheleien und Vorwürfen. Und überdies mußte der Quartiermacher immer das Schlechteste für sich wählen, wollte er nicht die größten Unannehmlichkeiten haben; eine Selbstverleugnung, die nicht zu den gewöhnlichen Tugenden bei solchen Gelegenheiten zu zählen ist, wo Jeder für sich gern das Beste in Anspruch nimmt und nach Strapazen und Mühseligkeiten aller Art auch wol zu nehmen berechtigt ist. Waren die Quartiere besorgt, so begab man sich vor das Thor, um den Chef in das seinige einzuführen.

Mein Loos hatte mich zu einem armen Teufel von Friseur geworfen, Monsieur L'Hôte-Wallon mit Namen, der sich gleich durch einige Stücke transparenter Seife, einige Flaschen kölnischen Wassers, Bürsten, Kämme und andere, nach beschwerlichem Marsche sehr erwünschte Sachen für die kleine Mühe genugsam entschädigte, mich für vierundzwanzig Stunden im Quartier gehabt zu haben. Denn länger hielt ich es bei diesem karikirten Friseur einer Provinzialstadt nicht aus. Das ganze Haus roch nach Seifen und Essenzen, und als ich Abends mein schmales Essen verzehren wollte, glaubte ich, die Sauce sei mit dem Mark der Pomadenbüchsen versetzt und der Auflauf, statt à la fleur d'Orange, mit Eau de Lavande gewürzt, der Salat mit huile à la maréchale angemacht. Es waren die widerstrebendsten Schüsseln, welche mir jemals wol vorgesetzt wurden,

und ich war genöthigt, mich beim nächsten Restaurant schadlos zu halten.

Für die Commandantschaft des Hauptquartiers war es schwer gewesen, ein passendes Local zu ermitteln. Nach langem Forschen fiel mir endlich ein weitläufiges Gebäude von gutem Ansehen auf, das in der einsamen Straße grande Étappe gelegen war und unbewohnt schien. Ich fragte sogleich die Behörde, ob dies nicht hergegeben werden könne, allein sie machte ziemlich viel Umstände. Ich besichtigte das Haus. Es mußte von einer vornehmen Familie bewohnt worden sein. Seidene Tapeten, vergoldete Lambrien, Superporten; große Gemächer, breite Treppen. Man sagte, daß die Familie ausgestorben sei und daß das Haus nun der Stadt gehöre. Die Postbureaux sollten dahin verlegt und unmittelbar mit der nöthigen Einrichtung begonnen werden. Dies Alles war nicht von Gewicht; in jenem Augenblicke gebührte der russischen Commandantschaft der Vorzug, und es wurde festgesetzt, sie dort zu installiren. In dem untern Stockwerke mußte die Wohnung des Commandanten eingerichtet werden; das obere Stockwerk räumte man einem Franzosen ein, der dort eine Restauration errichtete, zur Erholung und Unterhaltung der fremden Gäste, und nach dem einen Seitenflügel kam die Kanzelei. Hier war eine Reihe wohnlicher Zimmer, die sich bis in den Garten erstreckte; von dem letzten derselben nahm ich Besitz. Eine Thür führte in ein duftiges Jasmingebüsch, das seine Zweige in die Fenster streckte. Es war eine liebliche Wohnung; der Restaurant lieferte mir gegen gute Bezahlung gute Speisen, und ich hatte meinen unbequemen L'Hôte-Wallon bald vergessen und befand mich ziemlich wohl in meiner jetzigen Einrichtung. Am Tage wurden Päſſe visirt und Protokolle aufgenommen; um sechs Uhr

nahm man sein gutes Diner bei dem Restaurant; dann machte man einen Gang zur herrlichen Promenade, die Chalons auszeichnet, und besuchte zum Schlusse das Theater. Es war die Schauspielergesellschaft von Rheims herübergekommen, die nicht übel zu nennen war und eine Madame Tirpenne unter ihren Mitgliedern zählte, die im Diner de Madelon sogar entzückend spielte. Ich hatte die Censur der Stücke und jener Couplets, die damals oft zu Ehren der Verbündeten eingelegt wurden; dies brachte mich in eine nähere Berührung mit den französischen Künstlern, und da ich keine Gelegenheit bekam, grämlicher und überstrenger Censor zu sein, so waren wir recht gute Freunde.

Eines Abends, als ich aus dem Theater heimkehre und mir eben ganz wohlgemuth die Melodie des Schlußcouplets vorträllre, das Madame Tirpenne wunderhübsch vorgetragen hatte, bemerke ich eine dunkle Gestalt, die mich in dem Jasminboskett vor meiner Thür zu erwarten scheint. Ich blieb einen Augenblick stehen, weil mir ein Angriff nicht gleichgültig sein konnte, da ich keine Waffen bei mir hatte. Allein bald erkannte ich den Harrenden. Es war Hauptmann E., ein wüster Geselle, ein Schlemmer und Lügner, dessen rothe Nase wie die Bardolph's im Dunkeln leuchtete. Ich war überrascht, ihn hier zu finden, da wir eben nicht im engsten Einverständnisse lebten und ich nicht sogleich begriff, was ihn zu mir geführt haben mochte. Er war verlegen, wie er mich bemerkte. Er schien auf die Ankunft eines Andern zu warten.

Ich hatte kaum eine Begrüßungsformel mit ihm gewechselt, als eine Laterne auf uns loskam. Es war der Haushofmeister des Commandanten und ein polnischer Factor, der ihm zur Besorgung kleiner Dienstbarkeiten nach Frankreich gefolgt war. Sie traten leise auf, sahen sich vorsichtig

um und waren bewaffnet. Das Ganze schien mir ein abenteuerliches, verdächtiges Ansehen zu haben.

Den Hauptmann E. um seine nächtliche Wanderung zu befragen, stand mir nicht zu; allein beim Anblick dieser Personen schien ich ein Recht wohl zu haben.

„Was haben Sie vor?“ fragte ich den Hauptmann, „und was wollen diese bewaffneten Leute unternehmen?“

Er lächelte verlegen.

„Muß der Teuxel Den a herführen!“ brummte der Haushofmeister, der ein geborener Wiener war.

Ich wiederholte meine Frage mit Ernst und Gewicht und drohete, sogleich eine Anzeige zu machen, wenn meinem Verlangen nicht Genüge geleistet würde.

Das saubere Kleeblatt sah sich eine Weile bedenklich an, dann schritt E. auf mich zu, nahm mich bei der Hand und begann feierlich:

„Versprechen Sie mir zuerst, nichts von Dem zu verrathen, was wir hier vornehmen wollen, bis wir es ganz vollzogen haben werden. Dann ist es kein Geheimniß mehr, und wir werden selbst davon sprechen. Oder besser, bleiben Sie bei uns, während wir arbeiten, um uns ganz sicher zu machen, und es soll in keinem Falle Ihnen zum Schaden gereichen.“

„So sagen Sie mir nur,“ rief ich ungeduldig, „was hier vorgehen soll — von welcher Arbeit sprechen Sie?“

„Versprechen Sie erst“ —

„Was soll ich versprechen?“ —

„Geduldig mit uns zu gehen und uns gewähren zu lassen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts Gesetzwidriges verüben wollen.“

„Nun wohl, so bleibe ich bei Ihnen.“ Hauptmann E. empfing meinen Handschlag. Wir strichen schweigend durch

die Gänge, bis wir das Ende des Gartens erreicht hatten. Eine alte Mauer schloß ihn ein und hohe Bäume standen rings umher.

„Wir sind zur Stelle!“ sprach nun der Haushofmeister, ein wohlbeleibter Mann, schnaufend und sich die Stirn trocknend.

„Wenn die verfluchten Bäume nur nicht wären,“ fügte E. leise hinzu, „die bilden ein Versteck für Jene, welche den Schatz bewachen.“

„Den Schatz?“ fragte ich überrascht.

„St!“ rief E. mir zu.

„Der Kleine soll auf die Mauer klettern und sehen, ob sich Jemand rührt in unserer Nähe,“ sagte dee Haushofmeister.

Der kleine polnische Factor ließ es sich nicht zweimal sagen, und husch! husch! wie eine Katze schwang er sich hinauf und blickte mit seinen Falkenaugen bald rechts, bald links in das Dunkel.

„Siehst Du was?“ fragte E.

„Nicht das Geringste,“ rief der Kleine herab.

„Nun denn, flink ans Werk!“ sprach der Haushofmeister und zog seinen Rock aus.

Sie scharrten vorerst den Sand weg und ich bemerkte jetzt ein Loch, das mit einigen Brettern leicht zugedeckt war.

„Was meinen Sie dazu?“ fragte mich E. mit leuchtenden Augen, die seine Nase selbst verdunkelten. „Ist es nicht ausgemacht, daß hier ein Schatz vergraben liegt?“

„Wie kommen Sie nur auf den Gedanken?“

„Wie? — Wissen Sie denn nicht mehr, daß dies schöne Haus der Stadt angehört? daß man so viele Schwierigkeiten machte, uns hier aufzunehmen? Und glauben Sie, daß dies nicht seine guten Ursachen hatte? Die Stadt hat

uns Widerstand geleistet — die Einwohner machten sich von den Russen den fürchterlichsten Begriff — sie brachten ihr Eigenthum in Sicherheit — hier ist es vergraben — der ganze Reichthum von Chalons liegt hier — und wir ziehen ihn hervor an das Tageslicht — uns gehören zwei Drittel davon und das Uebrige der Krone! Wir sind in Feindesland und machen unsere Rechte geltend, so gut wir können."

„Wie kommen Sie nun aber auf den Gedanken, daß gerade hier" —

„Gestern Abend," fiel er mir ins Wort, „als ich mit meinem dicken Freund hier auf und ab spaziere, bemerke ich plötzlich, daß der Sand zu meinen Füßen in ein Loch hinabrollt. Ich werde aufmerksam und denke sogleich: hier muß nachgegraben werden. Nun sind wir hier und das Resultat sollen Sie sehen." Der dicke Haushofmeister, dem die Last der Arbeit, während der Hauptmann erzählte, allein obgelegen, war mit dem Wegräumen dicker Bohlen und Bretter nun vollkommen zu Stande und wir sahen in ein großes, weites Loch, das einem ausgetrockneten Brunnen nicht unähnlich sah.

„Seht Ihr nichts?" fragte E.

Der Haushofmeister hatte sich auf den Bauch gelegt und schaute hinab: „Nicht das Geringste!" sprach er krächzend.

„Nun — wißt Ihr?" fuhr E. fort, „nun ist nichts Anderes zu thun, als sich hinabzulassen."

„Bedanke mich schön!" brummte der Dicke, „das kann eine schöne Tiefe haben. Ihr seid leichter als ich, Hauptmann, versucht Ihr's nur einmal."

„Wozu das lange Deliberiren?" rief dieser jetzt, „wozu haben wir denn den Kleinen mitgenommen? He, Kleiner,

komm herab! ich werde mich indeß auf die Mauer und Lauer verfügen."

Der Factor tauschte nunmehr seinen Platz mit dem Herrn Hauptmann. Er blickte in das Loch und fragte keck: „Da soll ich hinab?" und ohne sich lange zu besinnen, schwang er sich hinein, indem er sich mit beiden Händen an den Rand der Oeffnung festklammerte.

„Ich kann den Boden nicht erreichen," rief er, „da muß ein Längerer herbei."

„So wirf Dich getrost hinab," rief der Hauptmann auf der Mauer.

Der Haushofmeister nahm ihn beim Kragen und wollte ihn unterducken, aber der Kleine stämmte sich und hielt sich fest.

„So wetten wir nicht," rief er dazwischen, „und habt Ihr's so mit mir im Sinne, so sucht Euch einen Andern, der Euch den Narren macht. Wenn Ihr mich nicht in Ruhe laßt, so schrei' ich Alles wach."

„Daß er beim Teufel wär'!" rief E., „laßt ihn los da unten. Und nun sprich ordentlich, Kleiner, was siehst Du?"

Der Factor bückte sich und steckte den Kopf zwischen seine eigenen Beine, um in den Raum unter sich zu schauen, während der Haushofmeister das Licht aus der Laterne nahm, um hinabzuleuchten.

„Ich sehe eine große Kiste," schallte es dumpf aus dem Loche herauf.

„Siehst Du Silber? Geldsäcke?" scholl die Frage von der Mauer.

„Nichts als eine große Kiste" — ward abermals geantwortet.

Da verlöschte plötzlich das Licht und alle drei begegneten sich in einem und demselben russischen Fluche.

Der Hauptmann sprang von der Mauer. Was war nun zu thun? Niemand hatte sich mit einem Feuerzeuge versehen und die Unternehmung mußte für diese Nacht aufgegeben werden.

„Jetzt sind wir darum!" brummte E.

Als wir den Rückweg antraten, nachdem Bretter und Sand wieder die Oeffnung den Blicken Uneingeweihter verbargen, hörten wir ein Rascheln in den uns umgebenden Gebüschen.

„Wer da!" rief mit unterdrückter Stimme der Hauptmann, indem er sein Pistol knacken ließ.

Alles war still und wir gingen weiter. Als wir das Jasmingebüsch erreicht hatten, sagte ich meinen Begleitern gute Nacht und begab mich in mein Zimmer. Ich vermochte nicht einzuschlafen. Es war mir im innersten Herzen leid, daß die Spitzbuben, die alle drei zum Galgen reif waren, sich in den Besitz von Schätzen auf so unrechtmäßige Weise setzen sollten. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, da mein Wort mich band. Meine Hoffnung setzte ich darein, daß irgend ein Zufall, wie der heutige, der das Licht ausblies, auch fernerhin das Unternehmen des Kleeblatts vereiteln würde. Ich konnte mir nicht denken, daß die Bewohner von Chalons, wenn sie wirklich hier ihre kostbarsten Habseligkeiten aufbewahrt haben sollten, nicht auch ein Observationscorps daneben aufstellen würden. Und wirklich glaubte ich in dem Gebüsche, wo wir das Geräusch vernommen hatten, ein Paar Augen nach uns gerichtet gesehen zu haben.

Es war spät, oder vielmehr schon früh, als ich mich auf's Lager warf, und ich schlief daher ein gutes Stück in den Tag hinein. Es war schönes Wetter und ich ging in den Garten. Mein nächtliches Abenteuer war mir wie ein

Traum; ich ging nach dem Platze an der Mauer. Das Loch war offen und ich konnte deutlich eine leere Kiste unten stehen sehen. Der Hauptmann saß unfern davon auf einer Steinbank, Verzweiflung in den Zügen.

„Sehen Sie? Alles ist fort! Die verdammten Kosaken!“ schrie er, mit den Zähnen knirschend.

„Welche Kosaken!“ fragte ich überrascht.

„Unsre Halunken!“ fuhr er fort. „Iwan und Fedor! die schlichen uns nach und was unser kleiner Hund sich nicht getrauete, das war für jene Hunde ein Leichtes. Sie stiegen ins Loch und holten sich den Fang und wir haben nun das leere Nachsehen. Ich will aber meine Spürnase anstrengen, und haben sie wirklich den Schatz gehoben, wie ich fast nicht zweifle, und wollen sie nichts angeben, um der Krone ihren Antheil zu rauben, so sollen sie sich nur in Acht nehmen. Sie werden Alles herausgeben müssen und nach Sibirien marschiren.“

Ich ließ ihn mit seinen Klagen allein. Aufrichtig gesagt war es mir lieber, die Kosaken hatten den Raub, als jene liederlichen Bursche, ein Troß wie Fallstaff's Gesindel. Iwan, der große schöne Sohn des Don, war das Muster eines Kosaken. Er stipitzte in Feindesland, aber wer ihm das verübelt hätte, der hätte dem Löwen daraus einen Vorwurf machen müssen, daß er Fleisch fresse. Im Uebrigen war Iwan ein treuer und ergebener Sklave, der seinen Herrn, mit Hintansetzung seines eigenen Lebens, aus jeder Gefahr gerissen hätte. Einst setzten wir bei starkem Eisgang und heftigem Sturmwind über einen breiten Strom. Die Schollen hoben die Fähre in die Höhe und die Schiffer vermochten sie nicht mehr zu lenken, und sie trieb mit Blitzesschnelle stromabwärts. Die Gefahr war augenscheinlich.

„Ich bin ein schlechter Schwimmer,“ sagte ich, „wenn die Fähre umschlägt, so bin ich verloren.“.

„Wenn Du bei mir stehst, nicht,“ sprach Iwan gelassen, „denn ich rette Dich mit mir, und hier durchzuschwimmen ist mir nur Spaß.“

Auf solche Weise erprobte ich ihn mehrmals und es ist kein Wunder, daß ich ihn liebgewann.

Dabei war Iwan von einem gewaltigen Triebe beseelt, sich zu unterrichten. Kamen wir in einer Stadt an, so lief er gleich allen Sehenswürdigkeiten nach, wie ein moderner Engländer. Abends pflegte er dann eifrig in sein Taschenbuch zu schreiben. Auf meine Frage sagte er mir: „daß er in seiner Heimat den Seinen daraus vorlesen wolle, um sie zu unterrichten, damit auch sie von seinen Kriegszügen Nutzen hätten.“ Sollte dieser Iwan, Einem oder dem Andern, eine bestimmte Zahl Kantschuhiebe aufzählen, wozu er oft gebraucht wurde, so benahm er sich so menschlich als möglich dabei, und traf das Loos einen alten Mann, so konnte man gewiß sein, daß er auf das Leder seiner eigenen Reithose hieb, damit es recht schallte, daß er aber dem Alten gewiß nicht wehe that. Fedor, Iwan's Kamerad, war hinsichtlich des Charakters ungefähr von demselben Schlage, nur nicht ganz so verständig und bei Weitem nicht so schön.

Dies waren nun die Leute, die sich nach des Hauptmanns Meinung den Schatz angeeignet haben sollten. Ich hörte nichts weiter von der Sache, und Niemand gab die Kosaken an. Es schien mir wahrscheinlich, daß E. ihnen einen Theil abjagte und schwieg, statt hier den Angeber zu machen.

Später wollte man wirklich mehr Geld als gewöhnlich bei diesen Leuten bemerkt haben.

Für mich hatte der Aufenthalt in Chalons nichts Bemerkenswerthes mehr. Nach vierwöchentlicher Dauer zog man in das, zur damaligen Zeit vielversprochene Camp de Vertu, wo man die Alliirten im höchsten Glanze zu sehen bekommen konnte, und wohin sich die Neugierde ebenso drängte, wie im Jahre 1835 nach Kalisch und Töplitz.

Mich wurmte es, so nahe an Paris zu sein und es nicht einmal zu sehen. Denn die Sage ging, daß man das Hauptquartier nach Melun verlegen, und dann in Kurzem in die Heimat aufbrechen würde. Die Sehnsucht nach Paris wuchs mit jeder Minute. Ich entsagte den Herrlichkeiten des Lagers und erbat mir einen Urlaub nach Paris. Nur drei Tage wurden mir vergönnt, allein ich flog ganz glücklich dahin.

Am Abend vor meiner Abreise saß ich im Gasthofe „zur Galeere," da sprang geschäftig der Hauptmann E. herein. Er hatte alle Hände voll zu thun, wie er sagte. Ein russischer Commissair war eingebracht worden, der beim Aufladen der Fourage mit einem Andern Händel bekommen und ihn erstochen hatte. Am andern Morgen sollte er auf Befehl des Marschalls, der Standrecht über ihn hatte halten lassen, erschossen werden. E. war nun die Commission zugefallen, Alles zur Execution anzuordnen, und er entledigte sich dieses Amtes mit großem Eifer und wahrem Vergnügen, und machte sich, aus übertriebener Dienstpflicht, noch mehr dabei zu schaffen, als ihm oblag. So kam er jetzt eben, wie er mir unaufgefordert sagte, von dem armen Teufel, dem er das Maß zum Sarge genommen. Dann rieb er sich die Hände und sagte: „Endlich einmal etwas Ordentliches zu thun."

Man sollte nicht glauben, daß es solche Menschen gibt;

und doch ist es so. E. war aber nicht etwa ein Barbar aus dem Norden, ein halbwilder Russe, sondern ein Deutscher und Berlin war seine Vaterstadt

Da ich mich nicht gern in seiner Gesellschaft befand, so stand ich auf, um fortzugehen, er aber sprang mir nach und bat mich inständigst, ihm doch nur hundert Austern mitzubringen, er lechze darnach und könnte sie in den Nestern, wo wir liegen, nicht erhalten. Dann sprach er sogleich wieder mit einigen Anwesenden über die Anordnungen zum morgigen „Feste,“ wie er es nannte.

Fast zwanzig Jahre nach diesen Vorfällen war ich wieder eines Morgens in der Galeere zu Chalons, beim Frühstücke. Die Diligence hatte mich aus Paris dahin gebracht. An meiner Seite saß mein junges Weib, und ich erzählte ihr den Vorfall.

Uns gegenüber lag das große Hotel, daß ich früher für die russische Commandantschaft requirirt hatte; jetzt waren die Bureaux der Messagerien dahin verlegt worden. Wir benutzten den Aufenthalt, um in den Garten zu gehen. Wie war hier Alles verändert! Gänge und Lauben waren schöner, aus den Sträuchern Bäume geworden. Das Jasminboskett, welches den Eingang in meine einstmalige Wohnung verbarg, war wild in die Höhe geschossen und erreichte fast mit den äußersten Spitzen seiner Zweige das Fenster des ersten Stockes. Die Thür war vermauert worden. Dies that mir leid; ich hätte gern einen Blick in jenes Zimmer geworfen.

Am äußersten Ende des Gartens, in dem Mauerwinkel, standen noch dieselben alten Bäume, aber von der Oeff-

nung in der Erde sah man keine Spur. Sie war verschüttet und geebnet.

Ich blieb eine Weile sinnend an dem Orte. Die Scene jener Nacht strich mir durch den Sinn, eine unbedeutende Begebenheit an und für sich, und ohne Folge für mein übriges Leben, und doch erregte sie mich wunderbar an diesem Platze.

„Wo mögen nun die Kosaken sein, Iwan und Fedor?“ fragte ich mich. „Sie sind wol schon längst in den Perserkriegen gefallen. Der gute Iwan, der so emsig seine Notizen in unsern kleinen Märkten und Flecken zusammentrug, zur Belehrung der Seinigen, die im majestätischen Don baden und am Kaukasus in leichten Hürden schlafen, oder auf Asiens Hochebene ihre Pferde tummeln und in den Wundern der Natur schwelgen können, streifend zu des Persers Pracht und des Tscherkessen herrlicher Schönheit, um die wir ihn beneiden, wir armen, civilisirten Menschen! Wir haben schwer zu schleppen an unserer langweiligen Civilisation!“

Der Haushofmeister, der in jener Nacht die Expedition mitmachte, begegnete mir viele Jahre später in der Rauhensteingasse in Wien. Es war mir sehr auffallend, an einem schönen Morgen dort von einem dicken Mann beim Kopf gepackt und abgeherzt zu werden. Ich kannte ihn im ersten Augenblick nicht wieder. Er war nach dem Frieden in seine Vaterstadt zurückgekehrt und hatte bei einem ungarischen Cavalier eine Anstellung erhalten.

Von E. habe ich nie etwas erfahren können. Der kleine polnische Factor aber soll seine Tage in einem Winkel Sibiriens hinschleppen. Seine Spitzbübereien hatten ihn endlich dahin gebracht. Das gewöhnliche Ziel von Leuten seines Gelichters.

Die Pferde waren angespannt; der Conducteur rief die Namen und wir nahmen unsere Plätze ein. Unter lautem Klatschen fuhren wir über den Marktplatz, an der prächtigen Mairie vorüber. Dort unten an der Marne lag das Schauspielhaus, wo Madame Tirpenne die Madelon gesungen; Madame Tirpenne, damals so hübsch und potelée, jetzt — wenn sie noch lebt — eine alternde — — ha! dort am Kaffeehause, die dicke, kleine, runde Frau — die hängenden, rothen Backen, die blitzenden Augen, das Stumpfnäschen — sie ist es! Wie sie mich ansieht, sie ahnet nicht, daß ich einst ihr Verehrer war. Ich lese die Worte auf dem Schilde: tenu par Madame Tirpenne! Ein Leiermann spielt an der Ecke das alte, hübsche Lied, das ich vor mehr als zwanzig Jahren hier gehört und noch immer mit Vorliebe pfeife. Mir ist's in dem Augenblicke, als wäre Alles nur ein Traum, oder als wäre ich so viele Jahre jünger. Da drückt mir etwas die Hand — meine Frau lächelt mich an — die Diligence jagt — und schon liegt Chalons hinter uns.

Diese Erinnerung schrieb ich andern Tages in Nancy auf, wo wir rasteten.

2.

Ich hatte in Troyes dem Grafen von N....z meine vier falben Litthauer verkauft und reiste mit den dafür erhaltenen Ducaten nach Nancy. Hier fand ich einen alten Freund wieder, dessen Quartier ich zu theilen mich entschloß, theils um in traulicher Stunde früherer Begegnisse

zu gedenken, theils auch von seiner Bekanntschaft im Orte den besten Vortheil zu ziehen.

Da dieser Freund noch im Besitze von eigenen Pferden und Wagen war, so nahm ich mir vor, mit ihm nach Deutschland zurückzukehren.

Ich gab ihm meine Ducaten in Verwahrung, und er schloß sie in seine gute englische Schatulle zu einer ganz artigen Versammlung ähnlicher Stücke. Wir machten wenig Aufwand, dinirten im Hause, besuchten das Theater, und nur, wenn dieses beendet war, trennten wir uns. Ich ging dann allein nach Hause, während mein Freund noch einige Stunden bei einer kleinen Sängerin zubrachte, die sich ihm vor vielen Andern gefällig erwiesen hatte.

So waren uns ungefähr drei Wochen verstrichen, als ich plötzlich eine Störung des gewohnten Verhältnisses zum größten Erstaunen wahrnehmen mußte. Mein Freund kam nicht mehr zur rechten Zeit zum Essen, und erschien er endlich, so bemerkte ich Zerstreuung an ihm; er aß wenig, sah sehr bleich oder erhitzt aus und eilte oft, ehe noch das Dessert gebracht wurde, unter irgend einem nichtigen Vorwande davon.

Was konnte die Ursache sein? Mein Umgang mit ihm, so verträglich und behäbig, war mir nach vielen wild vorübergerauschten Tagen doppelt angenehm erschienen, als daß ich ihn gleichgültig hätte gestört erblicken können; auch erfüllte mich die präoccupirte Miene meines Freundes mit Sorgen. Ich sann ernstlich nach, um die Ursache zu entdecken, und nicht lange, so glaubte ich sie gefunden zu haben. Der nächste Tag sollte mir schon Gewißheit darüber verschaffen. Zwei Stunden hatte ich bereits mit dem Essen warten müssen, so lange war P. noch nie ausge-

blieben. Alexander, der treue Junge, mit dem blonden Schnurrbart und den großen blauen Augen, trat alle Augenblicke besorglich in das Zimmer, um zu hören, was ich von dem Ausbleiben seines Herrn dachte. Auch er schien die Ursache zu kennen, doch schwieg er bescheiden, da auch ich nichts sagte.

Endlich trappt es die Treppe herauf; P. reißt die Thür auf, winkt Alexander, daß er die Suppe bringe, und wirft sich mir gegenüber in den Sessel. Sein Aussehen setzte mich in Schrecken. Bleich, schwitzend, außer Athem, das schwarze Auge glühend im Kopfe, in der Haltung ein hoher Grad von Schlaffheit ausgedrückt. Er sah wie ein Fieberkranker aus.

Die Suppe kam; er aß nicht davon. Ebenso ging es mit den andern Schüsseln, die Alexander alle kopfschüttelnd wegtrug, da auch ich, von dem Vorfalle ergriffen und einen Stein auf dem Herzen, sie gleichfalls nicht berührt hatte. Ich konnte vor Ungeduld den Augenblick kaum erwarten, wo wir allein und ungestört waren.

„Du hast gespielt!“ fing ich endlich mit bewegter Stimme an.

„Ja!“ war seine trockene Antwort.

„Mit Unglück?“ fuhr ich fort.

„Hmm!“ brummte er, und ich vermochte durchaus nicht in seinen Zügen die Bedeutung dieses Räthsels zu lesen.

„Alles verspielt?“ fragte ich weiter.

„Auch Dein Gold, Bruder!“ rief er, bewegt, wie es schien, mir die Hand darreichend.

„Das ist schlimm,“ sagte ich, „doch was ist nun zu thun? Wir sind entblößt. Unsere Freunde sind alle schon

fort, und wir über die Gebühr hier zurückgeblieben. Während ich über das Glück, Dich in Nancy zu finden, das Heimreisen vergaß, und auch bei Dir eine ähnliche Stimmung voraussetzte, wurdest Du von andern Banden hier gefesselt. Ich mache Dir keine Vorwürfe, doch was wollen wir nun anfangen?"

„Nach Hause reisen!" schrie P. wild auflachend.

Und bei diesen Worten zog er einen strotzenden Beutel hervor, den er so heftig auf den Tisch warf, daß die Goldstücke im Zimmer umherrollten. Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Fünfhundert Ducaten, Bruder!" rief P., „die Dein sind, denn mit Deinem Gelde sind sie gewonnen; doch Du wirst mir wol eine Handvoll davon vorstrecken, da ich rein ausgefegt bin, kahl wie eine Kirchenmaus! Höre, wie mir's ging. In einem Kaffeehause auf der place royale ist Spiel im Entresol. Du bist nie hinaufgekommen. Ich enfilirte mich nach und nach so sehr, daß ich mit dem gestrigen Tage alle meine Baarschaft verloren hatte. Mein Unglück war zu anhaltend gewesen, als daß mir mein Spielergenius nicht hätte zuflüstern sollen: die Stunde des Glücks könne nicht fern sein. Es galt auszuhalten. In dieser Noth griff ich zu Deinen Ducaten, zu denen ich noch überdies großes Vertrauen hegte, da Du sie von N....z, einem wahren Glückskinde, hast. Gewinnst du damit, dacht' ich, so gehört es deinem Freunde, der dir davon so viel leihen wird, als du bis Frankfurt nöthig hast, wohin dein Creditbrief lautet. Verlierst du, je nun! so müssen deine drei polnischen Schimmel in französischem Lande zurückbleiben und werden die gelben Fluthen ihrer vaterländischen Weichsel nicht wiedersehen. So war mein Testament in Gedanken gemacht und, mit gehöriger

Kälte und einem hohen Grade von göttlicher Zuversicht im Busen, versah ich mich mit Deinen Röllchen und ging ins Kaffeehaus. Wie hatte sich nun dort das Blatt gewendet! Was ich setzte, gewann. O ihr lieben Ducätchen, dacht' ich, ihr seid ja wahre Täubchen, die alle andern der ganzen Nachbarschaft zu ihrem Schlage locken. Bald Bube, bald Aß, bald Zehne, bald Drei, und vor Allem die Dame, ich sage Dir, sie kamen, wie ich sie rief, und die Croupiers schnitten Gesichter, die ein gelindes Ausderhautfahren mit möglichstem Anstande ausdrückten. Als nichts mehr in den Beutel konnte, schloß ich die Boutique und machte rechtsum, und da bin ich nun. Nun aber wird nicht mehr gespielt. Ich bin froh, daß ich Alles gerettet habe, und gleichviel, ob es Dir oder mir gehört, wenn ich's den verdammten Kerls nur aus dem gierigen Rachen reißen konnte."

Ich machte dem lieben Freunde bemerklich, daß ich mich nie dazu verstehen würde, auch nur einen Ducaten von Dem anzusprechen, was doch nur sein wiedergewonnenes Geld sei, allein er wollte nichts davon wissen.

„Lassen wir diesen edlen Wettstreit jetzt bei Seite," sagte er endlich, „uns thut Anderes Noth!" und Alexander hereinrufend, verschloß er das Gold vor dessen Augen, übergab ihm die Schatulle und fuhr fort: „Lasse sogleich einspannen, packe unsere Sachen auf und fahre voraus, in dem Städtchen *** werden wir Dich einholen. So kommen wir nicht mehr in Versuchung und besorgen noch während des Tages unsere Geschäfte, ich nehme Abschied von meiner theuern Kleinen, dann diniren wir mit einigen Bekannten, die noch diesen Abend nach Deutschland reisen und uns mitnehmen wollen; so kann es nicht fehlen, daß wir Alexander noch in der Nacht wiederhaben."

Ich pflichtete ihm bei; der treue Diener erhielt seine Instructionen und wir trennten uns hierauf: mein Freund, um Abschied zu nehmen; ich, um in der Stadt umherzuschlendern, innerlich vergnügt, daß die Sache diese Wendung genommen. Um fünf sollte ich mich in dem bezeichneten Gasthof zum Diner einstellen.

Das Diner währte länger als wir es gedacht hatten, und da wir aufstanden, war die Tageszeit bereits so weit vorgerückt, daß wir — nach der Meinung aller Kundigen — das gute Nachtquartier nicht mehr erreichen konnten, wo Alexander auf uns warten sollte. Die Nacht durch zu fahren, war für die Hauptperson der Gesellschaft, einen alten Herrn, zu beschwerlich.

„Wir müssen fort!" sprach mein Gefährte, indem er mich bei Seite zog. „Wir wollen sogleich Postpferde bestellen gehen."

Wir eilten zur Post.

„Gib mir ein paar Ducaten," sagte mein Freund.

„Ich habe nichts —"

„Ich sah ja noch diesen Morgen einige Füchse bei Dir —"

„Die habe ich ausgegeben, um mir noch einige zierliche Kleinigkeiten aus Frankreich mitzunehmen."

Wir standen uns mit bedenklichen Gesichtern gegenüber, denn wir hatten Beide keinen Heller, obgleich wir in jenem Augenblicke reicher als während der ganzen Campagne waren, und daher konnten wir weder Alexander nachfahren, noch selbst für diese Nacht ein Unterkommen bezahlen.

„Wie leichtsinnig!" schrien wir Beide und suchten darin den Ton des Vorwurfs recht deutlich zu treffen.

„Für die Nacht ist gesorgt!" rief endlich mein Freund, und zwar sollst Du mit mir zufrieden sein. Mein Mäd-

chen war trostlos, als ich von ihr Abschied nahm, und sagte mir, daß sie heute den ganzen Abend werde weinen müssen. Wie sehr erfreut wird sie nun sein, wenn ich ihr in ihrem Schmerze wiederkehre und diesen in Freude verwandle. Du begleitest mich, und wir bringen die Stunden bis zur Abfahrt gewiß so vergnügt bei ihr zu, daß sie uns zu kurz dahin fliegen werden."

„So komm', es ist bereits nicht mehr früh, und ich bin vom vielen Umherlaufen müde."

„Ja komm'! das hat gute Weile Meine Kleine ist im Theater und heute ist Joconde und Cendrillon, das dauert mindestens bis halb Eilf, und früher ist sie nicht zu treffen."

„Auch gut! so wollen wir uns vor der Hand in dies Kaffeehaus verfügen und unsere Geduld an Zuckerwasser üben."

Kaum hatten wir ein paar Gläser geleert, als mein Freund ungeduldig aufsprang. „Wir müssen uns auf die Lauer begeben," sagte er, „denn sie könnte heute zufällig früher nach Hause kommen." Ich mußte ihm nolens volens folgen.

Wir trottirten in der Straße, wo die junge Schauspielerin wohnte, ewig lange auf und ab. Die Fenster waren finster und blieben es auch. Endlich, nachdem meine Müdigkeit sich bereits bis zum Umsinken gesteigert hatte, deutete eine größere Lebhaftigkeit der Gehenden das Ende des Schauspiels an. Wir begaben uns an die Ecke der Straße, um — wie mein Freund sagte — seine Geliebte zu überraschen.

Ein Hut mit einer weißen Feder nähert sich. „Das ist sie!" flüsterte mein Freund, den Hut kenne ich, den hat sie von mir beim Abschied erhalten."

„Sie ist nicht allein.“

„Ihre Bonne wird sie begleiten.“

„Mir scheint's ein Mann zu sein.“

„Es ist doch ihre Bonne!“ knirschte mein Freund.

Das Paar war jetzt an uns vorübergekommen. Das Mädchen wurde von einem elegant gekleideten jungen Menschen geführt.

„Teufel! Es ist der Engländer, der ihr lange schon nachstellte, und vor dessen Zudringlichkeit sie sich kaum zu retten wußte. Wie oft bat sie mich, ihn deshalb zur Rede zu stellen und sie zu befreien! Warum hab' ich's versäumt?“

„Wo bleiben wir nun?“

„Nur ein wenig Geduld, das ändert nichts an der Sache! Wir müssen warten, bis er sich an der Hausthür von ihr beurlaubt haben wird, dann halten wir siegenden Einzug. Siehst Du wol? Jetzt sind sie schon am Hause und nun wird er sich bald empfehlen.“

„Nicht doch! Er geht ja mit hinauf.“

„Verflucht! Nun müssen wir wol noch ein Viertelstündchen warten. Sie durfte als Schauspielerin ihn natürlich nicht grob behandeln, so ein Mensch kann sich furchtbar rächen. Allons, laufen wir noch ein wenig auf und ab!“

Und wir liefen auf und ab und der Hals wurde mir steif von dem ewigen Hinblicken zu den Fenstern, und meine Müdigkeit war nicht mehr zum Aushalten, als endlich eine neue Ueberraschung meinen Freund zur Besinnung brachte. Das Licht erlosch oben plötzlich, aber der Engländer hatte das Haus noch nicht verlassen. Das arme, verlorene Kind hatte den verliebten Sarmaten schon weit, weit weggeglaubt und den freien Platz in seinem Herzen sogleich einem Andern vermiethet. So läuft die Welt! Vielleicht

dachte die hübsche Sünderin vor dem Einschlafen etwas Aehnliches, wie:

„Es küßt Dich so lieblich die Lippe des Zweiten,
Wie nie Dich die Lippe des Ersten geküßt!"

Da wir kein Geld hatten, unsere morgige Reisegesellschaft bereits schlief, kein Gasthof mehr offen war, so faßten wir uns kurz und beschlossen die Nacht im Freien zuzubringen. Mein Freund verbrachte sie unruhig mit Auf- und Ablaufen vor dem Hause des Mädchens, während ich auf einer Thürschwelle dem Schlummergott in die sanften Arme fiel.

Der Morgen graute bereits, als mein Freund mich am Arme rüttelte. Wir sahen Beide bleich aus, wie Einer dem Andern bemerkte. Wir lachten über das Abenteuer, das selbst für meinen Freund von keiner Erheblichkeit war. „Andere Städtchen, andere Mädchen!"

Im Gasthause erwartete man uns bereits mit angespannten Postpferden. Um Mittag hatten wir den Ort erreicht, den wir Tages vorher zum Nachtquartier bestimmt hatten, und wo Alexander uns erwarten sollte. Das Erste war, uns nach ihm zu erkundigen. Er hatte die Nacht hier in Angst und Sorgen um uns zugebracht und war am Morgen weitergefahren.

„Wenn's so fortgeht," rief mein Freund unmuthig aus, „so erreichen wir ihn erst in Frankfurt!"

Das Essen wurde aufgetragen und wir hatten keinen Heller. Es war damals zu oft der Fall, daß Glücksritter aller Art sich dadurch fortzubringen suchten, daß sie sich an gutrangirte Leute machten, um mit ihnen zu reisen und sie am Ende auch noch zu betrügen. Unsere Reisegefährten kannten uns nur sehr oberflächlich und wußten von unsern

Verhältnissen nicht das Geringste. Das Voraussenden der Equipage, das unbesonnene Mitschicken alles Geldes konnten sie leicht als eine Erfindung betrachten, woran nichts wahr, als unsere gänzliche Entblößung. Es kam uns hart an, unter solchen Umständen sie um ein Anlehn zu bitten, allein die Noth drängte. Man lächelte in der That sehr süßsäuerlich, als man unserem Gesuche in der Art willfahrte, daß man unsere Zeche mitberichtigte und dies zu besorgen versprach, bis wir unsere Equipage erreicht haben würden.

An dem Abende desselben Tages hatten wir sie. Alexander wäre von hier nicht abgefahren, ohne Nachforschungen anzustellen. Gestern konnte er sich denken, daß die Freuden der Tafel uns zurückgehalten haben würden; heute aber hätte er ein Unglück besorgen müssen. Wir waren froh, ihn wiederzusehen, und herzten unsere liebe, volle Chatulka!

Ohne besonderes Ereigniß kamen wir in Frankfurt an, wo wir uns vor der Hand auf einige Wochen niederzulassen gedachten. Hier war ein bedeutendes jeu clandestin, da bekanntlich in Frankfurt das Spiel verboten ist, und damals die guten Bürger, die einige Käsperln wagen wollten, sich nach Bockenheim, auf hessischem Territorium gelegen, begeben mußten.

Die Bank hielt ein Herr G., und die in großer Zahl heimziehenden Russen alimentirten sie gar nicht schlecht. Madame G. war eine angenehme Frau, welches übrigens dazu beitrug, den Verlust der Börse nicht allzutief zu fühlen. Die gewöhnliche Gesellschaft bestand aus reichen jungen Leuten, unter denen Fürst G., Graf R., Graf D., Herr von T. die bedeutendsten waren. Alle hatten bedeutend verloren, nur ich — der ich nur klein im Verhältniß

zu ihnen spielte — zeigte einiges Glück. Sie wollten Revanche an G. nehmen und machten ihm den Vorschlag, an ihrer Bank zu spielen. Er hatte zu viel von ihrem Gelde, als daß er es mit guter Art hätte ablehnen können. Nun machte man mir den Vorschlag, für die Gesellschaft, an der ich durch Einlage Theil nehmen sollte, abzuziehen. Sie glaubten sich überzeugt zu haben, daß meine Hand glücklich sei. Ich acceptirte.

Die erste und zweite Sitzung wurde sehr glücklich. Es hatten sich viele Pointeurs eingefunden und der Gewinn war bedeutend. Das Ganze hatte einen familiairen Charakter angenommen. Alle Concessionen wurden gemacht. Man ging soweit, nicht nur Gold, sondern sogar werthvolle Gegenstände für einen gewissen Preis anzunehmen. Nach jeder Sitzung wurde getheilt. Als die zweite zu Ende war, bekam ich außer einem Antheil an baarem Gelde eine englische Doppelflinte, drei Gilets aus türkischem Shawl, einen Reif gelber Brillanten, welcher ein weibliches Portrait umgab, das ich sogleich herausbrach und großmüthig dem Verlierer wiedergab, in Allem ein Werth von ungefähr sechstausend Gulden. Die Sache ging gut, und meine gesegnete Hand wurde von meinen Partnern hochgepriesen.

Die dritte Sitzung hatte eben begonnen, als ein Bedienter G. abrief: es sei ein Fremder angekommen, der ihn zu sprechen verlange. Dieser Fremde war der alte Fürst B., der G. sogleich förmlich in Beschlag nahm, welcher froh war, eine triftige Entschuldigung zu haben, von der uns zu gebenden Revanche befreit worden zu sein. Der alte Fürst schloß sich mit ihm Tag und Nacht ein und spielte mit ihm unter vier oder vielmehr drei Augen,

denn G. besaß nur eines, und als die Thüren wieder geöffnet wurden, hatte der alte Fürst hunderttausend Thaler an G. verloren, die er von seinem Monarchen zum Geschenke erhalten.

Unsere Bank nahm sogleich ein Ende, als die Hauptperson fehlte, auf die es eigentlich abgesehen gewesen war. Ich konnte mit meinem Erfolge zufrieden sein, und die Andern waren es auch, da sie einen Theil des Verlustes wieder herein hatten.

Unter den Spielern machte sich ein wilder Mensch von zigeunerhaftem Aussehen bemerkbar, der sich Baron K. nennen ließ, obgleich Niemand daran glaubte, daß er wirklich der Baron K. sei. Man stieß damals bei jedem Schritte auf solche Leute. Die Sage ging, der Mensch sei Bedienter beim Baron K. gewesen und habe diesem die Papiere geraubt, wodurch er sich jetzt zu legitimiren suchte. Nach Andern sollte er sogar seinen Herrn ermordet haben, um sich der Papiere zu bemächtigen. Man wußte jedoch nichts Bestimmtes darüber, und das Gerücht hinderte nicht, daß man den Menschen nicht nur am Spieltische duldete, sondern ihn auch in den nähern Umgang zog. Mir sollte dies theuer zu stehen kommen.

Einst besucht mich K. und schlägt mir eine Taille vor. Ich schicke mich an, eine kleine Pharobank zu geben.

„Was da, Pharo unter Zwei!" ruft er, „wie langweilig. Schnitt oder Stoß, da bin ich dabei!" Und indem er nach der Taille griff, spricht er: „Ich gebe Bank!"

Ich rücke mit meinen guten Goldstücken heraus und sehe sie eines nach dem andern in den Rachen des Haifisches fliegen; dann kamen die andern Sachen an die Reihe.

Nachdem K. Alles hatte, warf er die Karten hin und empfahl sich, mir mit höflicher Miene auf den andern Tag Revanche versprechend.

Ich war wüthend, daß ich mich von dem Gauner hatte überreden lassen; denn daß er nicht ehrlich gespielt, sondern mich nach dem bekannten Spielerausdruck „auf gewiß" genommen, war mir einleuchtend. Ich nahm die Karten, die dazu gedient hatten, mich auszuziehen, und warf sie in den Ofen, dann überzählte ich meine Baarschaft und fand nicht mehr als dreißig Ducaten, die dem allgemeinen Schiffbruch glücklich entgangen waren. Ich gab mir feierlich das Wort, nicht mehr zu spielen, legte mich frühzeitig schlafen und träumte von Transportkarten ohne Ende, gewinnenden Franzosen u. s. w.

Es war nach meiner Uhr acht am andern Morgen, als K. in mein Zimmer trat. Ich lag noch im Bette.

„Ich komme, um Ihnen Revanche zu geben," waren seine ersten Worte. Ich hätte den Kerl zur Thür hinauswerfen mögen, allein das ging doch nicht an. Ich sagte, ich wolle nicht spielen, er lachte; ich habe keine Karten, er zog einige Spiele aus der Tasche; endlich: ich habe kein Geld, da schnopperte er im Zimmer umher und fand die dreißig Ducaten, die mir übrig geblieben waren, auf dem Nachttische liegen.

„Setzen Sie!" schrie er wie toll, „Sie gewinnen Alles damit zurück."

Und nun setzte er sich auf mein Bett und richtete sich zum Schnitt: „Allons, welche Karte?" fragte er dringend.

Wer jemals spielte, weiß, was man bei solchem Drängen empfindet. Spieler sind dem Aberglauben ergeben, und es ist ein alter: daß man gewinnen müsse, wenn man

zum Spiele gewaltsam hingerissen werde. Ueberdies hatte ich gestern so entschiedenes Unglück gehabt, daß ich heute wol auf das Widerspiel rechnen konnte.

Ich nannte daher eine Karte, dann eine zweite, endlich eine dritte, und die dreißig Goldstücke waren auf die Seite meines Gegners über die Bettdecke hinwegspaziert.

„Weiter!" rief K.

„Es ist nichts mehr da!" sagte ich kalt.

„O warum nicht!" fuhr er fort. Er hatte, abermals herumstöbernd, ein kleines goldenes Ordenskreuz an einer Venetianerkette gefunden.

„Dies Kreuz!" „Unmöglich!" schrie ich auf.

„Was ist's damit?" fragte er kalt. „So etwas kann man bei jedem Juwelier wiederhaben. Setzen Sie's zwischen zwei Karten, ich nehm's für zwanzig Ducaten an."

Und damit legte er zwanzig Ducaten, von denen, die er mir soeben abgewonnen hatte, auf die Bettdecke.

Ich ergab mich und zog die zwei Karten. Er schlug sie sogleich, steckte Kreuz, Kette und Ducaten ein, empfahl sich lachend und versprach mir Revanche, wo und wann es mir belieben würde.

Von meiner Stimmung kann ich keine Beschreibung geben. Ich hätte mir nach dem gemeinen Ausdruck den Kopf herunterreißen mögen. Nicht blos der Verlust, sondern die Schwachheit, den guten Vorsätzen des vergangenen Abends nicht treugeblieben zu sein, warf mich so darnieder.

Ich sprang aus dem Bette und mit mir zugleich zur Thür hinein ein alter Jugendfreund, der als Freiwilliger mitgefochten hatte, verwundet worden war und nun genesen aus Frankreich heimkehrte. Diese Freude drängte den

ekelhaften K. und die Karten ganz in den Hintergrund. Glücklicherweise fand sich noch ein Friedrichsd'or in dem Winkel der Tasche eines Gilets, das ich seit den Tagen meines Glücks im Spiele nicht mehr getragen hatte; mit diesem Fund bereichert gingen wir nach dem Schwanen und ergötzten uns bei muntern Gesprächen, bis die Zeche das Goldstück verschlungen hatte, sehr unbekümmert, wie ich war, was die Folge der Leere meines Beutels in der fremden Stadt wol sein könne.

Glückliche Zeit der Jugend! Ich habe seitdem nicht wieder gespielt.

3.

Das Geschäft der Pässe ist im Hauptquartier ein schwieriges, mißliches, bewegtes, undankbares. Selbst in der Nacht muß man du jour sein; ein sehr bezeichnender Ausdruck, da man wacht und thätig ist, wie am Tage.

Es war gerade um die Zeit, als die Herren beim wiener Congreß, aufgeschreckt aus ihren Festivitäten durch den Flüchtling von Elba, sich in Eile nach den Tuilerien begaben, um die neue Ordnung der Dinge in Europa in der Nähe zu betrachten, wie ich meine ersten Nachtwachen im Paß-Bureau zu bestehen hatte. Alles ging damals in Eile, wir, die Fremden, die von allen Seiten nach Paris strömten, die Großwürdenträger vom wiener Congreß und die des alten Kaiserhofes. Als ich die Abgesandten der provisorischen Regierung im Hauptquartier zu Kaiserslautern anlangen sah, Benjamin Constant und die Andern,

da kam es mir vor, als wären sie eben bei der letzten Schüssel durch die Nachricht von dem Einrücken der Alliirten überrascht worden, und nun vom Diner aufgesprungen, um uns zu bewillkommnen. Ganz so sahen sie aus in ihren weißseidenen Strümpfen und Claquehüten.

Ohne Erlaubniß der Kanzlei des Hauptquartiers durfte die Post keine Pferde geben, und jeder Reisende, ohne Rücksicht auf Stand und Würde, mußte sich deshalb persönlich auf das Paß-Bureau begeben. Waren zu einem besondern Zwecke, im Dienste der Armee oder für ein gekröntes Haupt, eine zu große Anzahl Pferde in Anspruch genommen, oder überhaupt jene Zahl erschöpft, die für die Weiterbringung gewöhnlicher Reisenden bestimmt war, so mußten diese so lange warten, bis dem Mangel abgeholfen wurde. Ein mißlicher Befehl für die Reisenden, dessen Aufrechthaltung jedoch die Umstände geboten.

Außerdem befand sich auch noch in der Kanzlei des Paß-Bureaus eine Tabelle, auf der alle Personen aufgezeichnet waren, denen zu jener Zeit das Reisen in Frankreich ganz und gar untersagt war, und die entweder zurückgewiesen oder sogleich verhaftet werden mußten; ferner solche, denen blos das Weiterreisen nicht gestattet werden durfte, und die zu einem unfreiwilligen Aufenthalt im Hauptquartier verurtheilt wurden. Militairpersonen und Angestellte aller Art der befreundeten Heere, die sich als dazu berechtigt ausweisen konnten, quartierte man ein, und deshalb war es auch nöthig, stets eine Liste der disponiblen Wohnungen im Orte selbst oder in der Nähe in Bereitschaft zu haben.

Man kann sich leicht vorstellen, wie dieses complicirte, Vorsicht erheischende und sehr belästigende Geschäft einen Menschen von zwanzig Jahren, der damals zu Allem mehr,

als zum Sitzen und Schreiben Lust hatte, gefallen mußte, und in der That, es gewährt mir jetzt in der Erinnerung mehr Vergnügen, als da ich es ausübte.

Den Tag über waren es hauptsächlich die beurlaubten oder aus andern Ursachen in ihre Heimat zurückkehrenden Krieger der ehemals großen Armee, die auf das Bureau kamen, um ihre Marschroute oder Carte de sureté abzuholen. Da drängte sich ein Haufe verstümmelter, krank aussehender Menschen um mich her, mit bleichen Gesichtern und den so eigenthümlichen Lazarethgeruch an sich tragend, der jetzt, dem Himmel Dank! ganz aus der Welt verschwunden ist; dort alte, bärtige Soldaten, Söhne der Revolution, braune, benarbte Gesichter, die mir unwillkürlich Achtung einflößten und mit unterdrücktem Stolze und verbissenem Grimme den Namen ihrer Heimat nannten, um Kohl zu bauen und den Fremden im Lande schalten zu lassen; hier stießen sich ungestüm die zuletzt Ausgehobenen, Bursche, die nur einmal im Treffen gewesen und etwas Besonderes für sich in Anspruch nehmen wollten, und nun nach Hause eilten, um von ihren Heldenthaten zu erzählen; ward das Gedränge zu bunt, der Lärm zu laut, und konnten die Piétons, die wir von der Municipalität zur Aufrechthaltung der Ordnung erhalten hatten, nicht Ruhe herstellen, so mußten die Kosaken-Ordonnanzen herbei, und dann ward Alles mäuschenstill vor dem erhobenen Kantschuh, den die Franzosen in ihrer Angst „le Knut" benannten. Die Russen lachten dann aber stets darüber, denn auch der unerzogenste Russe weiß sehr wohl ganz gewöhnliche Kantschuhhiebe von der Knute zu unterscheiden.

Manchmal erschien in diesem militairischen Genrebild irgend ein bürgerliches Familienstück, das dann stets als be-

lustigendes Intermezzo von Wirkung war. So einst ein ganz feiner Kaufmann aus Berlin, der direct aus Cöln an der Spree kam, den freien Vater Rhein in aller Eile passirt hatte, ohne Anstoß bis Chalons an der Marne gekommen war, hier in der Galeere, dem ersten Gasthofe, abstieg, ein französisches Diner zu sich nahm, das ihm, der Very noch nicht gekostet hatte, als du suprême gôut vorkam, und jetzt nach kurzem Verdauungsschläfchen den Befehl ertheilte, Postpferde zu holen, um dem herrlichen Paris ohne Aufenthalt zuzueilen. Nun denke man sich aber seinen Schrecken, als man ihm den gedruckten Befehl zu lesen gab, nach welchem sich jeder Reisende persönlich in der Kanzlei des russischen Hauptquartiers zu melden hatte. Mein Himmel! welche Gedanken kamen ihm dabei in den Sinn; der Aufenthalt war das Unbedeutendste, an das er dachte. Da indeß nichts helfen konnte, so mußte er Ordre pariren.

Ich sah ihn eintreten, im staubigen Reisehabit, eine zusammengequetschte Mütze schief auf dem Haar, die er aber — als er des ersten Kosaken ansichtig wurde — respectvollst in die Hand nahm. Der Zufall wollte, daß er sich an einen Uhlanenofficier wandte, der wenig französisch und kein Wort deutsch verstand, zwar das Pulver nicht erfunden hatte, aber doch auf die unerschrockenste Weise damit umzugehen pflegte. Mit einem Worte: ein tapferer, muthiger Junge, aber eben so grob als dumm. Es war eine boshafte Laune des Schicksals, daß mein weicher Märker gerade auf diesen vorspringenden, granitenen Eckpfeiler der Kanzlei gerathen war. Ich hatte zu viel zu thun, um mich seiner annehmen zu können, und hörte nur aus der Ferne, daß ihm der Uhlan in gebrochenem Französisch barsch zurief: es seien keine Pferde da, er müsse sich gedulden!

Dies war ein bequemes Auskunftsmittel, wenn man sich eben nicht zu rathen wußte. Privatleute an ihrer Weiterreise zu hindern, zog zu jener Zeit nicht den Schatten einer Verantwortlichkeit nach sich.

Da wollte es der Zufall, daß ein Kamerad, von seinem Sessel rückgebeugt, mir einige Papiere übergibt und dabei meinen Namen nannte. Jetzt glaubten wir Alle, daß der arme Berliner in den Sanct=Veits=Tanz geriethe. Er springt auf mich zu, lacht laut auf, will mir um den Hals fallen; ich habe alle Mühe, ihn mir vom Leibe zu halten. Er sagte mir, wer er sei, seinen Namen, Stand und Gewerbe, daß er meine Verwandten kenne, daß ich ihm hier helfen solle, helfen müsse, als sein Landsmann. Ich ließ mir seinen Paß geben, visirte ihn und gab ihm hierauf den Erlaubnißschein, um Postpferde erhalten zu können.

„Jetzt reise ich nicht!“ rief er nun aber dankbar aus, diese Nacht wird hier geblieben und Sie müssen mich Abends in der Galeere besuchen. Seit drei Tagen treibe ich mich hier zwischen den Russen und Franzosen umher und habe kein Wort deutsch sprechen können. Ach, wie thut das jetzt so wohl! Denken Sie nur, was ich nun gar empfinden mußte, als es hieß, ich müßte mich auf die Kanzlei des Hauptquartiers verfügen — ach! ich dacht' wol nicht mit Unrecht an Aufenthalt, Chikanen, Hudeleien aller Art! Aber mein Glücksstern ließ mich Sie finden, o wie bin ich so froh!“

Und so ging's im allerechtesten Berlinisch in Einem fort; kein frischer, brausender Felsenstrom, sondern ein sprudelnder, heißer Quell im Sande; ich muß bekennen, daß mir der Landsmann nicht halb so viel Freude machte,

als ich ihm zu machen schien. Man klage mich deshalb nicht des Mangels an Vaterlandsliebe an.

Er blieb nun richtig bis zum andern Morgen da und holte mich Abends in seinen Gasthof. Hier trieb er es wieder, wie Einer, der ganz außer sich ist: er hob mich auf, herzte mich und trug mich im Zimmer umher; Champagner mußte herbei, Gesundheiten wurden getrunken, und dann sang er den alten Refrain:

„Tire, tire, tire, brave Soldat, tire,
Vivent nos braves compagnons!“

Kurz, ich hatte noch niemals einen Berliner in solcher Exaltation gesehen und auch seitdem ist mir kein ähnlicher vorgekommen.

Nachts hatte ich mich kaum auf das schlechte Sopha geworfen und freute mich meines gesunden Schlummers, als mich Jemand am Aermel zupfte. Es war ein Reisender, der befördert sein wollte. Man kann denken, daß meine Bewillkommnung nicht die artigste war. Je öfter ich aufgeweckt wurde, desto unfeiner ward mein Benehmen. So traf sich's denn einst in einer Nacht, wo der ganze wiener Congreß durch meine Kanzlei spazierte, daß ich, wol schon zehnmal aufgeweckt, eben wieder mit einem Fluche auf den Lippen eingeschlafen war — im Felde ist so etwas erlaubt — als ein neuer Ruck am Arm mich benachrichtigt, daß ein in Postnöthen schwebender Reisender abermals da sei. Wie ein Wütherich fahre ich auf, und da ich sehe, daß ein ganz gewöhnlicher Mensch im zugeknöpften, dunkeln Ueberrock vor mir steht, so schimpf' ich denn, ohne noch in den Paß geblickt zu haben, auf gut deutsch, was mir eben in den Sinn kommt.

Der gewöhnliche Mensch knöpft, statt aller Antwort, und als Zeichen, daß er die Sprache versteht, in der ich mich so energisch ausdrücke, den Oberrock auf und ich gewahre ein paar funkelnde Sterne darunter. Dergleichen verblüffte mich nun zwar nie und zu jener Zeit war es mir sehr gewöhnlich, Sterne auf den Röcken in meiner nächsten Nähe zu sehen, ich warf jedoch einen Blick in den Paß, und nun ergriff mich bei dem Namen, den ich las, ein Gefühl so hoher Achtung, wie es mir alle hohen und höchsten Orden des Erdballs nicht einzuflößen im Stande gewesen wären. Ich schob stillschweigend einen Sessel dem Harrenden hin und beschleunigte mein Geschäft, so sehr ich konnte. Dann überreichte ich ihm die Papiere; er hatte sich nicht gesetzt, nahm das Dargebotene, ohne ein Wort zu sagen, und entfernte sich stolz. Er mochte den Eindruck bemerkt haben, den sein Name auf mich gemacht. Ich nenne ihn hier nicht; es ist mir interessant geblieben das Geheimniß jener Nacht, und wenn diese Zeilen dem Hochgestellten vor die Augen kommen sollten, so mag er denn auch nun wissen, wem er damals diese Achtung abnöthigte. Ich begleitete ihn bis zur Thür und sah ihm lange nach. Die Ordonnanzen schulterten — dann ward Alles still um mich — keine Störung mehr bis zum Morgen — ich hätte schlafen können, aber mein Schlaf war hin diese Nacht.

Aehnliche Fälle kamen oft vor; interessante Bekanntschaften im Fluge. Einmal sah ich einen kleinen Mann, mit ziemlich markirtem Gesichte und grauwerdenden Haaren, einige Zeit in der Kanzlei verweilen. Der schon genannte Uhlanenofficier hatte ihn abzufertigen, und das währte immer etwas lange. Er erregte kein besonderes Interesse in mir; nur eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Bekann-

ten war mir aufgefallen. Endlich geht er mit seinem Paß fort.

„Hast Du wol bemerkt, wem dieser Herr ähnlich sieht?" rief mir der Uhlan zu.

Ich sann nach, konnte aber den Pendant nicht finden.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr des Hofraths S. in Warschau?"

„Richtig," erwiderte ich, „wie aus den Augen geschnitten; wahrscheinlich ein Bruder."

„Wo denkst Du hin! ein Bruder! S. ist aus Bielsk und dieser aus Italien."

„Ein Italiener? Wie heißt er?"

„Canova," war die Antwort, die mich doch ein wenig überraschte.

Ein andermal wendet sich ein langer, hagerer Mann mit der Bitte an mich, seinen Paß zu visiren. Eine edle, stolze Nasenbildung, die Haut wie naß gewordenes und dann getrocknetes Pergament, vergilbt und runzelig; matte Augen, die in tiefen Höhlen liegen, unter dem Kinn struppiges Haar, das den Hals bedeckt, wie man es durch die lockergeschlungene Binde bemerken kann. Ich lese: Don Badia y Leblich, général espagnol, und kann mir im Augenblick nichts weiter bei dem Namen denken. Aber ein Gespräch, in das mich der Fremde zu ziehen weiß, enthüllt mir bald, daß er soeben von weiten Reisen zurückkehre; Reisen, die zu jener Zeit nicht so häufig gemacht wurden, wie jetzt, da sie noch nicht so leicht zu bewerkstelligen waren. Er hatte sich sehr lange im Orient aufgehalten und wußte viel zu erzählen.

„Kennen Sie diese Decoration?" fragte er mich, indem er einige Westen aufknöpfte und mir ein Ordenskreuz zeigte, das auf der reichbehaarten Brust ruhte. Dabei

verbreitete sich ein Geruch um mich, wie ich ihn schon in der Nähe eingesperrter Löwen verspürt hatte; eine Art von ganz eigenthümlicher Ausdünstung aus dem Morgenlande, die vielleicht nur meinen besonders feinfühlenden, abendländischen Geruchsnerven wahrzunehmen vorbehalten ist.

Ich war damals ziemlich bewandert in Decorationen aller Art, allein diese war mir doch unbekannt geblieben.

„Nur zwei Männer in Frankreich besitzen sie in diesem Augenblicke," fuhr der Spanier nach einer Pause fort; „man bekommt sie niemals zugeschickt, sondern muß sie an Ort und Stelle selbst erwerben. Chateaubriand und ich tragen sie. Ich auf diese Weise, unmittelbar auf dem Herzen, da mir das Ordenszeichen zu heilig ist. Es ist das Kreuz vom heiligen Grabe."

Ich erzählte dem guten Christen, daß es preußische Freiwillige gebe, die das eiserne Kreuz eben so heilig hielten und auf der bloßen Brust trügen, obgleich es doch nur von einem Regimentschef ihnen ertheilt worden sei.

Der Spanier und Katholik lächelte mit ungläubiger Miene.

In jenen Tagen eben war in allen Zeitungen von einem räthselhaften Reisenden zu lesen, welcher den Orient durchzog, sich aber wohl hütete, seine Persönlichkeit so bloszustellen, als unser Semilasso. Damals gab es noch keine civilisationssüchtigen Fürsten in der Levante, keinen eiteln Mehemet Ali, der es sich zur Ehre anrechnete, seinen Namen in der allgemeinen Zeitung gelobt zu sehen; wer in jenen Ländern reisen wollte, hatte mannichfache Gefahr zu bestehen und war nur an sein Glück gewiesen, da er weder vom Fürsten, noch von den Gesetzen mit Bestimmtheit auf Schutz rechnen konnte. Der Reisende, der damals so

großes Aufsehen machte, nannte sich Ali Bey. Er galt im Orient für einen Muselmann; er kannte die Sitten der Eingebornen und lebte mit ihnen auf ihre Weise. Allein was man von ihm hörte und las, machte diese Meinung wankend. Ali Bey war zu unterrichtet und seine Reiseberichte athmeten eine durchaus europäische Bildung in zu hohem Grade, als daß man nicht in ihm einen Europäer hätte vermuthen sollen. Und doch war wieder Alles an ihm auch so orientalisch; die Sicherheit, mit welcher er sich unter räuberischen Stämmen bewegte, wie er mit ihnen umzugehen wußte, schien dafür zu sprechen, daß er ein Muhamedaner sei. Wie? sagten Andere dann wieder, wenn es ein Renegat wäre? Aber wer ist es? Wie hieß dieser merkwürdige Mann, ehe er zum Islam übertrat? Wo hatte er diese Bildung, diese Kenntnisse erlangt? Mit solchen Vermuthungen und Zweifeln trug man sich herum, und Ali Bey war das Räthsel, wie das Gespräch des Tages.

Man wird nun meine freudige Ueberraschung sich leicht vorstellen können, als ich erfuhr, was jetzt alle Welt weiß, daß der Mann, mit dem ich mich eine halbe Stunde bereits unterhalten hatte, der spanische General Don Badia y Leblich, niemand anders, als Ali Bey selbst war. Ich war wol einer der ersten, der es in Europa wußte. Don Badia lud mich beim Abschiede freundlichst ein, ihn in seiner Wohnung in Paris aufzusuchen, wo er auf dem Quai des Augustins Nr. 25 wohnte. Daß ich dieser willkommenen Aufforderung gern Folge leistete, darf ich wol nicht erst hinzufügen.

Viele Bekanntschaften, die ich zu machen genöthigt wurde, waren jedoch nicht von dieser heitern und angenehmen Art.

Einst überreichte mir ein schlanker, feingebildeter Mann von ausdrucksvollem Aeußern seinen Paß, in dem ein Name stand, der bei den Verfehmten auf der Liste war. Ich blickte auf den Mann, der so unbefangen aussah und nichts Anderes zu erwarten schien, als daß ich ihm den Paß visire.

„Mein Herr," sagte ich nicht ohne jugendlich-schüchterne Verlegenheit, „Ihrer Weiterreise setzen sich Hindernisse entgegen; Sie dürfen in diesem Augenblicke nicht nach Paris."

Er war überrascht und wollte Einwendungen machen, allein der Name stand auf der verhängnißvollen Liste, und was noch mehr war, den Träger desselben erwartete Arrest. Es war von ihm bekannt, daß ihn Napoleon zu geheimen Aufträgen gebraucht hatte, und wer konnte wissen, ob er nicht noch als dessen Agent durch Frankreich reiste? Die Vorsicht gebot, sich seiner Person zu versichern. Der feine Franzose schien die Maßregel, die man gegen ihn in Anwendung brachte, nicht begreifen zu können, allein er mußte sich dennoch geduldig fügen, als man ihm ein Zimmer im Hause der Kanzlei zur Wohnung anwies und ihm einen riesenlangen Kosaken als Schildwache davorstellte.

Hier lebte der Mann so lange, bis das Hauptquartier nach einer andern Stadt verlegt wurde, und dahin transportirte man ihn dann auch, gleich als wäre es irgend ein kostbares Unterpfand gewesen. Des Mittags wurde er zur Tafel des Commandanten gezogen; Abends gab er den Thee in seinem Zimmer; man fand ihn sehr unterhaltend, und er zeigte in der That eine angenehme Weltbildung. Die Gutsbesitzer in der Nachbarschaft, die von dem Fange gehört hatten, besuchten ihren Landsmann im feindlichen Hauptquartier und wußten es endlich dahin zu bringen,

daß er, von einem Officier begleitet, diese Besuche erwidern durfte. Da mit diesen Ausflügen Jagdpartien und andere Ergötzlichkeiten verbunden waren, so drängte man sich dazu, den Gefangenen zu begleiten, ohne daran zu denken, welche Verantwortlichkeit man auf sich lade, und daß es wol auch gefährlich sei, indem ein Befreiungsversuch unter solchen Umständen sehr leicht dem Begleiter das Leben kosten könnte. Wie sollte aber ein solcher Gedanke aufkommen, da diese Partien immer ordnungsmäßig abliefen und man den Gefangenen stets am Abend in seine Haft zurückkehren sah. Er schien sich nicht im Geringsten mehr dadurch genirt und nichts Anders als die Fortdauer dieses Zustandes für sich zu erwünschen.

Er war nicht mehr im Kanzleigebäude, sondern bei einem Einwohner jenes Städtchens einquartiert, in dem sich jetzt das Hauptquartier befand. Ein Kosak stand auch hier vor der Thür seines Zimmers, welches ein alter Polizei-Beamter, von Geburt ein Deutscher, mit ihm theilte.

Da geschah es, daß ein Ordonnanz-Officier aus dem Lager von Vertu abgeschickt wurde, um den Gefangenen zum Kaiser zu bringen. Jener Officier war ein Stockrusse und nur einiger deuzschen Worte mächtig; der Franzose hingegen verstand das Deutsche vollkommen gut.

„Ich Dich zu Kaiser Majestät holen!" Mit diesen Worten trat der Russe in das Zimmer des Gefangenen.

„Ich bin krank und habe das Fieber!" erwiderte er, und in der That hatte er seit einigen Tagen das Bett hüten müssen.

„Gleichviel, todt oder lebendig! Mußt mit!" Mit diesen Worten verließ der Abgesandte den Patienten, um ihm Zeit zu lassen, sich anzukleiden und zur Abreise fertig zu machen.

Der Polizei-Beamte hatte auch noch Einiges zu besorgen, und erst nach einer ziemlichen Weile trat er und der Ordonnanz-Officier wieder zu dem Gefangenen ein, um sich mit ihm auf den Weg zu machen. Wie erschraken sie aber, als sie das Nest leer fanden! Kein Rufen und Suchen half. Er hatte die Betten zum Fenster hinausgeworfen und war dann darauf gesprungen. Es war stockfinstere Nacht, und man durfte nicht hoffen, dem Entflohenen auf die Spur zu kommen. Was ihn zu dem schnellen Entschlusse getrieben, sich der Haft zu entziehen, war wol nur die brutale Weise des Abgeordneten, der ihn „todt oder lebendig vor den Kaiser bringen wollte." Dem Franzosen fiel hier gewiß Knute und Sibirien ein, denn davon phantasiren sie so leicht; es war aber gewiß auf nichts Schlimmes abgesehen, und der leutselige Monarch hatte unbezweifelt nur Lust, den interessanten Mann kennen zu lernen und sich Einiges aus Napoleon's letzten Regierungstagen von ihm erzählen zu lassen.

Der Polizei-Beamte und der Ordonnanz-Officier liefen noch mehre Stunden im Städtchen umher; man bot Leute mit Fackeln auf, man suchte überall, allein vergebens; der Entflohene ward nicht wieder gesehen.

Ein ernsterer Fall war folgender:

Ganz Lothringen und ein Theil der Champagne, namentlich die Gegend von Nancy bis Chalons, wurde von Parteigängern unsicher gemacht. Alle Tage schossen sie aus dem Versteck auf unsere Leute, wie echte Buschklepper und Banditen. Vor Kurzem erst war ein junger, liebenswürdiger Officier, der in der Suite des Marschalls ritt, auf solche Weise getödtet worden. Alles war im höchsten Grade erbittert, und wer von den Parteigängern

mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, erhielt keinen Pardon.

Ihr Hauptanführer war ein gewisser Viriot. Wir hatten seinen Tagesbefehl in die Hände bekommen und wußten, daß er ehemals unter Napoleon gedient und den fremden Truppen unversöhnlichen Haß geschworen hatte. Es war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden.

Einst kommt ein kurzer, untersetzter Mensch, mit einer schwarzen Binde um das rechte Auge, in gewöhnlicher Civilkleidung auf das Bureau und reicht mir seinen Paß hin, den er zu visiren bittet. Er sprach zwar deutsch, doch so, daß ich sogleich den Franzosen in ihm erkannte. Im Paß stand der Name Schmidt, Feldchirurg eines preußischen Regiments aus Berlin, und als Ort der Bestimmung war Paris angegeben. Nun war aber ganz deutlich hinter Paris ein o zum Vorschein gekommen, das früher ausradirt worden war, und ein aufmerksamer Blick in den Paß ließ sogleich mehre Radirungen wahrnehmen.

„Sie sind ein Preuße, mein Herr," redete ich ihn an, „da freue ich mich, einen Landsmann in Ihnen zu sehen."

Dies machte ihn augenscheinlich verlegen; er hatte wahrscheinlich erwartet, hier Russen zu finden, die selbst nicht deutsch verstehen würden. Er antwortete im deutsch-französischen Jargon, und ich fand nun nicht mehr nöthig, mit ihm auf Umwegen zu verfahren, sondern erklärte ihm geradezu, daß ich ihn verhaften müsse, da er mit einem falschen Paß reise.

In diesem Augenblicke trat der Oberst mit mehren Officieren in das Zimmer. Der Franzose setzte seinen Hut

auf und gab eine Insolenz zur Antwort; allein der Oberst schlug ihm den Hut vom Kopfe, empfahl ihm Höflichkeit und gab zugleich den Befehl, einen zweirädrigen Karren, auf dem der Mensch angekommen war und der noch vor der Thür hielt, zu durchsuchen. Hier fanden sich nun im Stroh verpackt eine Menge Gegenstände, die uns Licht in der Sache gaben. Zuerst eine vollständige preußische Uniform und eine Brieftasche mit Briefen und Papieren, die einem Feldchirurg Schmidt angehört hatten; ferner eine französische Uniform, Pistolen, ein Dolch, ein Säbel und ein Ränzel, in dem außer Wäsche noch viele Briefe Viriot's waren, aus denen ersichtlich ward, daß wir dessen Adjutanten vor uns sahen, einen seiner thätigsten Spießgesellen, dem er das größte Zutrauen schenkte. Der Mensch hatte wahrscheinlich den armen Preußen im Walde ermordet und jetzt auf dessen Papiere sich durch die russischen Truppen hindurchdrängen wollen, allein der Zufall, daß er auf einen Deutschen traf, machte ihm nun den Strich durch die Rechnung.

Der Kerl schimpfte und fluchte und schrie über Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts; das konnte ihm jedoch nichts helfen und man führte ihn ins Gefängniß.

Noch in derselben Nacht wurde Kriegsrecht über ihn gehalten. Wie ich mich hinbegab, traf ich ihn im Vorgemach; er höhnte mich und geberdete sich unerhört frech; als er aber, in das Zimmer eingeführt, des lugubern Apparats ansichtig wurde, ging eine solche Veränderung mit ihm vor, daß ich mich darüber entsetzte. Er wurde plötzlich bleich wie der Tod, sein Kopf sank ihm auf die Brust, seine Stimme war kleinlaut geworden.

Die Richter, zu denen man zwei französische Gensd'armen und zwei Bürger aus der Stadt gezogen hatte,

saßen an einem schwarzbehängten Tische, auf dem Wachskerzen brannten. Ein Todtenkopf, eine Bibel, ein Crucifix und zwei gekreuzte Schwerter befanden sich darauf. An einem Seitentische saß der Protokollführer. Der zerknirschte Verbrecher gestand, den preußischen Feldscherer ermordet zu haben und zu Viriot's Bande zu gehören. Das Urtheil, das über ihn gefällt wurde, lautete auf Erschießen. Er wurde wie eine Leiche in sein Gefängniß zurückgebracht.

Wenn nun gleich der Mensch den Tod verdient hatte, so peinigte es mich doch, daß ich die unschuldige Ursache war; dabei hatte auch die Verwandlung in seinem Aeußern einen zu starken Eindruck auf mich gemacht; ich konnte den Rest der Nacht kein Auge zuthun. Immer sah ich den robusten impertinenten Kerl, wie er am sonnigen Nachmittag zu mir in die Kanzlei getreten war, wie er den Hut aufsetzte und uns behandelte, als wäre sein Fall umgekehrt; dann wie er mich vor dem Gericht höhnte und schimpfte, und zuletzt bebend, zerknirscht, vernichtet, kein Bild eines Lebenden mehr. Ich ging noch weiter und malte mir seinen Leichnam von Kugeln zerrissen — sein gebrochenes Auge — sein rieselndes Blut — den letzten Fluch auf seinen bleichen Lippen — gegen mich gerichtet.

Diese Gedanken folterten mich; und Alles, was ich dagegen von erfüllter Pflicht, gerechter Strafe, Schuld des Verurtheilten vorbrachte, hielt nicht Stand und — ich haßte mich selbst.

Eine glückliche Wendung machte diesem peinlichen Zustande ein Ende.

Der Grundsatz der Milde leitete alle Maßregeln des Kaisers und folglich mußte dieser Grundsatz auch von seinen Befehlshabern in allen Zweigen festgehalten werden. Der

verehrte Held, der damals das Heer commandirte, beschloß also, einen Verbrecher, der es offenbar nur durch die politischen Ereignisse geworden war, für die Dauer derselben und ihre unmittelbaren Folgen unschädlich zu machen. Man begnügte sich daher, den zum Erschießen Verurtheilten auf eine Festung zu bringen, bis die alliirten Heere Frankreich geräumt haben würden, und ihn dann freizugeben. Dies Urtheil wurde vollzogen und meine Brust hiedurch bedeutend erleichtert.

Frankfurt.

Signora Chelli aus Rom.

Es war im Herbste 1815, in jener trunkenen Zeit, von Vaterlandsliebe, Franzosenhaß und Napoleonsverachtung, als ich aus Paris in Frankfurt eintraf. Vor wenig Monaten hatte ich noch Jahn an der Stelle gesehen, welche das venetianische Viergespann eingenommen hatte, nämlich oben auf dem Triumphbogen des Carousselplatzes, und jetzt turnte der Mann schon lange auf der Hasenhaide, im lieben Vaterlande, die Pferde waren auch schon wieder auf dem Markusplatze, wo sie gleichfalls nicht hingehörten, und ich trieb mich mit deutschen Doctoren am Rheine herum, von denen der Eine mich beauftragte, Jahn eine Herausforderung nach Berlin zu überbringen. Diese Geschichte gehört eigentlich nicht hierher und ich erwähne dies Alles

blos, um unsere damalige Stimmung in Deutschland zu bezeichnen, die uns zugleich kein Tuch um den Hals, nur Turnhosen von ungebleichter Leinwand, einen halb polnischen und halb französischen Rock, und ein flaches Barett zu tragen erlaubte. Körner's Kriegslieder waren schon vergessen, da man nun Frieden hatte; dafür aber war durch Oestreicher und Russen viel Antheil für Joconde und Johann von Paris verbreitet worden, indeß sich Die in Preußen und am Rheine stark mit den Nibelungen beschäftigten, den Kaiser Octavian wieder guthießen und besonders große Lust an einer Judenposse „Unser Verkehr" empfanden, was damals dem Herrn von Rothschild in Frankfurt neben seinem ausgebreiteten Banquiergeschäfte noch viel zu schaffen gab und ihn selbst einmal eine Reise zu einem mächtigen Handelsfreunde nach Kassel machen ließ, um die Aufführung jener Posse zu hintertreiben, die in dem kurfürstlich-hessischen Flecken Bockenheim aufgeführt werden sollte.

Im Theater in Frankfurt debutirte damals der berühmte Mimili-Clauren mit einem Lustspiele: „der Brauttanz," ein Stück, das sich ganz für eine kriegerische Nation schickte, die das Schwert zur Pflugschaar macht und den Helm unter's Dach hängt, damit Tauben darin nisten. Es wimmelt in dem Stücke von reichgewordenen Lieferanten und von Freiwilligen, man vernahm darin ein fernes Echo der Kanonen von Belle-Alliance, man hörte vom „eisernen Kreuze" sprechen, von „der Hyder, welcher man den Kopf zertreten", und vom „frischen, freien, fröhlich-frommen Glaubensmuthe." Der beste Spaß in dem Stücke war jedoch der, wo ein Commerzienrath, oder so etwas, sich die Hand verbrennt und nun auf Anrathen eines feinen, listig-verschmitzten Witzboldes sie in Dinte stecken muß. Diese Rolle gab Weidner, und die ganze, große, bedeu-

tungsvolle Zeit war vergessen, man sah nur seine schwarze Faust und seine klägliche Miene, die er dabei zog, und lachte wieder — als ob man sinnig die Dintenperspective der Folgezeit darin bemerkt hätte, und freute sich, daß man einen Dichter wie Clauren besitze, denn die Friedenszeit will auch wieder Künste des Friedens sehen. Und Clauren versprach sehr viel, obgleich damals Deutschland nicht einmal wußte, was es jetzt wieder vergessen hat, daß er eigentlich Carl Heun heiße, und daß er die Buchstaben seines Namens in ein Kaleidoscop gelegt, dann sie tüchtig gerüttelt, durchgesehen, und nun H. Clauren erblickt habe. So gebärt der Zufall oft berühmte Namen! Hätte das Kaleidoscop es gewollt, so könnte auch irgend ein unaussprechlicher Dichter, etwa: E. Nrlauhc, statt H. Clauren aus Carl Heun, geworden sein.

Um diese Zeit war es, als in dem stattlichen Gasthofe: „Zum Weidenbusche", der damals seines Gleichen suchte, eine junge sehr hübsche Frau erschien, die sich im Fremdenbuche: „Signora Chelli, Künstlerin aus Rom," nannte. Man zerbrach sich mehre Tage den Kopf, in welcher Kunst wol die Dame excelliren möchte, bis daß eine Aufforderung in den öffentlichen Blättern erschien, folgenden Inhalts:

„Signora Chelli fordere einen Jeden auf, der in der Fechtkunst auf den Stoß geübt sei, einen Gang mit ihr zu machen, in der großen Akademie, die sie auf dem Theater zu geben die Ehre haben werde."

Man lachte über diese Aufforderung und Niemand meldete sich, um den Gang zu wagen. Man sehnte sich, wie schon gesagt, nach Künsten des Friedens, man wollte lachen über schwarze Hände, die aus Dintenfässern gezogen werden, wem sollte es einfallen, sich in der freien

Handelsstadt, die jetzt wieder zu blühen begann, um die Fechtkunst viel zu kümmern. „Sie mag wieder dahin zurückreisen, wo sie hergekommen ist!" sagten die Meisten und verlangten sie gar nicht zu sehen.

Schon dachte man nicht mehr an die Signora, als eines Morgens große Anschlagezettel Akademie und assaut d'Armes für den Abend im Nationaltheater ankündigten. Es hatte sich ein Gegner gefunden, der alle Gänge mit der Fechterin machen wollte. Das gab ein Laufen, ein Schwatzen, ein Hin- und Herrennen. Keiner wollte der Gegner sein, Keiner ihn nur einmal kennen. Endlich um Mittag durchrauschte ein Gerücht die Stadt, das Alles mit Erbitterung erfüllte. Ein französischer Fechtmeister, der früher in Frankfurt gewohnt hatte, und den man des Einverständnisses mit den französischen Machthabern beschuldigte, hatte — bei der nun herrschenden Stimmung gegen Frankenthum und Napoleon — seinen Wohnsitz schnell verlassen müssen und sich unter den Schutz des Großherzogs von Hessen nach Darmstadt begeben. Diesen Mann, so hieß es, habe die Fremde, um ihre Vorstellung in Frankfurt geben zu können, nunmehr kommen lassen, und er, und kein Anderer, sei Derjenige, der sich ihr gegenüberstellen werde. Es würde schwer sein, wollte ich den Ingrimm schildern, der bei dieser Nachricht sich aller Gemüther bemächtigte. War man schon früher gegen die Fechterin und ihre Kunst eingenommen, so war das Herbeirufen eines der ganzen Bevölkerung so sehr verhaßten Menschen genug, auch die allgemeinste Erbitterung gegen die Fremde hervorzurufen.

Alles, Jung und Alt, sprach von diesem Gegenstande, als sei es das Wichtigste, was sich unter der Sonne zutragen konnte. Man suchte sich in Kaffeehäusern, man

besprach sich über die Maßregeln, die man zu nehmen hatte, man durchzog die Straßen, man eilte nach Sachsenhausen, um die leicht erregbaren Bewohner zur Theilnahme aufzufordern, und schon lange vor Eröffnung des Theaters umstanden dichte, lärmende Haufen dasselbe, während die Gemäßigtern in belebten Gruppen die Allee und den Pferdemarkt füllten. Man hatte sich vorgenommen, das rücksichtsloseste Verfahren walten zu lassen und bei dem Erscheinen der Fremden nicht nur in beleidigenden Hohn auszubrechen, sondern sogar ihren Gegner mit thätlichen Beschimpfungen zu empfangen und ihn zu zwingen, sogleich das Theater und die Stadt zu verlassen.

Man kann denken, daß den beiden kühnen, kunstgeübten Gegnern das Herz stark schlagen mußte, da sie von dem allgemeinen Unwillen bereits Kenntniß hatten, und um dem Aufpassen des Pöbels zu entgehen, ganz unbemerkt, in verschlossener Kutsche, vor einem Hinterpförtchen des Gebäudes angefahren wurden und so auf die Bühne gelangt waren. Die Musik war nun geendet und Alles spitzte den Mund zum Pfeifen. Da trat zuerst von der linken Seite der Bühne die Signora auf, ging festen Schrittes zu den Lampen und grüßte nach Fechtersitte die Versammlung. Es war ein sehr schönes Weib, nicht eben groß zu nennen, doch schlank, und der Kopf das Ideal einer Römerin. In dem Helmschmucke und den wallenden Federn, dem leichten Brustharnische und der malerischen, wohlgeübten Stellung, konnte sie mit einem guten Bilde der Minerva schon verglichen werden, und ihr Erscheinen war so strengschön und gebieterisch zugleich, daß es für den Augenblick die Menge entwaffnete und Alles still nach ihr schaute. Doch nicht lange währte es, so fiel, wie eine Schnuppe in Pulver, eine andere Erscheinung den Leuten

in die Augen, die jene friedliche Stimmung alsbald in eine brausende und kriegerische umgewandelt haben würde, wenn man deutlicher dahinter gekommen wäre. Es trat nämlich der schönen Signora gegenüber ein Mann auf, im gelben Waffenrocke und schwarzer Rüstung, den Helm mit dunkeln Federn geziert, aber ein dichtes Drahtsieb vor dem Gesichte. Niemand erkannte den Verhaßten, Niemand wollte annehmen, daß er hinter dem Visire stecke, noch weniger aber eine Enthüllung verlangen und so — überrascht und unmuthig, stolz und strenge — schien das Publicum jede Persönlichkeit bei Seite lassen zu wollen und mit einem Male sich ganz und gar dem Eindrucke hinzugeben, den die Kunstfertigkeit der Beiden in ihm hervorzurufen im Stande sein würde.

Nun weiß man aber, daß das Stoßfechten, aus der Ferne gesehen, für die Nichtkenner nicht eben ein besonders anziehendes Schauspiel gewährt. Und daß in einer Handelsstadt nur wenige Kenner der Fechtkunst und noch weniger leidenschaftliche Liebhaber derselben angetroffen werden, darf man wol nicht erst versichern. Der erste Gang war beendigt, und das ganze Schauspiel war Allen so bedeutungslos erschienen, daß nun jener Zorn, der dem Manne hinter dem Siebe eigentlich gelten sollte, in vollen Spenden seiner Kunst dargebracht wurde und ein lauter, wilder Lärm so überhandnahm, daß an eine Fortsetzung des Schauspiels nicht gedacht werden konnte.

Die schöne Römerin, die meine ganze Theilnahme in Anspruch genommen hatte, stand regungslos, wie ein herrliches Steinbild, und ließ die schwarzen Augen kräftig und unverwandt auf der Menge ruhen, in der Meinung, dies Toben werde sich legen. Sie hatte vielleicht von den ruhigen, tiefen, besonnenen, stillen und frommen Deutschen

daheim in ihrem Vaterlande gehört, und sie — die leidenschaftliche, heiße Römerin — die oft genug Messergefechte an der Tiber mitangesehen hatte, glaubte aus Erfahrung zu wissen, daß solch ein Sturm nicht lange anhalte. Aber von Minute zu Minute wuchs das Toben und Geschrei, Niemand wußte, was man eigentlich wolle, es war eine Wuth ohne bestimmten Gegenstand, eine Lust am Lärmen, man schrie den Namen des Fechtmeisters, man schimpfte auf das Rappierfechten, man ballte Fäuste und rief: „so verstehen wir's besser!“ man fluchte Napoleon, man ließ Blücher leben, dabei schrie man selbst ein weniges: Hurrah!

Neben der schönen Fechterin stand die unheilbringende, finstere Gestalt des Menschen da, gleich der Erscheinung des schwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans. Endlich wollte er wieder ausfallen, dieser Einfall aber erregte ein so gellendes Pfeifen von allen Plätzen, und ein solcher Hagel von harten und weichen, kleinen, runden Gegenständen erfolgte, daß beide Kämpfer den Kampfplatz eiligst verließen und der Vorhang niederrauschte.

Das Schauspielhaus entleerte sich, obgleich Niemand ans Nachhausegehen dachte. Man hielt die eine Seitenthür belagert, die auf die Bühne führte, um hier jeden Herausgehenden zu beobachten und den schwarzen Ritter, falls er kommen sollte, mit den ihm zugedachten Ehren in sein Quartier zu begleiten. Andere waren nach dem Gasthofe „zum Weidenbusche“ gelaufen, um hier die Signora beim Nachhausekommen in Empfang zu nehmen. Diesen gelang ihr Vorhaben besser als den Andern. Die nicht ohne Grund besorgte Theaterverwaltung hatte von einer wenig beachteten Noththür Gebrauch gemacht und die Fechter ganz unbemerkt hinausschlüpfen lassen, sodaß sie unangefeindet aus

dem Gedränge kamen. Die Signora jedoch wurde bei ihrem Eintritte in den Gasthof erkannt und erreichte, hin- und hergestoßen, unter gemeinem Schimpfen, die Treppe, wo sie ohnmächtig zusammensank und in ihre Zimmer hinaufgetragen werden mußte.

Nachdem dies Alles sich so zugetragen hatte, und nach Verlauf von einigen Stunden sich die Sachsenhäuser und die ihnen Verwandten entfernten, gingen die Höhergestellten in die nahen Wein- und Gaststuben, um hier einen lebhaften Discurs über diesen Gegenstand von so großem Belang bis in die späte Nacht zu unterhalten.

Ich hatte mich in den Schwan verfügt und mir bereits ein Glas Rüdesheimer Eilfer, voll Feuer und Blumenduft, zu Gemüthe gezogen, als sich rings um mich her die Tische mit Leuten füllten, die still tranken und aßen und mit bösem Ausdrucke zu belauschen schienen, was ein kleines Häufchen junger Doctoren, die eben erst von Marburg, Gießen oder Heidelberg gekommen waren, um eine Anstellung zu suchen, mit großem Eifer verhandelte. — Sie waren empört über die Behandlung der Fremden, sie priesen ihre Kunst, in der sie selbst Meister zu sein vorgaben, sie schimpften über Die, so nichts davon verstanden, und boten einem Jeden die Klinge an, der ihnen stehen wollte, kurz sie führten eine Sprache, die allen Andern, die im Zimmer ihren Wein tranken, nicht gefallen konnte. Ich hatte nicht sobald ein paar Bekannte unter den Doctoren entdeckt, als ich freundlich zu ihnen rückte, ihrer Meinung mich anschloß und mit Freuden mich dazu bereit erklärte, der Signora Chelli ein Vivat zu bringen. Es wurden mehr Flaschen gebracht, und unser

Enthusiasmus war im schönsten Steigen. Wir waren ungefähr zwanzig, außer uns wohl noch hundert in dem Saale, aber Niemand sprach jetzt mehr außer uns. Endlich mahnte die Mitternacht, wir brachen auf, verließen still das Zimmer und stellten uns dicht geschaart unter die Fenster des gegenüberliegenden Gasthofes „zum Weidenbusch." Die ganze übrige Bevölkerung des Schwanen war uns auf dem Fuße gefolgt.

In dem Zimmer der Signora flimmerte ein matter Schein, wie aus einer Krankenstube. Dies machte zwar einen recht wehmüthigen Eindruck, aber die Besorgniß, den Schlaf der Kranken zu stören, konnte nicht aufkommen, wir waren im Innern überzeugt, daß unser Vivat sie angenehm erwecken würde. Und somit schrien wir denn aus vollen jugendlichen Kehlen, auf ein Zeichen, mit einem einzigen, majestätischen Schalle, ein dreimaliges Vivat hoch der Signora Chelli! Sie mochte wol sehr darüber erschrocken sein und sich denken, man komme, das Haus zu stürmen, denn erst nach einer guten Weile sahen wir den Vorhang am Fenster sich heben und, als nun unser Vivat sich wiederholte, das Fenster selbst öffnen und einen Mann, den Begleiter der Dame, in gutem Italienisch, uns ihren Dank und ihre Gefühle hinabrufen. Einer von uns, der italienisch sprach, ich glaube, ich war es selbst, rief ihm nun zu, wie wir dies für unsere Schuldigkeit gehalten hätten, und wir bäten, uns noch einmal das Vergnügen ihrer Fechtübungen gönnen zu wollen, wo wir für jede Störung aufzukommen versprächen und sie des ungemessensten Beifalls versicherten. Er aber erwiderte hierauf, daß die Signora bereits morgen abzureisen gedenke und es daher bedauern müsse, unserm Wunsche nicht nachkommen zu können.

Wir baten nun einstimmig, ein Ehrengeleite von uns anzunehmen und uns zu erlauben, auf eine eclatante Weise die ihr angethane Beleidigung gutzumachen. Hier verschwand der Italiener vom Fenster, kehrte jedoch bald wieder zurück: Die Signora sei so angegriffen, rief er herab, daß sie nicht selbst erscheinen könne, für unsere Güte zu danken, sie fühle sich aber dessenungeachtet sehr gerührt davon, ihre Abreise sei, um keiner neuen Erniedrigung sich auszusetzen, auf den nächsten Morgen bei früher Zeit angesetzt, wo die Straßen noch leer wären. Hiemit waren wir jedoch nicht zufrieden. Der Ruf: Signora Chelli! erscholl nun so donnernd und so oft wiederholt, daß sie endlich nachgeben mußte und, von dem Begleiter und ihrem Mädchen unterstützt, am Fenster sich zeigte. Wir eröffneten ihr die Bitte, ihre Abreise bis zum Mittage zu verschieben und unsere Begleitung anzunehmen, und erst, als sie hierin gewilligt, zogen wir ruhig von dannen, und ließen die starren Haufen der Gegenpartei, die sich nichts zu unternehmen getraut hatte, gleichsam ganz unbeachtet und unbemerkt im Rücken.

Am Morgen des andern Tages boten wir alle Bekannten auf, einige Künstler und junge Angestellte im öffentlichen Dienste schlossen sich an, und was in Frankfurt an Philistern und Miethwagen aufzutreiben war, wurde aufgetrieben. Endlich um die Mittagsstunde sah man die zurückgeschlagene Chaise der Signora Chelli, von muthigen, trotzigen und herausfordernden Reitern und einem langen Zuge von Wagen gefolgt und umgeben, durch die Zeil der sachsenhäuser Brücke zufliegen.

Die Sache hatte weiter keine Folgen; aber diese, wie so viele andere Geschichten, die ich selbst erlebt habe, lie=

ferten mir den Beweis, daß stets die rechte Gesinnung im Publicum herrschend bleiben muß, wenn sie nur Einige mit Kraft vertreten, obgleich es intriguanten Parteien für einige Zeit wol gelingen kann, eine Oberhand zu erlangen und die öffentliche Stimme an sich zu reißen. Die Parteiungen zerstören sich selbst; alle Bessern schämen sich bald, daß sie sich misbrauchen ließen, und wer nicht Geduld und Ruhe dabei verliert, erfreut sich immer des Sieges der Gerechtigkeit.

Gretchen.

„— — Und nachar is a kuma,
Und had si zuwa buckd,
Had mi bain Göschl g'numa,
A Buss'l afi druckd."

Castelli.

Wir, mein Freund und ich, kehrten in dem freundlichen Wöhrstadt bei recht artigen Wirthsleuten ein. Da der Ort an der großen Landstraße liegt, war ein Gasthof bei dem andern. Da waren Kaiser, Könige, Prinzen, goldene Sonnen, Gänse, Weidenbäume zum Aussuchen, unser guter Stern leitete uns aber zum goldenen Anker, weil das Sinnbild der schönsten Göttin am zierlichen Hause gar lieblich auf uns niederstralte. Die Wirthin, eine niedliche Frau in den besten Jahren, führte uns eine Stiege hinauf, öffnete uns ein Zimmer, in dem ein Bett stand, und

bemerkte lächelnd: „Wenn Sie nicht beisammenschlafen wollen, so wird das Zimmer hier nebenan Ihnen alsbald von meiner Tochter aufgeschlossen werden.“ Wir baten darum, und auf den Ruf: „Gretchen! Gretchen!“ (so heißen viele schöne Kinder in der dortigen Gegend) erschien ein Mädchen, so lieblich und reizend, wie sie dem Rafael zu seiner Madonna della sedia gesessen haben mag. Ich und mein Freund sahen einander fragend und dumm an. Fragend: hast Du je wol etwas Schöneres gesehen? dumm: weil wir nicht begreifen konnten, wie solch ein Himmelslicht der Himmel im Gasthofe zum goldenen Anker habe erglimmen lassen. Das zweite Zimmer wurde uns gezeigt, und die Wirthin bat uns, ihr in die Wirthsstube zu folgen, weil unterdeß Gretchen die Betten überziehen und andere Bequemlichkeiten herbeischaffen sollte. Wir folgten zögernd. Mir war es ein angenehmes Gefühl zu denken, daß das schöne Gretchen mein Bett überzog. Mein Freund wollte indeß mit dem holden Kinde bekannter werden. Er schlug einen Spaziergang vor, um eine Gelegenheit zu haben, seinen Stock zu holen, den er oben hatte stehen lassen. Indeß begleitete ich ihn hinauf, weil ich das liebe Mädchen, welches mir beim ersten Augenblick so züchtig und schamhaft erschienen war, den etwas freien Liebkosungen und Redensarten meines sonst sehr braven Freundes entziehen wollte. Wir fanden sie noch mit dem Bette beschäftigt, und auf mehre an sie gerichtete Fragen antwortete sie mit der größten Anmuth und Züchtigkeit.

Wir schweiften hinaus in die Weinhügel, die den Ort umgaben, und deren Laub von dem Gold der untergehenden Sonne gefärbt ward. Wir sprachen viel von dem Mädchen und kamen endlich Beide überein, daß dieses

durch seine Schönheit und Anmuth uns zu heilig erschien, um mit ihm ein Abenteuer anzuknüpfen. Wir freuten uns, so glücklich zu sein, mit ihr unter einem Dache zu schlafen, aus ihren sanften Augen noch manchen freundlichen Blick, und aus ihrem Mündchen eine gute Nacht zu empfangen.

Wir waren heimgekehrt. Gretchen trug uns ein schmackhaftes Abendbrot auf und credenzte uns herrlichen Wein. Während des Essens bemerkte ich, daß sie mich manchmal verstohlen anblickte und ein Seufzer ihr entfuhr. Die Mutter nickte seitwärts einschlafend im Großvaterstuhle und der Vater las die Zeitungen. Von diesen Seiten unbemerkt, wollte ich schon eine Frage an sie richten, als mein Blick auf meinen Freund fiel, der nur zu aufmerksam Alles beobachtet hatte und jetzt mir durch Winke zu verstehen gab, daß er Gretchens Blicke nach mir bemerkt und ihnen eine Deutung gab, an die ich bis jetzt noch nicht gedacht hatte.

Unser Essen war beendigt, wir standen auf, um schlafen zu gehen, der Hausknecht leuchtete, und beim Trennen spöttelte mein Freund noch über meine Eroberung und wünschte mir Glück zum Abenteuer wider Willen.

Jetzt war ich allein in meinem Zimmer. Die verschiedenartigsten Gedanken durchkreuzten sich in meinem Kopfe. Wär' es möglich, dieses Mädchen mit der Engelsmiene könnte ein ganz gewöhnlicher Lockvogel für Fremde sein? Wäre das freundliche Haus nicht in dem freundlichen Wöhrstadt, ich würde wider Willen an die Nacht im Walde und an ähnlichen Spuk gedacht haben, so aber war dies nicht möglich. Und daß sie mich angesehen, daß sie geseufzt, daß sie überhaupt betrübt ausgesehen habe, war

zu gewiß, hatte es doch mein Reisegefährte, sowie ich selbst bemerkt.

Unter diesen Gedanken hatte ich mich ausgezogen und ins Bett gelegt, und überlegte noch bei mir selbst, ob ich die Thür zuschließen sollte oder nicht. Bist du doch wieder in dem lieben ehrlichen Deutschland, dachte ich, wo der Wirth dich mit dem echt nationalen Handschlag empfängt; hier hast du nichts zu befürchten. Schon fing ich an, dem Einschlummern mich zu nähern, als ich vor meiner Thür etwas knistern hörte. Ich horchte auf; eine Hand bewegte die Klinke, eine andere hielt ein Lämpchen vorleuchtend durch die geöffnete Thür — ein Köpfchen folgte nachschauend, ein: „Ist's wol erlaubt?" enttönte dem lieblichsten Mündchen, und ich stammelte beinahe besinnungslos: „Mit Vergnügen!" denn Gretchen, das himmlischschöne, anmuthige, liebreizende Geschöpf, stand in meinem Zimmer. „Nun denn," fing sie an, „wenn Sie so gütig sind, mir's zu erlauben, so will ich schon so dreist sein. Ach, ich habe ein recht großes Anliegen, doch ich muß es Ihnen leise sagen, daß man's im Hause nicht hört. Die Knechte sind noch wach und streifen hier auf dem Gange herum, d'rum bin ich so frei" — und hiermit setzte sie sich zu mir auf's Bett, weil, wie ich erst am andern Morgen bemerkte, außer einem ungeheuern steinernen Tische, auf den ich beim Auskleiden meine Sachen gelegt hatte, kein Möbel im ganzen Zimmer war. Das Erste, woran ich dachte, war Goethe's „Braut von Korinth," doch für ihr Leben bürgte mir außerdem, daß ich sie am Tage in größter Thätigkeit der Mutter zur Hand hatte gehen sehen, auch noch der blühende Carmin von Wangen und Lippen und der sanft schwellende Bu-

sen. Allein dieses üppige Leben drohte eben dem meinigen ein Ende zu machen. Man denke sich ein so schönes Mädchen, den Kopf auf den liegenden Jüngling hingeneigt, daß ihr Athem immerfort sein Gesicht umwehte, und ganz leise, damit Niemand das Gespräch behorchen könne, in dem lieblichsten Dialekte eine rührende Geschichte erzählend, welche die eigentliche Ursache ihres Besuches war.

Sie hatte einen Geliebten, nach ihrer Beschreibung schön, tugendhaft und, wie sie mir naiv versicherte, vollkommen ihrer werth. Er hatte indeß nichts, ihre Aeltern hatten auch wenig und wollten daher in die Heirath nicht willigen. Treu und zärtlich liebte er sie. Sonntags beim Tanze trug er immer ihre blaue Schleife, und grämte sich fast zu Tode. Da aber ihr Vater ihm das Haus verboten hatte, da Gretchen eingesperrt worden war, da ging er fort auf ein nahes Dorf in die Arbeit, um Geld zu verdienen, und Abends nur sahen sie sich je zuweilen auf einen Augenblick, allein ihr Geliebter wagte das Leben dabei, weil der Vater jedem Knechte die Erlaubniß gegeben habe, ihn todt zu schlagen, wenn er sich auf seinem Grund und Boden ertappen ließe, und den Knechten wäre das schon recht, weil sie ihn darum haßten, daß er Gretchens Schatz sei. Alles hatte sie bei ihrem Vater angewandt, allein das sei ein gar zorniger Mann, und frage blos immer: „womit will der Tagedieb Dich ernähren?“ Nun könne sie es fast nicht mehr ertragen. Heute Abend, während unsers Spazierganges, sei ihr Hans dagewesen. Er sehe ganz elend vor Kummer aus und brächte sich nächstens um, es läge blos daran, daß sie mitsterben wolle, und

er sich dazu nicht entschließen könne. Ich hätte ihr nun so viel Zutrauen eingeflößt. Sie hatte gedacht, wag's und klage dem Herrn deine Noth, mit zweihundert Gulden ist dir und dem Hans geholfen. Hat sie der fremde Herr übrig, so gibt er sie euch gewiß, und dann arbeiten Hans und Grete so lang, bis sie's dem fremden Herrn mit heißem Danke wiedererstatten können.

Bei diesen Worten senkte sich verschämt ihr Blick, dann aber heftete er sich vertrauensvoll auf mich. Ich Unglücklicher hatte indeß nicht funfzig, geschweige denn zweihundert Gulden bei mir. Ich hatte den festen Willen zu helfen, und versprach ihr daher von Frankfurt aus so viel zu senden, als sie wünschte, und wenn es sich thun ließe, selbst zu ihrer Hochzeit zu kommen. Das schöne Gretchen weinte und wollte mir die Hand küssen — doch — ich glaube, ich küßte ihm den Mund. Dann stand das Mädchen auf, nahm ihr Lämpchen und sagte ganz traurig: „O, wenn Sie doch Wort halten könnten oder wollten, denn sonst werden wir dort oben ein Paar werden müssen, denn ohne einander können wir nicht länger mehr bestehen — oder ich bin der Schande preisgegeben —" und somit wankte sie zur Thür hinaus. Ihre letzten Worte waren mir nicht räthselhaft.

Am andern Morgen fehlte es von Seiten meines Freundes nicht an Neckereien, und beim Einsteigen in den Wagen stand das schöne Gretchen, etwas bleich, fest zu mir aufblickend, unter der Hausthür.

Sechs Wochen mußte ich in Frankfurt, selbst der größten Verlegenheit bloßgegeben, auf meinen Wechsel warten, dann erhielt ich eine bedeutendere Summe und

eilte damit nach Wöhrstadt. Der Wirth im goldenen Anker saß traurig am Bettte seiner kranken Frau. Ich forderte Wein, ein Kellner brachte ihn. Nichts war von Gretchen sichtbar. Ich scheute mich, nach ihr zu fragen. Draußen im Mühlbach hatte sie und ihr Hans vor acht Tagen den Tod gefunden.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bio.
Lewald

Lewald, August,

Ein Menschenleben

Bd.: 2.

Leipzig 1844

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 4641 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236058-7